Bedauerlicherweise konnte mit Robert O. Weiss oder etwaigen Rechtsnachfolgern kein Kontakt hergestellt werden. Deswegen fehlt das Nachwort (S. 495–506).

Hinweise zur Kontaktaufnahme bitte an martin.anton.mueller@oeaw.ac.at

ARTHUR SCHNITZLER

GESAMMELTE WERKE

ARTHUR SCHNITZLER

Aphorismen und Betrachtungen

Herausgegeben von
Robert O. Weiss

S. FISCHER VERLAG

3. Tausend

© 1967 S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

Printed in Germany 1977

BUCH DER SPRÜCHE UND BEDENKEN

Aphorismen und Fragmente

Tiefsinn hat nie ein Ding erhellt;
Klarsinn schaut tiefer in die Welt.

Dieses Buch will keine Systeme, keine Weltanschauungen, keine Erledigungen bringen; es wollte das nicht einmal in dem Falle, daß der Verfasser Endgültigkeiten auf geistigem Gebiete für möglich oder auch nur für wünschenswert hielte.

Man nehme es einfach als Tagebuch, besser noch als eine Reihe von Bemerkungen, die anläßlich von Erlebnissen, äußeren und inneren, manchmal nach reiflicher Erwägung, öfter noch aus einer augenblicklichen Stimmung heraus aufgezeichnet wurden. Es kann nicht fehlen, daß in einem solchen Tagebuch manche Selbstverständlichkeiten enthalten sind oder Sätze, die nichts weiter sind als geistreich, also kaum mehr wahr; man möge sie nicht wichtiger nehmen als ich selbst es tue und mir nicht verübeln, daß ich sie habe stehen lassen. In einigen Fällen wäre es eine Überheblichkeit, in anderen eine Unehrlichkeit gewesen, sie zu streichen. Trotzdem trete ich für jeden meiner Aussprüche ein, auch für solche, die ich heute vielleicht nicht völlig aufrecht halten oder nicht einmal niederschreiben wollte. Ich bin nicht vermessen genug mir einzubilden, daß gerade immer mein letzter Gedanke der vernünftigste oder meine letzte Formulierung die am besten gelungene sei. Auch zu Beiläufigkeiten bekenne ich mich, deren eigentlicher Sinn dem Leser zuweilen deutlicher werden könnte, als er mir selbst immer geworden ist.

Einer der Gründe, die mich zur Herausgabe dieses Buches bestimmten, ist wohl auch der Wunsch, allerlei Irrtümer, absichtliche und unabsichtliche, über mein Verhältnis zu den sogenannten ewigen und zu manchen zeitlichen Fragen zu berichtigen; Irrtümer, wie sie sich leicht ergeben, wenn man z. B. Sätze, die ich irgendeiner erdichteten Figur in den Mund gelegt habe, als Ausdruck meiner persönlichen Überzeugung oder, wenn man gelegentliche artistische Spielereien, die dem Dichter wohl erlaubt sein müssen, als Ausdruck meines innersten Wesens aufzufassen, sich den Anschein geben möchte.

Keineswegs hat dieses Buch den Ehrgeiz, für sich allein zu bestehen. Es ist denjenigen meiner Leser zugedacht, denen ich aus meinen Werken so nahe gekommen bin, daß sie mir nicht nur ein Interesse ästhetisch-literarischer Natur, sondern auch eine Anteilnahme persönlich-menschlicher Art entgegenbringen. In diesem Sinne mögen sie es mit Freundlichkeit empfangen.

A. S.

Zur Ermutigung

So unvermeidbar ein Geschick dir scheine,
Neig ihm dein Haupt in frommer Demut nie.
Was heute sich des Schicksals Maske lieh,
War gestern *vieler* Möglichkeiten *eine*,
Und wird heut ohne dich die Wahl gefällt; –
Von *morgen* die ist dir anheimgestellt.

Wahlspruch

Ein Wahlspruch? Lange sinn' ich hin und her,
Ja, Kinder, wenn die Welt so einfach wär'!
Ich brauche, wie ich mich beschränken mag,
Doch ungefähr ein Dutzend jeden Tag.
Und wollt' ich je für morgen einen sparen,
Daß er verjährt war, mußt' ich stets erfahren.
So schrieb am besten ich »von Fall zu Fall«; –
Doch leider gilt auch der nicht überall.

Wort und Wahrheit

Vom steilen Weg ist Lipp' und Herz verdorrt,
Doch endlich lohnt ein köstliches Gelingen:
Der Wahrheit Tempel ragt an heil'gem Ort. –
Da dröhnt es aus dem Dunkel: Weiche fort!
Hier wird kein Sterblicher sich Einlaß zwingen,
Ein Riese hält am Tore Wacht: das Wort.

Einem Philosophen ins Stammbuch

Aus fremdem Leid hast du dich schnell gerettet
In die Idee.
Doch immer bleibst du irdisch fest gekettet
Ans eigne Weh.

Frühling im Herbst

Daß immer süßer dir von Jahr zu Jahre
Ins durst'ge Herz der Trank des Frühlings glitt, –
Begreifst du's nun, das Schmerzlich-Wunderbare?
Den bittern Tropfen Abschied trinkst du mit!

Die feinen Gaumen

Das hat uns feine Gaumen oft verdrossen:
Daß auch der Schaum, der nur den Rand bedeckt,
Nach dem ersehnten Trank im Becher schmeckt.
Wir schlürfen kaum und haben schon genossen.

Treib weit hinaus...

Treib' weit hinaus auf raschem Kahn
An schwülem Sommertage;
Die Mücken, die dir weh' getan,
Sind nur des Ufers Plage.

Von Ferne zu Ferne...

Von Ferne zu Ferne grüßt über Land
Ein Gipfel den andern, ewig verwandt.
Schwer dunsten die Täler ihnen zu Füßen
Und ahnen nichts von der Höhen Grüßen.

Einladung

Herzlich willkommen heiß' ich die Gäste,
Freu' mich doch lieber von weitem am Feste.
Mischt' ich mich selbst in den lustigen Reihn,
Tanz und Musik wär' nimmer mein.

Der Exakte spricht

Was kann ich als Wunder nehmen?
Ist etwas einmal geschehn,
So werd' ich mich nie bequemen,
Als Wunder es anzusehn.

Ewige Wahrheit

Ein Narr, der die Dame im Purpurkleid
Für morgen an den Tisch sich lüde.
Als ewige Wahrheit stolziert sie heut';
Und morgen erscheint sie als Frau Platitüde.

Freund und Feind

Dein Feind? Der über dich Böses spricht,
Und glaubt es im Grunde selber nicht.
Dein Freund? Der hört es geduldig an
Und meint: »'s ist immerhin etwas dran.«

An ein Mädchen

Immer, Mädchen, ohne Fehle
Gehst du zum Geliebten ein,
Leuchtet aus erfüllter Seele
Aller Glanz auf ihn allein.

Vergebliche Flucht

Und rennst du, Ungeduld'ger, noch so weit, –
Du rennst nur *dir* davon und nicht der *Zeit*.

Der neue Duft

– Und hast du einen neuen Duft empfunden,
Erzähl' es lieber nicht den »Ganzgesunden«.
Der eine klagt: Ihn hat ein Wahn erfaßt!
Ein and'rer lächelt: Pose wird es sein!
– Daß du vielleicht die fein're Nase hast,
Fällt wen'gen ein.

Wortspirale

Die Wortspirale drehst du nie zu Ende;
Und ob um eine Spule sie aus Gold,
Ob um ein Härchen, ob um nichts sie rollt, –
Eh du's erkundet, sinken dir die Hände.

Klarheit

O armer Bach, wie seicht rinnt dein Geriesel,
Auf deinem Grunde zähl ich jeden Stein!
Nicht seicht, nur klar, sprach drauf das Wässerlein,
Und Himmelsglanz vergoldet meine Kiesel.

Heb dich hinweg . . .

Heb dich hinweg mit deinem Schelten
Aus unsern Frühlingswanderreih'n!
Wer nur den schönsten Baum läßt gelten,
Dem kann im Walde wohl nicht sein.

Frohe Ahnung

Wie kommt's, daß um den neuerglühten Stern
Sie gar so laut und jubelnd sich gebärden?
Sie ahnen jenes rein're Glück nicht fern:
So recht im Herzensgrund enttäuscht zu werden.

Freudenfest

Was trug sich zu, daß heut an unsre Ohren
So laut der Lendenlahmen Jubel gellt?
Soeben wurde amtlich festgestellt:
Nach sieben Kindern, kerngesund geboren,
Kam ihrem Vater eines tot zur Welt.

An einen Rezensenten

Du schwörst, daß du nicht ihn gemeint
Und nur von Tröpfen sprachst im allgemeinen?
's ist wahr, du nanntest seinen Namen nicht –
So mag er dir mit Fug empfindlich scheinen.
Trotzdem, – verzeihe – bleibst du mir ein Wicht,
Solang du duldest, daß die *andern* meinen,
Du hättest *ihn* gemeint.

Recht hattest du . . .

Recht hattest du? – das will nicht viel bedeuten.
Nur was du *wirktest*, reicht in Ewigkeiten.

Arme-Leut-Stücke

Zuerst den Hunger abgetan –
Dann fangen die Probleme an.

Porträt

Wie stolz er sitzt, die Füße kaum im Bügel,
Verwegnen Blicks und mit verhängtem Zügel.
Vor allen andern käm' sein Roß ans Ziel, –
Wär's nicht aus Holz und stünd' im Ringelspiel.

Maske

Ihr sagt: Ein Übermensch. Verzeiht, ich merkte nichts.
Was mir erschien an heil'ger Bühnenstätte –
Wenn auch mit einer Maske menschlichen Gesichts –
War doch nur eine Übermarionette.

Beethovenfeier

Laßt Nachsicht walten, wenn ich auf Geheiß
Den Göttlichen nicht mitzufeiern weiß.
In Tempel tret' ich lieber schweigend ein
Und – wenn Ihr mir's vergönnen wollt – allein.

Nachwelt

Mag doch mein Name in nichts verklingen! –
Wenn sie nur meine Lieder singen!

Distichen

1

Dichters gewaltiges Herz, das mitschwang im richtenden Schwerte,
Gleichen mitfühlenden Schlags tönt es im fallenden Haupt.

2

Steinigt den Lästrer mir nicht, Ihr Frommen, der Gott, den er schmähte,
Ist's nicht der Eure zugleich, der auch den Lästrer erschuf?

3

Flatterndes Bändchen am Hut – so ziert auch die Frechheit den Jüngling.
Läßt er als Banner sie wehn, reißt sie ein Windhauch entzwei.

4

Beugt Ihr Euch jedem Geschehn, Ihr Frommen, als himmlischem Ratschluß –

Dürft Ihr den Frevler nicht schmähn, – preisen den Edeln nicht mehr.
Allmacht, wie Ihr sie versteht, sie schuf ja Gerechte wie Sünder,
Schuldlos vor ihr ist der Schelm, töricht wer richtet, wer straft.
Angst oder Wahn steigt so, nicht Andacht, empor im Gebete.
Und seinen Gott in der Brust hütet der Zweifler allein.

5

Flüstert die Welle zum Meer: du dünkst dich mit Unrecht gewaltig.
Zwar nur ein Teilchen von dir, flut' ich nach eig'nem Gesetz.
Braust aus der Tiefe die Antwort: Schon bist du gestaltlos zerflossen,
Eh du der Sterne Gebot schauernd erkannt über dir.

Unsterblichkeit

Gehn die Jahrhunderte hin, verlischt auf dem Grabstein dein Name –
Wär' er in Goldschrift geprägt; und auch der Marmor zerfällt.
Doch es entblühn deinem Staub noch in den entlegensten Lenzen,
Ewigen Duftes gewiß, Blumen von Faltern umschwebt.

Schiller-Feier

Zweifler und Gläubiger naht und Kluger und Tor im Gebete;
Fliegt es zum Himmel nicht auf, hat's doch der Nachbar gehört.
Halle füllt sich und Hain mit festlich verehrendem Volke;
Doch wer unsterblich, vernimmt stillen wie tönenden Dank.
Lasset, Ihr sorglichen Priester, entrückt Eurem prangenden Altar,
Göttlichem, das ich erkannt, schweigende Andacht mich weihn.

Ungläubige Distichen

1

Glaubenslos nennt Ihr, Ihr Frommen, die sich als Zweifler bekennen?
Aber sie glauben nur nicht, daß Ihr die Wissenden seid.

2

Weißt du's, Gekreuzigter, denn, ob selig im Glauben du hingingst?
Ob als todwürdige Schuld heimliche Zweifel du sühnst?

3

Achtung, der *Pöbel* rückt an – der Literat an der Spitze.
– Ach, wann erblick' ich das *Volk* – aber vom Dichter geführt?

4

Zwar, ich bewundere den Schwung; doch frag' ich: was flog durch die Lüfte?
War es ein marmorner Ball? War's eine Blase aus Schaum?

5

Feuchtet auch Mitleid ihr Aug': – schon die zweite Träne so fürcht' ich,
Haben sie, allzugerührt, eigener Güte geweint.

6

Hättest du, Gute, geahnt, *wie* tief sie dich heute begraben, –
Nimmer den Becher mit Gift hättest du gestern geleert.

Widmung in die Zukunft

Noch nicht Geborener du, einen Freund darf ich froh in dir grüßen.
Lebtest du heut schon, wer weiß, zählt' einen Hasser ich mehr.

In eigner Sache

1

Und klagt Ihr wieder Eure krit'sche Not,
Ich wüßte nur von Lieb' und Spiel und Tod
Das wohlvertraute Lied Euch vorzusingen –
So seid getrost: in diesen ew'gen drei'n
Ist alle Wahrheit und ihr Spiegelschein
Und Sinn und Seel von allen Erdendingen.

2

Vom Wirbel großer Zeit erfaßt, –
So stürmt Ihr weiter ohne Rast,
Nur ich bin stehn geblieben.
Und was Euch in den Kram nicht paßt,
Das hab' ich nicht geschrieben.

3

»Dies ist's, woran's vor allem dir gebricht:
Die tief're *Weltanschauung* hast du nicht.«
Nun, lächelnd Eurer zünftigen Verachtung,
Bescheid' ich weiter mich in *Weltbetrachtung*.

4

»So kühn dein Werk gedacht, erheben wir die Klage,
Daß man wohl ein *Problem*, doch keine *Lösung* sah.« –
Und just von mir gelöst wünscht Ihr die ew'ge Frage?
Glaubt mir, Ihr Herrn, die war's nicht, der's geschah.

5

Mit deinem Lob, o Rezensent,
Wie gern wollt' ich mich brüsten,
Verbeugtest du dich nicht am End'
Vor meinem Pamphletisten.

6

Berühmt? – Ach Gott, ich bin es viel zu sehr.
Wär's minder ich, und kenntet Ihr mich mehr!

1

Ihr mögt mich ruhig einen Liberalen, einen Rationalisten und einen Skeptiker nennen; – ich nehme es gerne hin und keineswegs als Vorwurf, wie es von Euch gemeint ist. Denn so sehr ich mir wünschte, die Menschen im Genusse völliger Freiheit zu sehen, ich weiß wohl, daß die wenigsten etwas Vernünftiges mit ihr anzufangen, ja die meisten sie überhaupt nur zu mißbrauchen wüßten. Und so gerne ich in Ermanglung jedes andern Hilfsmittels zur Erforschung geringerer und höherer Wahrheiten meinen Verstand zu nützen versuche, ich spüre dessen Unzulänglichkeit und Begrenzung nach allen Seiten; – und was endlich meine Zweifel anbelangt, so ist in ihnen so viel Andacht, daß sie der Frömmigkeit immer noch verwandter sein dürften als das, was Ihr Euern Glauben nennt.

2

Wenn ich etwas glaube, so messe ich diesem Glauben nicht einmal für mich selbst jemals dogmatische Bedeutung bei. Das, was ich meinen Glauben nenne, ist nur der Ausdruck dafür, daß mir nach meiner Anlage, meinen Erfahrungen, meiner Denkart, für irgendeine bestimmte Erscheinung, irgendeine bestimmte Erklärung als die plausibelste erscheint; – keineswegs der Ausdruck dafür, daß ich bereit wäre, für diesen meinen Glauben, d. h. also für die allgemeine Beweiskraft meiner persönlichen Erfahrungen oder die Alleingültigkeit meiner persönlichen Denkweise in den Tod zu gehen. Das Martyrium war immer nur ein Beweis für die Intensität, niemals für die Richtigkeit eines Glaubens. Und wir können den andern niemals den Glauben an das suggerieren, was wir glauben, sondern im allerbesten Fall nur den Glauben an unseren Opfermut.

3

Unsere Fragen an die Gottheit sind es, die uns reicher machen, nicht die spärlichen Antworten, die uns zuteil werden. Die Sehnsucht ist es, die unsere Seele nährt und nicht die Erfüllung; und der Sinn unseres Lebens ist der Weg und nicht das Ziel. Denn jede Antwort ist trügerisch, jede Erfüllung zerfließt uns unter den Händen, und das Ziel ist keines mehr, sobald es erreicht wurde.

4

Deine Ahnung vom Göttlichen –: du hältst sie für eine Frage, die du an die Unendlichkeit richtest; doch du irrst: sie ist schon die Antwort, die dir aus der Unendlichkeit zurücktönt – und die einzige, die du zu erwarten hast.

5

Der Weg vom religiösen Gefühl zum Dogma ist unendliche Male weiter als der vom Dogma zum religiösen Wahnsinn.

6

Alle Menschen auf Erden sind der Unendlichkeit und der Ewigkeit bewußt. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, in welchem Grade den einzelnen dieses Bewußtsein erschüttert. Der eine glaubt an einen persönlichen Gott über den Dingen und Menschen, der andere an den eigenen Willen als an seinen Gott, die einen sind demütig, die andern lehnen sich auf, und alle, ein jeder mag sich verhalten wie er mag, – alle sind sie gläubig.

7

Wer Gott *glaubt*, mag zu ihm beten, wer ihn *weiß*, dessen Andacht heißt Arbeit.

8

Jede gefühlsmäßige Beziehung zu Gott ist sinnlos, Auflehnung nicht minder als Ergebung, denn der Altar, vor dem wir im Staube liegen, wie der, den wir zertrümmern wollen – wir sind es immer selbst, die ihn aufgerichtet haben.

9

Solange jeder Narr, jeder Theolog, jeder Betbruder und jeder Feuilletonist sich erlauben darf, das Wort Gott so zu verstehen und so anzuwenden wie es ihm gerade im Augenblick genehm ist, wird jede Diskussion über religiöse Fragen unfruchtbar bleiben.

10

Daß wir einen Gott ahnen, ist nur ein unzulänglicher Beweis für sein Dasein. Ein stärkerer ist, daß wir fähig sind, an ihm zu zweifeln.

11

Auch bei den freiesten Denkern findet man häufig eine gewisse Unfreiheit, findet man Vorsicht, um nicht zu sagen Feigheit, sobald dasjenige Gebiet in Frage kommt, das man als das religiöse bezeichnet. Haben sie auch jede Ehrfurcht abgeschworen, die Ehrfurcht vor gewissen überkommenen Begriffen, ja Worten, die mit religiösen Begriffen zusammenhängen, bleibt immer noch bestehen. Ja, es ist die Abneigung oder die Scheu nicht zu verkennen, aus der sogar eine strengere Abgrenzung des Begriffs Religion vermieden wird. Ist es nicht sonderbar, daß die Irreligiosität als solche selbst von sonst leidlich klugen Leuten als Vorwurf, ja sogar als Beschimpfung angewandt und von manchen auch so empfunden wird? Ist man sich wirklich immer noch nicht klar darüber, daß Irreligiosität im eigentlichen Sinne so wenig existiert als Atheismus? Es gibt höchst vortreffliche Menschen, die sich für die sogenannten religiösen Probleme einfach nicht interessieren und es vorziehen, sich mit anderen, z. B. mit solchen der Geschichte oder der Naturwissenschaft zu beschäftigen und die sich mit dem einen, aber jedesfalls unbezweifelbaren Dogma

begnügen, daß es gewisse außerhalb von uns waltende Gesetze gibt, auf die unser Wille keinerlei Einfluß hat; die es aber dabei ablehnen, einen persönlichen oder gar anthropomorphen Gott zu glauben, der sich für ihr privates Schicksal interessiert. Doch jeder, auch der Gottloseste, setzt an Stelle dessen, was dem andern eben Gott ist, einen andern Begriff, eine andere Vorstellung, eine andere Vermutung ein. Wie viele Geisteskraft ist seit Erschaffung der Welt auf Diskussionen über religiöse Fragen nutzlos aufgewendet worden und wie lange wird es noch dauern, bis man sich entschlossen hat, alle hieher gehörigen Erwägungen und Erörterungen als das anzusehen, was sie sind: als Zwangsvorstellungen innerhalb des Metaphysischen.

12

Noch keinen Menschen hat es in persönliche Gefahr gebracht, wenn er sich gegenüber großen Geistern der Kunst oder der Wissenschaft, in denen sich das Göttliche kundgibt, unehrerbietig äußerte. Ungestraft, mindestens ohne Gefahr darf man Goethe, Beethoven, Michelangelo schmähen oder höhnen (von Männern der Wissenschaft und manchen Geistern, die noch lebendig auf Erden wandeln, gar nicht zu reden); – ein unehrerbietiges Wort über Christus, Franz von Assisi oder irgendeinen anderen Heiligen kann auch heute leicht für den, der es wagt, bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Nur in Religionsdingen wird Taktlosigkeit, ja wird schon der Zweifel übel angesehen und unter Umständen, wenn auch nicht mehr mit Inquisition und Scheiterhaufen, so doch nach immer noch bestehenden Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches bestraft. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn mit gleicher Strenge auch gegen Personen vorgegangen würde, deren Lästerung sich gegen die Manifestation des Geistigen auf anderem als rein religiösem Gebiete richtet. Freilich auch bei manchen, die das Göttliche in Goethe, Beethoven, Michelangelo zu empfinden wohl imstande sind, ist der Ton, in dem sie irgendeinem Heiligen huldigen, immer noch ein anderer als der, in dem sie ihre Ehrfurcht vor den großen Geistern der Kunst und Wissenschaft zum Ausdruck bringen, denn in den sogenannten religiösen Huldigungen schwingt stets etwas von Byzantinismus, wenn nicht gar von Feigheit mit.

13

So hoch sich der Glaube emporzuschwingen vermeint, an der Unendlichkeit gemessen – und hier gibt es kein anderes Maß – ist er gerade so weit von Gott entfernt wie der Zweifel.

14

Ergebung – oder Auflehnung –? Ja, wenn sich das ein für alle Mal entscheiden ließe. Fühlen, wann zum einen, wann zum andern der Anlaß gegeben ist, das erst ist Religion – oder Philosophie – oder beides zugleich.

15

Ein *Hauch* von Zweifel schon macht den Glauben zum Unsinn, ja hebt ihn gewissermaßen auf, während gelegentliche Anfälle von Gläubigkeit dem Zweifel im wesentlichen kaum etwas anhaben können, ja ihn eigentlich erst recht zu bestätigen scheinen.

16

Es stünde besser in der Welt, wenn nicht jeder Fromme sich an Seelenadel über den Zweifler, – nicht jeder Zweifler an Klugheit über den Frommen sich erhaben fühlte. Auch der Zweifler kann ein Dummkopf, der Fromme ein Schuft sein – und beide – beides.

17

Gäbe es nur Zweifler auf der Welt und keine Frommen, so hätte der Zweifel jeden Sinn verloren, und es bliebe ihm nichts übrig, als sich selbst Glaube zu nennen.

18

Es gibt zweierlei Skepsis: Die eine Art: zweifeln um jeden Preis, die andere: nichts ohne Prüfung gelten lassen. Im ersteren Sinne ist Skepsis nichts als Leichtgläubigkeit mit negativem Vorzeichen, und ein solcher Skeptiker unterscheidet sich von dem Leichtgläubigen vielleicht nur durch Mangel an Naivität und durch Überheblichkeit. Die Skeptiker der anderen Art aber er-

füllen nur ihre Menschenpflicht, wenn sie sich über Tatsachen und Erscheinungen genaue Rechenschaft abzulegen suchen, ehe sie sich entschließen, sie anzuerkennen, sie sind die Fragenden, Betrachtenden, Forschenden, also die wahrhaft Frommen.

19

Mit Fortschritt und Entwicklung hat Glaube und Zweifel nichts zu tun. Nur der Tätige bringt die Welt weiter, und da sowohl der Gläubige, als der Zweifler tätig sein können, so wird es das beste sein, jeden in demjenigen Seelenzustand zu belassen, der eben seiner Tätigkeit förderlich ist.

20

Welch ein sonderbarer Drang der Menschheit, auch die wenigen relativen Gewißheiten, die sie sich im Laufe der Zeit zu erobern vermochte, nicht etwa durch die Entdeckung neuer Tatsachen, sondern einfach nur durch Zweifel an der relativen Gewißheit der bisher entdeckten ins Schwanken zu bringen! Und am stärksten ausgeprägt sind diese Zweifel gerade bei den sogenannten Gläubigen. Gerade diese sind immer wieder geneigt, die Zeugnisse unserer Sinne, die Folgerungen unserer Vernunft zu verhöhnen und an die Stelle eines wenn auch noch so problematischen Wissens den Glauben zu setzen, den sie manchmal auch, hochmütig genug, den wahren Glauben zu nennen belieben – als wenn der weniger problematisch wäre.

21

Ob einer glaubt, das weiß er im allgemeinen selber nicht. Darüber, daß er zweifelt, ist sich jeder ohneweiters klar. Er weiß nur nicht immer woran.

22

Man weiß von manchem Strenggläubigen, der an Gott irre ward, weil ihn ein großes Unglück traf – mochte er es auch selbst verschuldet haben; doch man hat noch keinen gesehen, der seinen Glauben darum verlor, weil ihm ein unverdientes Glück zuteil wurde.

23

Von wie verräterischer Vorsicht ist doch manchmal die Sprache! Sie hat das Wort Verzweiflung gebildet, das aus dem Zweifel kommt – eine Steigerung des Ausdrucks, die fast wie ein Urteil, eine Verdammung, eine Strafe wirkt; aber sie hat sich gehütet, aus dem Wort Glaube das Wort Verglaubung zu bilden, das in allzu fataler Weise an das Wort Versklavung erinnert.

24

Es mag vorerst als paradox erscheinen, daß Politik, Nationalökonomie, Mathematik – phantastische Elemente; daß hingegen Religion, Philosophie, Kunst – exakte Elemente in der Ökonomie des menschlichen Geistes bedeuten. Und doch verhält es sich nicht anders.

In der Politik gibt es trotz Weltgeschichte, Völkerrecht und Staatskunst nichts, was man als feste Regel bezeichnen dürfte. Die Nationalökonomie beruht vor allem auf Kenntnis der sozialen Verhältnisse, die doch im ewigen Flusse begriffen sind; Weltwirtschaft, Bodenwert, Industrie, Geldumlauf sind ihre Probleme, die von Jahr zu Jahr, von Land zu Land in anderer Weise betrachtet und behandelt werden müssen. Die Mathematik endlich weist überall, wo sie sich über das rein Arithmetische und Geometrische erhebt, schon in der Algebra, mehr noch in der analytischen Geometrie, vor allem aber in der Differential- und Integral-Rechnung durchaus in metaphysische Regionen.

Im Gegensatz hierzu sind es Religion, Philosophie und Kunst, die umso mehr nach Gesetz, Ordnung und Form streben, in je höherem Maße sie ihre Idee erfüllen. Jede Religion (nicht etwa im Sinn von religiösem Gefühle, das hier, wo von Elementen innerhalb der Ökonomie des menschlichen *Geistes* die Rede ist, nicht in Betracht kommt) bedarf ihres Mythos, ihrer Dogmen, ihres Rituals, jede Philosophie geht darauf aus, ein System des Weltenbaus zu errichten oder doch in festen Linien eine Weltanschauung zu umschreiben, und Kunst ist an den Begriff der Form unlöslich gebunden.

Was verwirrend wirkt, ist freilich der Umstand, daß gerade auf diesen Gebieten: der Religion, Philosophie und Kunst sich unklare, unredliche und schwindelhafte Geister besonders wohlbehagen, während in Politik, Nationalökonomie, Mathematik be-

rufsmäßig dürrere und eingeschränktere Naturen sich zu betätigen pflegen.

So könnte es also scheinen, daß gerade die wesentlichsten Gebiete menschlicher Kultur, entgegen der ihnen immanenten Idee, von hiezu nicht geeigneten Geistern verwaltet werden.

Scheinen, – sage ich, denn was hier ausgeführt wurde, gilt eben nur für die Mittelmäßigen, für den Durchschnitt, für den Fachmann.

Gerade bei den höheren Menschenexemplaren, bei den »geborenen« Verwaltern all jener Gebiete, stellt sich ohneweiters das richtige Verhältnis her. Der Politiker von Rang, also eigentlich der Staatsmann; der wirkliche Nationalökonom, also der Reformator; der wirkliche Mathematiker, also der Denker in Raum und Zeit oder über sie hinaus; – diese alle sind nur als phantastisch oder vielmehr als phantasievoll angelegte Naturen vorstellbar. Der wirkliche Priester aber, also der Helfer; der wirkliche Denker, also der Logiker; der wirkliche Künstler, also der gestaltet und in Rahmen faßt; alle diese werden ihrem Ziel umso näher kommen, je exakter, je pedantischer sie ihre Sache betreiben; – wobei wir freilich sowohl die Bezeichnung Phantast wie die Bezeichnung Pedant in ihrem ganz ursprünglichen, den meisten Leuten kaum mehr gegenwärtigen Sinn verstehen; nicht mit dem spöttischen Nebenklang, den die Philister diesen Bezeichnungen zu geben pflegen.

25

In der letzten Zeit wird der Verstand gar übel behandelt, ja von den Mystikern, Okkultisten und Frommen geradezu verhöhnt, weil er sich unfähig erweist, alle Fragen zu beantworten, die an ihn gestellt werden. Hat er sich das jemals eingebildet? Hätte er's getan, verdiente er nicht mehr Verstand zu heißen. Er kennt sich und er kennt seine Grenzen. Er weiß, daß er nichts ist als ein bescheidenes Licht im Dämmer der Unendlichkeit, aber immerhin das einzige, das uns zur Verfügung steht. Er leuchtet wohl nur in die nächste Umgebung; aber sollen wir es darum ausblasen und völlig im Dunkel gehen, wenn wir nicht zu den Glücklichen gehören, denen jenes unsichere Flimmern von oben genügt?

26

Was wir den Menschen als ihr metaphysisches Bedürfnis gutzuschreiben pflegen, ist selten etwas anderes als ihre Neigung, mit ihren Gedanken in unkontrollierbarem Gebiet umherzuschweifen, keine letzte Verantwortung tragen zu müssen und sich bei all dem noch großartig vorzukommen.

27

Von der verwirrenden Vielfältigkeit der Einzelerscheinungen retten wir uns zu der trügerischen Gesetzmäßigkeit naturwissenschaftlicher Systeme; von der dämmerigen Unfaßbarkeit menschlicher Schicksale zur schillernden Helle philosophischer Betrachtungen; von den erschütternden Rätseln der Unendlichkeit zu den ragenden Symbolen der Gottheit, in deren tiefen Schatten die Qual des Zweifels zur Demut des Glaubens sich beruhigt: – und so sind wir stets auf der Flucht aus der chaotischen Wahrheit, die wir weder zu fassen noch zu ertragen imstande gewesen wären, in den trügerischen Trost einer willkürlich geordneten Welt.

28

Das Reinigungswerk des Geistes, am Geiste, muß bei der Sprache beginnen. Jedes Wort hat sozusagen fließende Grenzen, umso fließender, je mehr es einen Begriff bezeichnen soll. Diese Grenzen müssen, so weit es überhaupt möglich ist, reguliert werden. Immer wieder staunt man bei der Lektüre philosophischer, besonders aber religiöser Schriften, also überall dort, wo es sich um schwer Faßbares, gleichsam Unkontrollierbares handelt, welche nichtssagende, scheinbar vieldeutige, sentimentale, pathetische Sätze hingeschrieben worden sind. Und immer wieder müssen wir uns dabei ertappen, daß wir selbst solche Sätze, wenn auch zuweilen ärgerlich und ablehnend, doch mit einem gewissen Respekt lesen, als ob schon das Abstrakte an sich uns mit einem ehrfürchtigen Schauer erfüllte.

29

Im Wesen des Dilettanten liegt es, sich ohne nötige Vorbereitung, Anlage und Kraft an den letzten Problemen der Wissenschaft und den höchsten Aufgaben der Kunst zu versuchen. In diesem Sinne scheint der Philosoph geradezu den Dilettanten an sich zu bedeuten. Er ist stets daran, sich mit den allerletzten und höchsten, an sich unlösbaren Fragen zu befassen, sich an die Unendlichkeit, die Ewigkeit, also an die Gottheit selbst heranzudenken, und vergißt, daß vorher, ehe solche Bemühung überhaupt Aussicht auf Erfolg und irgendeinen Sinn haben könnte, sämtliche Probleme geringerer und begrenzterer Art, der Naturwissenschaft und der Geschichte vor allem, vollkommen erledigt und gelöst sein müßten. Solange aber die Menschheit weiter strebt, wird das niemals der Fall sein. Somit werden uns die Prämissen zu dem, was man rechtens Philosophie nennen dürfte, immer fehlen, und jeder Philosoph, der die Unendlichkeit und die Ewigkeit nicht miterlebt, ist für seinen Beruf zu früh gekommen.

30

Symbole, Abstrakta, ja schon die Pluralia – das sind ebensoviele Fluchtversuche aus der erschütternden und verwirrenden Realität der Dinge in Spekulation, Metaphysik oder zu Gott.

31

Die Philosophie vermag im letzten Sinn nichts auszusprechen als Tautologien; geht sie darüber hinaus, so fängt im günstigen Fall die Dichtung, im gleichgültigen das Geschwätz, im schlimmen die Dogmatik an.

32

Die Basis, auf der wir unseren Gedankenbau aufführen, mag Fiktion sein oder wenigstens nicht nach geistesarchitektonischen Regeln entworfen; – wir bedürfen einer solchen Basis im allgemeinen doch nur zu Beginn unseres Werkes. Es handelt sich darum, daß der Bau, den wir auf der Grundlage unserer aprioristischen Überzeugungen aufzurichten versuchen, Kraft und Gesetz in sich trage, um sich in sich selbst zu halten und in die Höhe zu streben.

33

Tiefe eines Gedankens ist keine Eigenschaft an sich. Ein Gedanke erscheint uns dann tief, wenn er klar, stark und wahr ist, immer also, wenn er vom Hauch des Erlebnisses umwittert ist, dem er seine Entstehung verdankt. Zuweilen wird aber Tiefe eines Gedankens erst durch die künstlerische Form des Ausdrucks offenbar, noch öfter freilich nur vorgetäuscht.

34

Alle Spekulation, vielleicht alles Philosophieren ist nur ein Denken in Spiralen; wir kommen wohl höher, aber nicht eigentlich weiter. Und dem Zentrum der Welt bleiben wir immer gleich fern.

35

Lassen wir uns an der Wahrheit genügen, daß die Parallelen sich erst in der Unendlichkeit treffen und zerbrechen wir uns nicht den Kopf darüber, was sich nach erfolgter Begegnung mit ihnen noch weiter ereignen könnte.

36

Gestern war Vergangenheit – und du maßest dir das Recht an, zu vergessen? Morgen ist Zukunft – und du traust dir die Kraft zu, ein neues Leben zu beginnen? Heute ist Gegenwart – und du wähnst, von einem festen Punkte aus vor und hinter dich zu schauen? Was dächtest du von einem Schwimmer, der in einem reißenden Fluß dahintreibt und bei jedem Tempo sich einbildete, es sei ihm gelungen, ihn in drei Abschnitte zu teilen?

37

Es ist schade, daß die meisten Rationalisten so wenig Verstand und die meisten Mystiker beinahe gar keine Phantasie haben. Sonst könnten sie sich vortrefflich verstehen und würden vielleicht manchmal merken, daß sie derselben Ansicht sind und nur in verschiedenen Sprachen reden.

Wenn du vor den Altar der Wahrheit trittst, so wirst du dort viele auf den Knieen finden. Doch auf dem Wege dahin wirst du immer allein gewesen sein.

1

Hüte dich davor, dich mit Leuten in Diskussionen einzulassen, die allzu rasch mit Gegengründen aus dem Gebiet des Metaphysischen und des Unbewußten bei der Hand sind. Es sind Feiglinge des Gedankens, die, statt einen redlichen Kampf mit dir im Tageslichte aufzunehmen, sich in die Büsche der Unverantwortlichkeit zu schlagen vorziehen und, aus dem Hinterhalt, Giftpfeile von Phrasen, Paradoxien und Überheblichkeiten abschnellen und die Undurchdringlichkeit, die sie um sich verbreiten, als innere Erleuchtung, wenn nicht als Begnadung von oben ausgeben.

2

Ohne die Annahme eines freien Willens wären wir genötigt, alle unsere ethischen Begriffe von Schuld und Sühne, Güte und Bösheit, Bedeutung und Nichtigkeit aufzugeben und für sie Bezeichnungen zu finden, die ohne den Ton ästhetischer oder moralischer Wertungsversuche nur das Kausalitätsverhältnis zum Ausdruck brächten. Jede Idee der Verantwortung wäre aus der Welt geschafft, es bestünde kein Anlaß, zu lieben und zu hassen, zu belohnen und zu bestrafen, zu bewundern und zu verachten, zu verzeihen und zu rächen, stolz oder beschämt zu sein. So war es nicht so sehr ein moralisches und religiöses Postulat der Menschheit, als Gegenspieler der Kausalität den freien Willen eintreten zu lassen, der ja doch wieder nichts anderes ist, als die für die Dauer der persönlichen Existenz in das Individuum gesperrte Kausalität, als vielmehr ein *ästhetisches* Postulat, durch dessen Erfüllung der Menschheit die Flucht aus der tödlichen Langeweile einer verantwortungslosen Welt gelang, wie eine streng deterministische Auffassung sie natürlich annehmen mußte. Nach dieser Auffassung wäre aber auch die Annahme eines freien Willens nur nach dem ewig wirkenden Gesetz der Kausalität erfolgt, so wie am Ende auch das Götzenbild nicht als ein dem Göttlichen entgegengesetztes, sondern als ein durch die Gottheit bedingtes Element zu gelten hätte.

3

Folgen wir irgendeinem Ereignis weiter nach rückwärts längs aller Kettenglieder der Kausalität ohne scheinbar irgendwo einen freien Willensakt zu entdecken (da ja der freie Willensakt nichts anderes sein kann, als der Ausdruck des in das Individuum gesperrten Kausalitätsgesetzes), so gelangen wir naturgemäß an den Anfang aller Dinge. Es geht aber in unsere Vorstellungsgabe – und nur auf diese kommt es an – nicht hinein, daß zum mindesten damals (und dieses Damals hat auch in der Unendlichkeit Geltung) nicht eine Anzahl von Möglichkeiten vorhanden gewesen sein sollte, und wären es auch nur die beiden Möglichkeiten von Nichts und Etwas. Ist unsere Welt, da sie nun einmal ist wie sie ist, die einzig mögliche aller Welten, so müssen, bevor sie da war, auch andere Möglichkeiten vorhanden gewesen sein. Damals ist also eine Wahl getroffen worden. Im Anfang aller Dinge muß irgend etwas wirksam gewesen sein, das wir nach unseren Denkgesetzen nicht anders bezeichnen können, denn als Wille, wenn wir das Wort Gott nicht vorziehen. War aber irgendeinmal ein Wille da, so ist nicht einzusehen, ja nicht einmal zu begreifen, warum er nicht immer da gewesen und immer noch da sein sollte. Und wenn er immer war und immer ist und sein wird, so ist nicht einzusehen und nicht zu begreifen, warum er nicht in jedem einzelnen Menschen in jeder Sekunde wirksam sein könnte und sollte, womit die Wahl in jedem einzelnen Falle in unsere eigene Hand gelegt, Gott also als Wille in uns ununterbrochen vorhanden ist.

4

Der Determinist setzte das Unfaßbare, das Wunder, an den Anfang aller Dinge. Ist es darum weniger unfaßbar, weniger Wunder, weniger Gott, als wenn er immer und überall am Werke wäre? Wäre ein Gott, der sich nach jenem ungeheuern Anstoß zur Ruhe setzte, aus der Welt schwand, weil sich nun alles nach dem von ihm geschaffenen Gesetz der Kausalität von selbst weiter bewegte, nicht ebenso wunderbar als derjenige, der dageblieben wäre, weiter wirkte ohne Unterlaß in jedem Menschen, jedem menschlichen Gedanken, jeder menschlichen Willensregung? Und wohin sollte denn jener Gott der Deterministen geschwunden sein? Ob er nun da ist oder nicht mehr da ist, er bleibt unfaßbar, bleibt ein Wunder, bleibt Gott.

5

Kann man sich wirklich einen Gott vorstellen, der sich einfach damit begnügte, das Kausalitätsgesetz zu schaffen, worauf dann vom ersten Anstoß an, mit dem er die Welt in Gang brachte, die weiteren Geschehnisse unabänderlich und vorbestimmt sich abrollten? Nein, so leicht hat Er es sich nicht gemacht: Er hat sich einen ebenbürtigen Gegner ins All gesetzt, den freien Willen, der in jedem Augenblick bereit ist, mit der Kausalität den Kampf aufzunehmen und es sogar dann tut, wenn er selber glaubt, sich einem unerforschlichen Ratschluß in Demut zu unterwerfen.

6

Ohne unseren Glauben an den freien Willen wäre die Erde nicht nur der Schauplatz der grauenhaftesten Unsinnigkeit, sondern auch der unerträglichsten Langweile. Verantwortungslosigkeit hebt jede ethische Forderung, kaum daß sie ins Bewußtsein trat, als wesenlos wieder auf; das Ich ohne das Gefühl der Verantwortung wäre überhaupt kein Ich mehr, die Erde kein Schauplatz von Tragödien und Komödien, die sich zwischen Individuen abspielen, sondern ein läppisches oder trauriges Possenspiel zwischen freiwaltenden Trieben, die sich zufällig in dem einen oder andern Individuum verkörpern.

7

Seltsam das Bedürfnis der Menschen auch in Fällen, wo die uns bekannten ewigen Gesetze, das der Kausalität z. B., zur Erklärung wunderbarer Vorfälle völlig ausreichen, nach noch verborgeneren, noch tieferen, nach metaphysischen Gesetzen zu suchen. Ja, ist ihnen denn das Gesetz der Kausalität nicht metaphysisch genug?

8

Würde der Glaube an die alleinige Herrschaft des Kausalitätsgesetzes sich allgemein und unbedingt durchsetzen, so wäre ein vollkommener Quietismus die Folge, der allmählich jede Art von Bewegung innerhalb der menschlichen Gesellschaft vernichten müßte. Doch ist hier ein Korrigens dadurch geschaffen, daß jemand, der vom Kausalitätsbewußtsein vollkommen durchdrun-

gen, im Sinne dieses Bewußtseins leben wollte, in jedem Falle von den andern daran gehindert würde. Denn schon in den einfachsten Kämpfen der Existenz wird er sich genötigt sehen, auch dort, wo er aus seinem Kausalitätsbewußtsein heraus sich entschlossen hätte, nicht zu lieben und nicht zu hassen, doch *so zu handeln*, als liebte und haßte er; – einfach aus Selbsterhaltungstrieb.

9

Jedes Wenn, jeder Konjunktiv hebt die Welt gewissermaßen auf; und doch, in jedem philosophischen Gespräch bleibt uns eben nichts übrig, als die Welt ein Dutzend Mal aufzuheben und sie wieder von neuem aufzubauen. Alle unsere Kritik, ja all unser Denken ist immer wieder eine Auflehnung gegen die Kausalität als oberstes Gesetz. Der freie Wille aber wirkt immer nur den Bruchteil einer Sekunde lang. Hat er seine Funktion erfüllt, so ist das, was er gewirkt hat, unwiderruflich im nicht mehr zu Ändernden, nicht mehr Wegzudenkenden, im Geschehenen, daher Notwendigen, untergetaucht.

10

Die sogenannte Überkausalität, von der die neueren Geschichtsphilosophen sprechen, unterscheidet sich in ihrem Wesen nicht im Geringsten von jener Alltagskausalität, unter deren Herrschaft alle irdischen Dinge stehen. Es wäre beinahe ebenso widersinnig, von einer Überzeit, von einem Überraum zu sprechen, innerhalb deren sich die weltgeschichtlichen Ereignisse abspielen, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Zeit und dem gewöhnlichen Raum, wo sich die anderen Dinge begeben. Es ist nur ein Beobachtungs-, ein Denkfehler, wenn uns das historische Geschehnis unter anderem höheren Gesetz zu stehen scheint als Privat- und Alltagserlebnisse. Jenes hat größere Wirkungen, nicht größere Ursachen als diese. Schicksalsnotwendigkeiten, die wir in historischen Geschehnissen zu entdecken glauben, sind eine nachträgliche Fiktion des Betrachtenden.

Wäre Napoleon 1813 nicht geschlagen worden und hätte er das Weltreich gegründet, von dem er träumte, dann erschiene uns eben heute dieses Reich (wenn es noch bestände) als Ausdruck einer geschichtlichen Notwendigkeit, gerade so wie die Entstehung des römischen Weltreichs uns heute als solche erscheint.

Jeder Augenblick unseres Daseins ist der Kreuzungspunkt einer unendlichen Vielheit von Kausalitätsketten, aber nicht jeder dieser Augenblicke ist für unser persönliches Geschick gleich bedeutungsvoll. Es ist etwas anderes, ob wir uns in stiller Zeit in unserem gesicherten Wohnraum befinden oder auf dem Weltmeer bei Sturm oder in einem Epidemiespital oder auf einem Schlachtfeld. Wir erleben einen Schicksalsmoment, wenn die sich kreuzenden Kausalitätsketten vermehrte Gefahren und erhöhte Möglichkeiten des Todes mit sich bringen.

Je bedeutender das geschichtliche Individuum ist, umso häufiger wird es sich an derartigen gefährdeten Kreuzungspunkten befinden, nicht nur durch die Gewalt der Umstände, sondern auch durch persönliche Neigung.

Aus dem Umstand, daß seit Weltbeginn eine Anzahl von Kulturen in sehr ähnlicher Weise begonnen, sich ähnlich weiterentwickelt haben, wie die unsere, aus diesem Umstand zu schließen, daß auch die unsere zu baldigem Untergang bestimmt sei, ist zweifellos erlaubt; aber es erscheint durchaus überflüssig, darum den mystischen Begriff einer Überkausalität zu postulieren. Die Gleichheit oder zumindest die Ähnlichkeit in der Entstehung, in der Entwicklung, in den Begleiterscheinungen, ja in der Lebensdauer verschiedener menschlicher Kulturepochen ist einfach darin begründet, daß die biologischen Gesetze, unter denen die Menschheit steht, immer die gleichen bleiben. Diese Gesetze aber, die unseren Erfahrungen nach gerade so feststehend sind, wie die Gesetze des Sternenlaufs, haben mit Kausalität nichts mehr zu tun. Es sind aprioristische Naturgesetze, man mag sie Schicksal nennen oder Gott, – warum aber Überkausalität, da sie ja mit Kausalität überhaupt nichts zu tun haben?

11

Was ein großer Mensch erlebt, so unbeträchtlich es erscheine, ist immer Symbol; was ein schwacher und gar ein kranker Mensch erlebt, immer ein Symptom, so wenig es mit seiner Schwachheit oder seiner Krankheit scheinbar zu tun habe.

12

Es ist der Hauptfehler jeder geschichtlichen Betrachtung, daß sie jedes Ereignis, auch das an sich kläglichste – wenn es sich in

seinen Folgen in weiterem Umkreis auswirkt – mit einem Nimbus von Großartigkeit zu umgeben sucht, indem sie ein Resultat, das nach dem Gesetz der Kausalität eintreffen mußte, als Ausdruck einer aprioristischen Idee und nicht einfach als *logische*, sondern als sogenannte *historische* Notwendigkeit ausgibt.

13

Daß in der Schlacht irgendeine Kugel irgendeinen Soldaten trifft, wird uns a priori niemals schicksalshaft erscheinen. Eher schon werden wir es als schicksalshaft empfinden, wenn dieser selbe Soldat nicht im Gefecht, sondern beispielsweise beim Wasserholen durch eine verirrte Kugel oder wenn er nach geschlossenem Waffenstillstand oder als der Letzte im Kriege fällt. In diesen Fällen sprechen wir auch von unglücklichen Zufällen, woraus schon zu ersehen, daß Schicksal und Zufall genau dasselbe sind, daß Zufall nur das banalere und Schicksal das pathetischere Wort bedeuten. Für den Soldaten selbst, wie immer er seinen Tod gefunden, war dieser Tod in jedem Falle Schicksal und die Kugel schicksalshaft, wohl auch für seine Frau und seine Kinder.

Trifft die Kugel aber den General oder gar den Feldherrn, so werden wir diesen Umstand keineswegs mehr als Zufall, sondern als Schicksal, und was immer auch daraus erfolgen mochte, als historische Notwendigkeit bezeichnen. Nicht vielleicht, weil der Lauf dieser Kugel unter anderen Gesetzen stand als sonst Kugeln zu stehen pflegen, sondern weil der Tod des Generals oder gar des Feldherrn in weiterem Umkreis Wirkungen auslöst, als es der Tod von tausend gewöhnlichen Soldaten getan hat oder tun könnte.

Und doch könnte die Kugel, die jenen Soldaten traf, die schicksalshaftere gewesen sein. (Wenn z. B. die Tochter oder die Geliebte des gefallenen Soldaten aus Rache den Fürsten des Landes tötete.)

Sobald also ein Ereignis, – so zufällig es zuerst erschienen sein mag, – durch gewisse, vielleicht nicht vorherzusehende Folgen, zum Rang eines geschichtlichen Ereignisses sich erhebt, werden wir es als Schicksal, je nachdem auch als historische Notwendigkeit empfinden; und Mystikern wird die Kugel, die den Feldherrn traf, schon an sich etwas anderes bedeuten als die hunderttausend andern Kugeln, die im Laufe des Krieges verschossen worden sind.

Und doch ist dieser Feldherrntod vielleicht nur scheinbar bedeutungsvoller gewesen als der Tod jenes einfachen Soldaten. Ja, niemand kann wissen, ob nicht ihn persönlich der Tod jenes namenlosen Soldaten näher angeht als der Tod des Feldherrn. Denn so wenig wir alle Kausalitätsketten in die Vergangenheit zurück verfolgen können, so wenig vermögen wir auch nur einer in die Zukunft nachzublicken.

14

Geschichte ist ein kontinuierlicher Vorgang. Auch in den sogenannten ruhigen Zeiten geht sie weiter, in denen wenig geschieht, was die Allgemeinheit interessierte. War der Augenblick, in dem Napoleons Vater und Mutter einander begegneten, nicht schicksalshaft im höchsten Sinn? Und wer war imstande, ihn schon damals als Schicksal zu empfinden? Und während Goethe den Faust schrieb und Beethoven die *Eroica* komponierte, ging da die Geschichte nicht gerade so weiter und wohl in einem höheren Sinn als während der ruhmreichen Schlachten, die Napoleon schlug?

15

Man kennt den berühmten Satz von Napoleon: »Es gibt kein Schicksal, die Politik ist das Schicksal.« Das ist genau so richtig oder so unrichtig, so tiefsinnig oder so banal, als wenn ein Schauspieler behauptete: es gibt kein Schicksal, die Theaterzustände sind das Schicksal, oder wenn ein Landwirt sagte: es gibt kein Schicksal, die Witterungsverhältnisse sind das Schicksal, usw. Zweifellos wahr ist nur, daß der Politiker an höherer Stelle in der Lage ist, auf die Schicksale von Menschen im weiteren Ausmaß Einfluß zu nehmen, als es Angehörige anderer Berufe im allgemeinen imstande sind. Hier wurde – wie so oft – eine pathetische Plattheit zu einem geflügelten Wort.

16

Caesar hatte es leichter auf der Welt als Napoleon. Denn Caesar *war* Caesar und Napoleon *spielte* den Napoleon – freilich hätte ihn niemand spielen können als gerade er.

17

Ein Schicksal mag äußerlich abgetan sein, es bleibt immer noch Gegenwart, solange wir es nicht völlig verstanden haben. Erst wenn es geheimnislos für uns wurde, haben wir das Recht, es Vergangenheit zu nennen.

18

Selbstüberwindung, Erkenntnisdrang und Opfermut sind die einzigen wirklichen Tugenden unter allen, die man so zu nennen pflegt. Denn nur in ihnen ist der Wille tätig.

19

Was als Persönlichkeit auf uns wirkt, das ist gleichsam ein dunkles Gewölk von *Möglichkeiten*, das sich um eine Stirn so mächtig ballt, als könnte in jedem Augenblick ein flammender Blitz von *Wirklichkeit* daraus niederfahren, um zu leuchten oder um zu vernichten.

20

Keine Tat, die mißlungene so wenig als die geglückte, ist aus der Welt zu schaffen. Auch das Beil, das geschwungen wurde und *nicht* traf, wirkt unaufhaltsam weiter, wenn auch in anderer Weise und manchmal selbst in anderer Richtung als des Beilschwingers Absicht war; – und es kann ein schlimmeres Mordwerkzeug gewesen sein als wenn es getroffen hätte.

21

Hast du die innere Abgeschlossenheit errungen, in jedem Augenblick zum Tod bereit zu sein, dann bist du auch innerlich so reich geworden, daß du selbst in der Ewigkeit keine leere Stunde zu fürchten hättest.

22

Daß wir geschaffen sind, das Unfaßbare zu fassen und das Unerträgliche zu ertragen – das ist es, was unser Leben so schmerzensvoll und was es zugleich so unerschöpflich reich macht.

23

Dies verrät den Unbedeutenden immer wieder: daß er sich, wenn das Schicksal schon alle Mühe aufwandte, ihn zur Individualität zu gestalten, doch um jeden Preis in den Typus hineinzuretten weiß.

24

Daß uns allen das Wissen um die Wichtigkeit der Erhaltung der Art angeboren ist, nicht aber das um die Wichtigkeit der Erhaltung des Individuums, ja daß diese jener gegenüber in höherem Sinne als fast unwesentlich erscheint, ergibt sich unter anderm daraus, daß wir den großen Liebeskünstlern einen besonderen Respekt entgegenzubringen pflegen, während wir z. B. den Vielesser mit weit geringerer Verehrung betrachten, ja daß er eher lächerlich, wenn nicht gar verächtlich erscheint. Und auch der Spott, der sich im allgemeinen an den Geschlechtsuntüchtigen heftet, was sich in literarischen Erzeugnissen aller Epochen ausdrückt, ist beweisend für die uns eingeborene, aus metaphysischen Gründen stammende Überzeugung von der Wichtigkeit gerade der geschlechtlichen Begabung. Ihr absoluter Mangel hat manche Leute bekanntlich schon zum Selbstmord getrieben, was im Gefolge intellektueller Minderwertigkeitsgefühle kaum jemals der Fall gewesen ist. Denn wir empfinden, ja wir handeln sogar viel öfter symbolisch als wir wissen.

25

Die glücklichsten Momente unseres Lebens sind diejenigen, in denen wir die seltsame Empfindung haben, als stünde es in unserer Macht, dieses Leben wieder von vorne anzufangen und das bisherige mit all seinen Leiden und Irrtümern auszustreichen, wie einen Aufsatz, den wir nun besser zu schreiben hoffen, als er uns im ersten Entwurf gelang. Aber wenn er auch gelänge, was hälfe es uns? Auch die früheren Entwürfe sind nun einmal vorhanden, und zum Schlusse steht vor dem ewigen Richter nicht unser letzter allein, sondern unsere Gesamtleistung zu Prüfung und Urteil da.

26

Verirrst du dich in einer Höhle, so grabe nicht zu gewaltsam; es könnte sonst geschehen, daß die Decke über dir zusammenstürzte, im selben Augenblick, da dir eben das Licht des Ausgangs entgegenschimmert.

27

Wenn du einen Stein ins Wasser schleuderst, siehst du nur die nächsten Kreise zittern, und mit dem Spiel der letzten Wellen glaubst du die Wirkung deines Wurfs erloschen. O, wenn du nur bedächtest, daß die Schwingungen sich weiter fortsetzen, immer weiter, ans Ufer, durch das ganze Erdenrund, zu dem Stein, ja bis zu deiner Hand wieder zurück, die ihn schleuderte.

28

Und wenn dir ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, bist du ganz sicher, daß es nicht doch bis zu einem gewissen Grade deine eigene Schuld war? Daß du die Möglichkeit seines Falles nicht vorher erwogen, war das nicht ein Mangel an Voraussicht? Und ist es gänzlich auszuschließen, daß es nicht vielleicht dein eigener Schritt war, der den Stein lockerte? Oder gingst du nicht am Ende schon in der unbewußten Absicht vorüber, das Haus zu erschüttern, von dessen Dache er dir auf den Kopf fiel?

29

Du nimmst einen Weg, den du regelmäßig zu gehen pflegst. Dein Mörder, der dich schon lange haßt, lauert dir auf und tötet dich. Dann sagen wir, dies ist mit *Notwendigkeit* geschehen.

Du nimmst einen Weg, den du bisher niemals gegangen bist. Irgend jemand lauert in der Nähe einem andern auf, den er umbringen will; er verwechselt dich mit diesem und tötet dich. Dann sprechen wir von *Zufall.*

Die Notwendigkeit kann gewissermaßen noch gesteigert werden durch Absicht oder Trotz: dann sprechen wir von Herausforderung des Schicksals.

Der Zufall kann noch seltsamere Formen annehmen, z. B. du gehst einen Weg, der ganz außerhalb deiner sonstigen Richtung

liegt, du begegnest einem Wahnsinnigen, der wieder durch eine sonderbare Verkettung gerade dir entgegengeführt wird und dich tötet.

Und gerade dort, wo der Zufall völlig absurd wirkt, wo tausend seltsame Zufälle notwendig waren, um irgendein völlig unerwartetes Ereignis herbeizuführen, haben wir wieder die Empfindung des Schicksalhaften.

In logischem Sinne sind also Schicksal und Zufall niemals Gegensätze, sondern durchaus das gleiche und umso unwidersprechlicher identisch, von je höherem Standpunkt aus wir ein Ereignis betrachten.

1

Da die Menschheit in ihrer Gesamtheit doch immer das gleiche durchaus problematische Element bleibt, – wie kommt es nur, daß sie, die als Mitwelt oft so töricht, sich als Nachwelt so einsichtsvoll; sie, die als Mitwelt so niederträchtig, sich als Nachwelt so edel zu gebärden scheint? Der Grund liegt einfach darin, daß Schadenfreude und falsche Entrüstung, diese mächtigsten Grundtriebe der menschlichen Natur, sich ihrem Wesen nach nur dem Mitlebenden gegenüber auszuwirken vermögen, ja, daß manche seelische Regung, die dem Lebenden gegenüber sich nicht anders denn als Schadenfreude und Entrüstung äußern konnte, innerhalb der kürzesten Frist dem indes Verstorbenen gegenüber sich umzubilden, ja geradezu ins Gegenteil zu verkehren imstande ist. Wieviel Herzlichkeit, Einsicht, Güte erscheint plötzlich in verhärteten, böswilligen Gemütern, sobald nur die Möglichkeit aus der Welt geschafft ist, daß ein anderer Mensch sich an dieser Herzlichkeit und Güte erfreuen oder gar einen greifbaren Vorteil davon haben könnte? Denn nicht nur die Befriedigung oder die Freude darüber, daß es einem andern übel ergeht, oder daß er Übles erfährt; – schon das Unbehagen oder die Erbitterung darüber, daß ein anderer sich wohlbefindet oder daß ihm etwas Angenehmes begegnet – bedeutet in der Ökonomie aller menschlichen Beziehungen, von Individuum zu Individuum, von Stand zu Stand, von Staat zu Staat mehr als alle Freundschaft, Liebe, Dankbarkeit und Gerechtigkeit zwischen Lebendigen.

2

Die wahre Objektivität, daher auch die absolute Gerechtigkeit, wird immer nur eine *Idee* bleiben; zwischen Strenge und Milde, zwischen Haß und Liebe, ja zwischen Treue und Verrat, eine mathematische Linie, unserem Auge unfaßbar, zieht sie sich hin. Nun aber vermag auch der sicherste Schritt nicht so mittenwegs

zu wandeln, daß er nicht nach der einen oder der anderen und, wie die menschliche Natur nun einmal beschaffen ist, meist nach der übleren Seite abweichen müßte; und so kommt es, daß menschliche Gerechtigkeit ohne jede böse Absicht sich öfter für Strenge entscheidet als für Milde, daß sie geneigter ist zu verwerfen als gutzuheißen, und daß das Renegatentum einen viel weiter verbreiteten Seelenzustand vorstellt als der Fanatismus.

3

Das Dogma auf allen möglichen Gebieten, nicht nur auf dem der Religion, ist auch dem Ungläubigen in jedem Augenblick bequem zur Hand; und mancher, der es gestern noch verlacht hat, beruft sich heute aus Gründen der Politik, des Vorteils, der Bequemlichkeit mit solcher Entschiedenheit darauf, als wäre es ihm niemals eingefallen, zu spotten oder zu zweifeln. Und er darf überzeugt sein, daß die Frommen ihn in jedem Fall willkommen heißen werden, auch wenn sie allen Grund haben sollten, der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zu mißtrauen.

4

Die meisten Wohltaten werden aus Gründen der Eitelkeit, aus Gewissensbedenken und aus mehr oder minder bewußter Angst erwiesen; am seltensten sind die Wohltaten, die ohne weiteren Umweg aus dem Herzen kommen. Aber selbst diese üben wir mehr in unserem eigenen Interesse als in dem der andern, denn sie bedeuten nichts anderes, als vorläufige Abzahlungen auf eine ungeheuere Schuld, die völlig abzutragen wir niemals imstande wären.

5

Wenn ein nicht eigentlich *gütiger*, sondern nur schlechtweg *gutmütiger* Mensch in der Nachlässigkeit seines Herzens einmal eine wahrhaft edle Handlung begeht, so wird es selten ohne Reue ablaufen. Denn so sehr uns das Gedächtnis einer Tat bedrücken mag, die unser nicht ganz würdig war, noch viel schwerer lastet das Bewußtsein einer solchen auf uns, die zu begehen wir selbst unserem innersten Wesen nach nicht durchaus wert gewesen sind

6

Was den Bürger charakterisiert, – oder vielmehr das lächerliche, auch unter Proletariern und Adeligen vorkommende Geschöpf, das heutige Literaten unter jenem Namen zu begreifen lieben – das sind keineswegs positive oder negative Eigenschaften besonderer Art, sondern vielmehr der Umstand, daß der »Bürger« es fertig bringt, auf seine Fehler, ja auf seine Laster gerade so stolz zu sein, wie auf seine Vorzüge und auf seine Tugenden, und daß er in jedem Fall mit sich höchst einverstanden ist, ob er duckmäusert oder über die Schnur haut.

7

Nicht die Dummen sind es, die den schlimmsten Schaden für die Entwicklung der Menschheit bedeuten, sondern die vielen gescheiten oder allzu gescheiten Leute, die, ohne eigentlich zu heucheln oder zu lügen, die wunderbare Fähigkeit besitzen, je nachdem es eben ihr augenblicklicher Vorteil oder auch nur ihre Bequemlichkeit erfordert, ihren Verstand willkürlich abzustellen, wie man in einem Wohnraum, den man zu verdunkeln wünscht, die Beleuchtung ausschaltet.

8

Du sprichst von deiner *Mission*? Das klingt etwas pathetisch. Oder sollte es nicht am Ende nur der Vorwand sein, unter dem du dich deiner *Pflicht* zu entziehen gedenkst? Denn dies ist der ernstere, schwerere und verantwortungsvollere Begriff; und was du deine Mission nennst, das muß notwendig in deiner Pflicht enthalten sein; – oder du bist deiner Mission niemals wert gewesen.

9

Mancher pflegt den Abfall von einem Freund, einer Geliebten, einer übernommenen Pflicht mit dem Gebot der Treue gegen sich selbst zu entschuldigen – was oft genug nichts anderes bedeutet als die bequemste und feigste Art der Selbsttäuschung. Denn wie wenige kennen die Gesetze ihrer eigenen Entwicklung so genau, daß sie entscheiden könnten, ob sie mit solcher Treulosigkeit gegen einen Menschen oder eine Sache nicht zugleich die schlimmste gegen sich selbst begangen haben?

10

Wenige Menschen versäumen es, für das Schuldgefühl, das ihnen nach einer Büberei zurückblieb, an ihrem Opfer durch eine neue sich zu rächen; für die zweite durch eine dritte und so fort. Ermiß danach, wie viel Groll in einem Menschen sich ansammeln mußte, der dich haßt und noch nicht einmal zu der ersten Büberei Gelegenheit fand.

11

Es gibt allerlei Flucht aus Verantwortung: Es gibt eine Flucht in den Tod, eine Flucht in die Krankheit und endlich eine Flucht in die Dummheit. Die letzte ist die gefahrloseste und bequemste, denn auch für kluge Leute pflegt der Weg nicht so weit zu sein, als sie sich gerne einbilden möchten.

12

Gegenüber einfachen Menschen sind zur Beurteilung ihres Wesens die augenfälligen Tatsachen ihrer Existenz, ihre Handlungen und Erlebnisse so ziemlich ausreichend. Bei etwas höher organisierten werden auch die Möglichkeiten und besonders diese wichtig zur Erkenntnis ihres Wesens; – in ganz komplizierten Seelen aber sind die Möglichkeiten so vielfach, ja unendlich, daß die Handlung selbst wieder an Bedeutung gewinnt, denn sie bleibt am Ende das, was unter den unendlich vielen Möglichkeiten gewählt wurde.

13

Es gibt Menschen, die die Neigung haben, ihr Leben nach bestimmten Prinzipien zu gestalten, – und andere, die Prinzipien je nach den Zufälligkeiten ihres persönlichen Schicksals aufzustellen lieben. In beiden Fällen handelt es sich nur um das Bestreben, sich das Leben möglichst bequem zu machen, während es doch darauf ankommt, jedem Erlebnis vorurteilsfrei und voraussetzungslos gegenüberzutreten, wäre es selbst auf die Gefahr, sich stets aufs neue zu irren.

14

Wem die Gabe der Gerechtigkeit verliehen ist, ohne die übrigen göttlichen Eigenschaften, Allmacht und Allweisheit, der ist übler dran, als der Ungerechte; denn er ist zur Selbstzerstörung bestimmt.

15

Die Erkenntnis, daß wir an jemandem ein Unrecht begingen, stimmt uns selten milder gegen ihn. Sie erregt in uns vielmehr das Bedürfnis, ein nächstes Mal noch weniger Nachsicht zu üben, schon um uns eines Milderungsgrundes für unser Unrecht vom ersten Male zu versichern.

16

Bewahre uns der Himmel vor dem »Verstehen«. Es nimmt unserm Zorn die Kraft, unserm Haß die Würde, unserer Rache die Lust und noch unserer Erinnerung die Seligkeit.

17

Die Leute, die sich belügen lassen, sind gefährlicher als diejenigen, die belügen; und die Leute, die sich verderben lassen, schändlicher, als die Verderber es sind. Denn es ist ein psychologisches Gesetz, daß die Dummen und die Schwachen, keineswegs ganz unbewußt, nach den Leuten auf der Suche sind, von denen sie Lüge und Verderbnis erwarten und nicht eher ruhen, als bis sie sie gefunden haben.

18

Wie es Leute gibt, die rascher und intensiver zu denken imstande sind als andere, so gibt es auch solche, die rascher und intensiver zu fühlen pflegen, ja fühlen müssen, als andere fühlen. Diese Menschen werden dann natürlich eher für Egoisten angesehen als Menschen, deren Gefühlsleben in trägerem Tempo verläuft, – so wie raschere Denker zuweilen als oberflächlich, langsame Denker als tief erscheinen, beide oft zu Unrecht.

19

Es gibt Leute, die alle möglichen Tugenden in sich vereinigen, nur mit der Einschränkung, daß sie alle diese Tugenden auf fremde Kosten üben: sie sind verschwenderisch aus den Taschen anderer, mutig auf anderer Gefahr und klug mit anderer Geiste.

20

Dem vollkommen wahrhaften Menschen haftet meist etwas Pedantisches, zuweilen etwas Schrullenhaftes, gelegentlich sogar etwas Bösartiges an, so daß man sich seiner hohen Tugend so recht von Herzen doch nicht erfreuen kann. Denn wie destilliertes Wasser nicht nur fade schmeckt, sondern auf die Dauer nicht einmal den Durst zu stillen vermag, und etlicher, im chemischen Sinne verunreinigender Bestandteile dringend bedarf, um überhaupt genießbar zu sein, so muß in der menschlichen Seele dem Reinen etwas Trübes, dem himmlischen Element ein irdisches, wenn nicht gar teuflisches, und somit auch der Tugend aller Tugenden: der Wahrhaftigkeit ein leiser Hauch von Lüge beigemischt sein, damit die edle Eigenschaft nicht nur zu ideeller Entfaltung, sondern auch zu fruchtbarer Wirkung in die Welt gelangen könne.

21

Es gibt Wesen, denen wir das Vortrefflichste zuzutrauen geneigt sind, und die uns nicht enttäuschen, solange wir ihnen ohne Anspruch und Forderung gegenüberstehen, die aber unweigerlich versagen, sobald es einen Widerstand zu überwinden, eine Pflicht zu erfüllen oder eine Gefahr zu bestehen gilt. Und sie werden sich vor allem gegen jeden auflehnen, der, ohne bösen Willen, einfach durch den Lauf der Dinge in die Lage kam, sie auf die Probe zu stellen – nicht anders, als wäre es jener, der an ihrer Unzulänglichkeit, die sonst keiner, am wenigsten sie selbst bemerkt hätten, die eigentliche Schuld trüge.

22

Wenn du es dir einfallen läßt, Abschätziges über einen Stand zu äußern, werden sich immer seine übelsten Vertreter getroffen

fühlen und, um es nicht merken zu lassen, dich als den Verleumder von andern anzuklagen versuchen, die zu treffen niemals deine Absicht war.

23

Liebe deinen Fernsten, wie du deinen Nächsten nicht leiden magst, dann wird vielleicht einmal Friede in der Welt werden.

24

Es ist dem Menschen eingeboren, daß er in dem Unglück, das einen andern betrifft, ein möglichst hohes Maß von Selbstverschuldung, im eigenen aber nichts als Verhängnis zu finden trachtet.

25

Es ist ein Glück, daß wir im allgemeinen Genaueres nur von unseren Eltern, bestenfalls noch von unseren Großeltern wissen. Wäre uns auch von unseren entfernteren Ahnen so viel bekannt, dann gäbe es wohl keinen Charakterfehler und keine Schurkerei, die wir nicht mit unserer erblichen Belastung zu rechtfertigen suchten.

26

Was am tiefsten in der menschlichen Natur steckt, ist doch die Angst vor der Vernichtung. Und so bedeutet unser ehrfürchtiger Schauer vor dem tapfersten Helden oft nichts anderes als unsere scheue Bewunderung für den geschicktesten Komödianten.

27

Das Vergangene abgetan sein lassen, die Zukunft der Vorsehung anheimstellen – beides heißt den eigentlichen Sinn der Gegenwart nicht verstehen, die überhaupt nur so weit als Realität gelten kann, als sie durch Treue des Gedächtnisses das Vergangene zu bewahren, durch Bewußtsein der Verantwortung die Zukunft in sich einzubeziehen versteht.

28

Vor der Gottheit gibt es keine Grenzfälle, weder auf dem Gebiete der Ethik, noch auf dem des Bewußtseins: daß die Grenzlinien sich zu verwischen scheinen, liegt in der Schwäche unseres Blicks; – und öfter noch ist diese Verwischtheit nur eine Forderung unserer Bequemlichkeit oder unserer Feigheit.

29

Es gibt nur drei absolute Tugenden: Sachlichkeit, Mut und Verantwortungsgefühl; diese drei schließen nicht nur alle andern gewissermaßen in sich ein, sondern ihr Dasein paralysiert sogar manche Untugenden und Schwächen, die gleichzeitig in derselben Seele vorhanden sein mögen.

30

Es gibt relative und absolute Tugenden. Relative, die als Ausdruck einer bestimmten Kulturepoche der Menschheit gelten können, und absolute, die es zu jeder Zeit und unter allen Umständen sind und bleiben werden. Relative Tugenden: Frömmigkeit, körperliche Tapferkeit, Keuschheit; absolute Tugenden: Wahrheitsdrang, geistiger Mut und Treue.

31

Daß man zuweilen *mehr*, zuweilen *weniger* tun muß als seine Pflicht und eben durch dieses Mehr oder Weniger sie erst zu erfüllen vermag: das ist das Problem, dem wir in jeder schweren Lebenslage immer wieder gegenüberstehen.

32

Reue ist selten mehr als die Einsicht, daß irgendein Gewinn den Preis nicht wert war, den man dafür bezahlen mußte. Verzeihung in den meisten Fällen nichts als der schwachmütige Versuch, einen früheren Zustand, der bequemer oder genußbringender war, wiederherzustellen und wäre es selbst auf Kosten der Billigkeit, der Ehre und der Selbstachtung. Beides also, Reue so gut wie Verzeihung, sind immer nur scheinbare Erledigungen; – ent-

weder unbewußter Selbstbetrug oder bewußte Falschmünzerei des Gefühls.

33

Ein großes Herz vermag reicher zu beschenken als die leichteste Hand. Aber wo sind die Bedürftigen, die solche Gaben dankbar empfingen? Sie wollen es dann lieber nicht wahr haben, daß sie jemals arm gewesen sind.

34

Warum bildet sich der letzte Tropfen so viel darauf ein, daß er den Becher überfließen machte? Der erste schon war nicht minder schuldig; – aber der törichte Becher hat es damals nicht geahnt.

35

Manche Menschen glauben, daß sie sich weiter entwickelt haben, und von allen ihren Eigenschaften ist es nur die Eitelkeit, auf die ihre Einbildung zutrifft.

36

Du klagst, daß du ihm nichts Übles getan hast und daß er dennoch auf Rache sinnt? Kein Anlaß zur Verwunderung. Was er dir nachträgt, ist nicht deine Schuld, sondern sein schlechtes Gewissen.

37

Manche flüchten sich in den Wahnsinn wie andere in den Tod; – und beides kann sowohl Mut als Feigheit gewesen sein.

38

Sich einer begangenen Torheit völlig bewußt werden, das hebt sie noch nicht auf; es kann unter Umständen sogar die größere Torheit bedeuten.

39

Was uns als Größenwahn erscheint, ist nicht immer eine Geisteskrankheit; – oft genug ist es nur die bequeme Maske eines Menschen, der an sich verzweifelt.

40

Eine als Irrtum erkannte Meinung ohne falsche Scham aufzugeben, das ist vielleicht die wunderbarste Kraftersparnis, die unserem Geist gegönnt ist; und zugleich die, von der wir am seltensten Gebrauch machen.

41

Kommt es euch denn darauf an, die Wahrheit zu erforschen? – Nein: Recht zu behalten.
Zu raten? – Nein: Die Gescheiteren zu sein.
Zu helfen? – Nein: Euch loszukaufen.

42

Hinter unserer Tat höllenweit, nie völlig zu begreifen, liegt das, was wir *Schuld* – in Himmelsferne, von unserem sterblichen Auge nicht zu erschauen, das, was wir *Vergeltung* nennen dürfen. Doch daß beide *sind*, Schuld wie Vergeltung, dafür zeugt, was mit uns geboren, ohne Unterlaß im Takt unserer Herzen schlägt – das Gewissen.

43

Die jämmerlichsten Patrone sind immer die, deren Vornehmheit gerade so weit geht, daß sie ihnen noch keine Kosten verursacht und deren Mut gerade so groß ist, daß ihnen noch nichts geschehen kann.

44

Es ist übel in der Welt eingerichtet, daß auch die größten Künstler nur zeitweise ihr ganzes Genie zur Verfügung haben, daß sich aber auch die kleinsten Schurken im ununterbrochenen Besitz ihres Charakters befinden.

45

So sinnlos die Welt dir erscheinen mag, vergiß nie, daß du durch dein Handeln, wie durch dein Unterlassen dein redlich Teil zu dieser Sinnlosigkeit beiträgst.

46

Eine sogenannte Halbwahrheit, sie mag sich aufspielen wie sie will, wird niemals eine ganze Wahrheit werden. Ja, wenn wir ihr nur scharf genug ins Auge sehen, so ist sie immer eine ganze Lüge gewesen.

47

Ein Gemisch von Aufrichtigkeit und Lüge wird immer nur Lüge, von Stärke und Schwäche immer nur Schwäche, von Güte und Bosheit immer nur Bosheit ergeben. Denn nur das negative Vorzeichen ist entscheidend, und der Unterschied zwischen Algebra und Psychologie besteht darin, daß im letzteren Fall zwei negative Vorzeichen niemals ein positives Resultat ergeben.

48

Die reinigende Kraft der Wahrheit ist so groß, daß schon das Streben nach ihr ringsum eine bessere Luft verbreitet; die zerstörende Macht der Lüge so furchtbar, daß schon die Neigung zu ihr die Atmosphäre verdunkelt.

49

Auch *das* ist Lüge und oft die kläglichste von allen: sich anzustellen als wenn man einem Lügner seine Lüge glaubte.

50

Um eine Unrichtigkeit als Lüge schmähen zu dürfen, müssen wir sie erst des bösen Willens überweisen. Und ehe wir uns vor einer Richtigkeit beugen wie vor einer Wahrheit, muß uns der Glorienschein des Muts von ihrer Stirne entgegenstrahlen.

I

Der Wunsch, der Drang oder gar die Leidenschaft, eine seelische Beziehung zu erleben, zu erfahren, zu erleiden, ist regelmäßig primär vorhanden, noch ehe das würdige oder ersehnte Objekt sich dafür gefunden hat. Und in den seltensten Fällen bringt eine menschliche Seele die Geduld auf, das richtige Objekt zu erwarten.

Ob im Einzelfalle das ideale Objekt überhaupt vorhanden ist, ob also z. B., um vorerst von der populärsten Gefühlsbeziehung, der Liebe, zu reden, zwei Menschen füreinander bestimmt sind, in dem Sinne, daß der eine oder der andere oder beide niemals geliebt hätten, wenn nicht zufällig eine Begegnung zwischen ihnen erfolgt wäre, das ist höchst zweifelhaft.

Der Mensch *will* lieben, *will* hassen, ebenso wie er Schadenfreude, Entrüstung, Neid, Bewunderung empfinden *will*, und so wird er das Objekt im allgemeinen in der Richtung des geringsten Widerstandes, wenn auch wahrscheinlich nie das ideale Objekt, zu finden wissen. Darum genügt oft ein ganz unbeträchtlicher Anlaß, um eine Verliebtheit hervorzubringen und die Verliebtheit in Leidenschaft ausarten zu lassen, und ebenso stellt sich häufig genug aus den nichtigsten Gründen eine Antipathie ein, die sich unter gewissen Umständen rasch zu Haß steigert oder steigern läßt.

Der Genius des Hasses auf Erden ist vielleicht noch ein gewaltigerer als der Genius der Liebe. Und gewiß ist innerhalb von Gruppen, also z. B. in Völkerschaften, die Bereitschaft zum Haß stets größer als die zur Liebe.

Es kann wohl vorkommen, daß eine Menschengruppe zu einem einzelnen eine schwärmerische Verehrung faßt; daß sich aber zwei Gruppen schwärmerisch verehrend zu einander verhalten, und insbesondere daß hieraus irgendwelche Konsequenzen gezogen werden, ein solcher Fall wird wohl nie beobachtet worden sein. Und daß ein Volk sich an ein anderes anschließt, oder gar begeistert anschließt, es sei denn aus gemeinsamem Haß

gegen ein drittes, ist im Verlaufe der Weltgeschichte noch niemals erlebt worden. Daher haben auch, wie sich in der Politik immer wieder zeigt, Völkerbündnisse stets nur ephemeren Wert.

2

Nie wieder gut zu machen ist ein Begebnis, das zwischen zwei Menschen vorfiel, erst dann, wenn es aufgehört hat, ein Geheimnis zwischen diesen beiden zu sein. Denn kaum ist ein Dritter, kaum sind – wie es dann nicht fehlen kann – weitere Unbeteiligte eingeweiht, so hebt für jenes Begebnis, das eben noch eine Angelegenheit zwischen zwei Menschen war, in fremden Seelen ein neues Leben an; es erhält eine neue Form, bekommt einen neuen Sinn, wirkt fort und immer weiter und endlich in geheimnisvoller Weise zurück auf die beiden Menschen, zwischen denen es geschah.

3

Das Wesen eines Menschen läßt sich durch drei schlagkräftige Anekdoten aus seinem Leben vielleicht mit gleicher Bestimmtheit berechnen, wie der Flächeninhalt eines Dreiecks aus dem Verhältnis dreier fixer Punkte zueinander, deren Verbindungslinien das Dreieck bilden.

4

Das Talent eines Menschen versöhnt uns oft mit der Fragwürdigkeit seines Charakters, wenn wir nicht gerade unter diesem persönlich irgendwie zu leiden haben. Niemals aber sind wir geneigt, uns durch die Vortrefflichkeit eines Menschen gegenüber seiner Talentlosigkeit milder stimmen zu lassen.

5

Die Seele mancher Menschen scheint aus einzelnen gewissermaßen flottierenden Elementen zu bestehen, die sich niemals um ein Zentrum zu gruppieren, also auch keine Einheit zu bilden imstande sind. So lebt der kernlose Mensch in einer ungeheuren und ihm doch niemals völlig zu Bewußtsein kommenden Einsamkeit dahin. Die große Mehrzahl der Menschen ist in diesem Sinne

kernlos, doch erst an merkwürdigen und bedeutenden Menschen fällt uns eine solche Kernlosigkeit auf, die übrigens vorzugsweise bei reproduzierenden Talenten, vor allem bei genialen Schauspielern, insbesondere Schauspielerinnen, zu beobachten ist.

6

Das sind die ewig unbefriedigten Naturen, die mitten in einem noch so bedeutenden Erlebnis von einer ungeheuren Langeweile erfaßt werden, weil sie es im Geiste längst zu Ende gelebt haben. Der wahre Lebenskünstler ist aber den bescheidenen Überraschungen dankbar, die ihm auch innerhalb des gleichgültigsten Erlebnisses immer wieder zu begegnen pflegen oder die er zumindest wieder erwarten darf.

7

Deine schlimmsten Feinde sind keineswegs die Leute, die anderer Ansicht, sondern die der gleichen sind wie du, aber aus verschiedenen Gründen, aus Vorsicht, Rechthaberei, Feigheit verhindert sind, sich dieser Ansicht zu bekennen.

8

Das Herz ist geschaffen, zu lieben und zu hassen, sich zu freuen und zu leiden, zu jubeln und zu klagen. Wenn es sich aber müht, zu verstehen – was allein dem Geiste zukommt, so versündigt es sich gegen seine Natur; und wenn es endlich zu verstehen glaubt, belügt es sich immer nur selbst, und daran geht es zugrunde.

9

Wie es hysterische Liebe gibt, so gibt es auch hysterischen Haß, und er hat alle Kennzeichen, die andern hysterischen Affekten eigen sind: die teils willkürliche, teils unwillkürliche Übersteigerung des Gefühls, das Komödiantische im Ausdruck des Gefühls und den Zwang zu diesen beiden: zur Übersteigerung sowohl als zum Komödiantischen.

10

Mancher gilt als vornehmer Charakter nur darum, weil er Haltung genug zu bewahren versteht, um einer vielleicht wohlbegründeten Verbitterung gegenüber Glücklicheren nicht allzu lebhaften Ausdruck zu geben. Bricht über einen solchen Menschen plötzlich ein Glück herein, so merkt man meistens bald, daß er immer ein Schubiak gewesen ist.

11

Schlimmer betrogen, wer aus Angst vor Enttäuschung immer wieder sein Glück versäumte, als wer jede Möglichkeit eines Glücks ergriff, selbst auf die Gefahr hin, es könnte wieder nicht das wahre gewesen sein.

12

Du bildest dir ein, durch deine erzieherischen Talente einen Menschen gewandelt zu haben, und doch hast du meist nur einen Komödianten, einen Heuchler oder einen Feigling aus ihm gemacht.

13

Goethe: Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt . . .
Unselig aber, wer den Drang fühlt, in allem Haß ihr dennoch seine ganze Seele aufzutun.

14

Die Liebe zu den Kindern ist immer eine unglückliche, im Grunde die einzige, die diese Bezeichnung mit Recht verdient. Haben wir doch nur den Mut, uns zu erinnern. Auch in unserer Liebe den Eltern gegenüber, so groß sie war, – war in ihr nicht auch ein wenig Mitleid, vielleicht sogar etwas Widerwillen, war nicht am Ende in dieser Liebe etwas vorhanden, das dem Grauen verwandt ist?

15

Der Snob ist ein Mensch, der scheinbare Selbsterhöhung auf dem Wege tatsächlicher Selbsterniedrigung anstrebt. Er ist im eigentlichen Sinne der Masochist der Gesellschaftsordnung.

16

Die Verfälschung des Gefühls zu demjenigen Seelenzustand, den wir Sentimentalität nennen, geht in einer dreifachen Steigerung vor sich: im ersten Grade schwächt sich das Gefühl ab durch das allzu klare Wissen darum, im zweiten Grade wird es getrübt durch die Unfähigkeit, dieses Wissen zu verbergen, im dritten wird es überdies entwürdigt durch den Stolz auf diese Unfähigkeit, –womit es endgültig das Recht verwirkt hat, Gefühl zu heißen.

17

Nichts trübt das Bild der Welt so sehr als die eingebildete Verpflichtung zu Solidaritäten. Dieser Irrglaube schafft Beziehungen zwischen Leuten, die nicht zueinander gehören, und verhindert solche zwischen Leuten, die einander finden sollten. Überdies nötigt er anständige Menschen, die Partei von Wichten zu ergreifen und dadurch selbst zu Wichten zu werden.

18

In den Beziehungen zwischen Menschen gibt es so wenig einen Stillstand wie im Leben des einzelnen. Es gibt Beginn, Entwicklung, Höhepunkt, Abstieg und Ende, und gerade so wie beim Individuum selbst Erkrankungen der verschiedensten Art: Unpäßlichkeiten, angeborene Krankheiten, Erschöpfungszustände, Alterserscheinungen; – und auch an Hypochondrien fehlt es keineswegs. Manche Beziehungen gehen schon an Kinderkrankheiten zugrunde, auch solche, die durch Sorgfalt, gute Pflege, kurz, durch eine vernünftige Hygiene erhalten werden können; andere schwinden in der Blüte ihrer Jahre durch interkurrente Krankheiten dahin, andere wieder sterben früher oder später an konstitutionellen Leiden, die selten rechtzeitig diagnostiziert wurden; einige altern rasch, andere langsam, manche sind scheintot und können durch Geduld, durch Anwendung der richtigen Mittel, durch guten Willen wieder zum Leben erweckt werden. Aber auch darin gleichen die menschlichen Beziehungen den Menschen selbst, daß nur wenige sich in das Unvermeidliche zu fügen, Leiden und Alter mit Würde zu tragen und in Schönheit zu sterben zu wissen.

19

Menschliche Beziehungen, die auf großem Fuße eingerichtet waren, lassen sich nur unter schmerzlichen und beschämenden Opfern in kleinem Stile weiterführen; und klüger ist der Entschluß, einen gemeinsamen seelischen Haushalt einfach aufzulösen, als der Versuch, ihn mühselig zu beschränken.

20

In einer kranken Beziehung haben wir wie in einem kranken Organismus auch das scheinbar Nichtigste als Symptom der Krankheit zu deuten.

21

Innerhalb der Ökonomie menschlicher Beziehungen ist eine Verbindung von Unverläßlichkeit und Herzenswärme einer solchen von Herzenskälte und Verläßlichkeit immer noch vorzuziehen. Denn während es gegen Unverläßlichkeit einen Schutz gibt: Menschenkenntnis, macht Herzenskälte jedes menschliche Verhältnis so rettungslos erstarren, daß es zur Unfruchtbarkeit verurteilt bleibt.

22

Wenn du den »Jardin secret«, den heimlichen Garten deiner Seele allzu zärtlich hegst, so geschieht es leicht, daß er gar zu üppig zu blühen, über den ihm zugemessenen Raum hinauszuwuchern beginnt und allmählich auch Gebiete deiner Seele in Besitz nimmt, die gar nicht bestimmt waren, geheim zu bleiben. Und so kann es endlich geschehen, daß deine ganze Seele zu einem verschlossenen Garten wird und in all ihrem Blühen und Duften an ihrer Einsamkeit zugrunde geht.

23

Jedes wahrhaft große Gefühl kann edel und fruchtbar sein, der Haß geradeso wie die Liebe; er muß nur frei sein von den unsaubern Elementen der Selbstsucht, des Neides, der Rachsucht und der Feigheit. Von wie viel Elementen aber muß erst die Liebe gereinigt werden, um als wahrhaft selbstlos gelten zu dürfen?

24

Sind wir auf einer gewissen Höhe des Lebens, der Erfahrung und der Menschenkenntnis angelangt, so hat jeder Verkehr, auch mit den klügsten und liebenswertesten unserer Freunde, fast nur mehr eine atmosphärische Bedeutung, und alle unsere Gespräche, auch die sogenannten tiefen, vermögen uns kaum mehr in geistiger, sondern meistens nur in gleichsam rhythmischer oder musikalischer Weise zu bereichern und zu beglücken.

25

Es gibt mehr Arten von Einsamkeit, reinere, schmerzlichere, tiefere, als die wir so zu benennen pflegen. Ist es dir noch nie begegnet, daß plötzlich in einer großen Gesellschaft, nachdem du dich eben noch ganz wohl und vergnügt befunden, alle Anwesenden dir wie Gespenster und du selbst dir als der einzig Wirkliche unter ihnen allen erschienest? Oder wurdest du noch nie mitten in einem höchst anregenden Gespräch mit deinem Freund der völligen Unsinnigkeit all Eurer Worte und der Hoffnungslosigkeit bewußt, einander jemals zu verstehen? Oder ruhtest du noch nie selig in den Armen deiner Geliebten und spürtest mit einem Male untrüglich, daß hinter ihrer Stirne Gedanken spielen, von denen du nichts ahnst? All dies ist schlimmere Einsamkeit als das, was wir gewöhnlich so zu nennen pflegen: das Alleinsein mit uns selbst. Denn dieses, gemessen an all jenen andern wirklichen Einsamkeiten, in denen Unheimlichkeit, Gefahr und Verzweiflung ist, bedeutet einen so harmlos-beschaulichen Zustand, daß wir dies Zusammensein mit uns selbst eher als die mildeste und bequemste Form der Geselligkeit empfinden sollten.

26

Auch die Einsamkeit hat ihre Gecken, und sie verraten sich meist dadurch, daß sie sich als Märtyrer aufspielen.

27

Wie köstlich ist die Einsamkeit, wenn wir wissen, daß von irgendwoher in der Welt, wäre es auch aus weiter Ferne, Sehnsucht nach uns ruft. Aber ist dies denn auch noch Einsamkeit? Ist es

nicht vielmehr jene bequemste und verantwortungsloseste Art von Geselligkeit, die nur zu fordern und zu nehmen versteht, ohne jemals etwas herzugeben, ja ohne sich auch nur zu ihrer Schuldigkeit zu bekennen?

28

Wenn zwei Menschen einander bis ins Tiefste verstehen wollen, so ist das geradeso, wie wenn zwei gegenübergestellte Spiegel sich ihre eigenen Bilder immer wieder und von immer weiter her wie in verzweifelter Neugier entgegenwerfen, bis sie sich endlich im Grauen einer hoffnungslosen Ferne verlieren.

29

Oft glauben wir, einen Menschen zu hassen und hassen doch nur die Idee, die sich in ihm verkörpert. Und tritt uns das Individuum leibhaftig entgegen, das uns in der Entfernung unleidlich oder gar gefährlich schien, so erblicken wir mit einem Male nur eine armselige Kreatur, die von Geburt an verdammt ist zu Sünde, Leid und Tod; und unser Haß wandelt sich in Ergriffenheit, Mitleid, vielleicht selbst in Liebe.

30

Kommt eine Wahrheit, die du einmal aus erfüllter Seele sprachst, von anderen Lippen, gleichsam als geflügeltes Wort zu dir zurück, so wirst du manchmal versucht sein, sie zu empfangen wie der Vater den verlorenen Sohn, der einst mit Reichtümern in die Welt entfloh und, endlich heimgekehrt, als Bettler an deine Türe klopft.

31

Dein unversöhnlicher Todfeind, das ist wahrscheinlich der einzige Mensch, mit dem du dein Leben lang in einem ganz reinen Verhältnis zu stehen vermöchtest, – vorausgesetzt, daß ihr einander niemals persönlich kennenlernt.

32

Von allen seelischen Verschwendungen die nutzloseste ist die Gerechtigkeit. Was man an Liebe verausgabt, erhält man immerhin manchmal, wenn auch in bescheidenem Maße, zurückerstattet. Für die Gerechtigkeit, die man erwies, erhält man nichts wieder als Mißverstehen, Undank und am Ende noch Hohn dazu.

33

Wenn du dich zur Versöhnlichkeit geneigt fühlst, so frage dich vor allem, was dich eigentlich so milde stimmte: schlechtes Gedächtnis, Bequemlichkeit oder Feigheit.

34

Die sogenannten impulsiven Menschen sind meistens nicht Verschwender, sondern nur Ungeduldige ihres Gefühls.

35

Der Geschmack einer Speise, eines Dings, eines Menschen kann täuschen, denn er trägt zu viele Möglichkeiten des Irrtums in sich. Er kann verfälscht werden durch unseren Appetit, unsere Neugier, unsere Sehnsucht, durch das Moment der Überraschung so gut wie durch das der Gewöhnung. Im Nachgeschmack erst ist der wirkliche Geschmack zwar verdünnt, aber auch gereinigt enthalten; am Nachgeschmack erst erweist sich die Idee des Menschen, des Dings, der Speise, die wir genossen haben.

36

Es kommt nicht selten vor, daß Theaterstücke vor dem Publikum mangelhaft gespielt werden, nicht weil zu wenig, sondern weil zu viele Proben stattgefunden haben. So gibt es auch eine Art von überspielten Menschenkennern, die darum, weil sie gar zu viel Erfahrungen sammelten, endlich immer die Genarrten bleiben.

37

Wenn dir ein Unglück widerfährt, so wird die erste Regung deines Freundes nicht etwa Mitgefühl sein oder gar das Bedürfnis, dir zu helfen, sondern die Befriedigung darüber, daß er für seinen Teil dein Unglück längst kommen sah – und seine nächste: die Überzeugung, daß du selber daran schuld bist.

38

Wenn einer sagt, daß er die Menschen liebe, so spricht er das kaum jemals ohne Rührung über seine Herzensgüte aus; behauptet ein anderer, er verachte sie, so erklärt er das selten ohne Stolz auf seine Weisheit. Wie immer einer sich zu den Menschen stelle, es werden manchmal die Menschen, aber die eigene Eitelkeit wird niemals dabei zu kurz kommen.

39

Wenn du dich in Gefahr glaubst, an einem Menschen zugrunde zu gehen, so rechne es ihm nicht gleich als Schuld an, sondern frage dich vorerst, wie lange du schon nach solch einem Menschen gesucht hast.

40

Die Anteilnahme der Nebenmenschen an unserem Schicksal ist Schadenfreude, Zudringlichkeit und Besserwisserei in wechselndem Gemisch.

41

Mag ein Mensch dich betrogen, bestohlen oder verleumdet haben – es könnte immer noch die Möglichkeit einer Versöhnung, ja selbst eines späteren reinen Verhältnisses zwischen dir und ihm bestehen. Ja, selbst mit deinem Mörder könntest du dich nach geschehener Tat vielleicht trefflich verstehen – am ehesten vielleicht mit ihm. Nur zu einem Menschen, der *nicht weiß*, was er dir getan hat, führt – selbst wenn du persönlich sein Tun längst verschmerztest – in aller Ewigkeit kein Weg zurück.

42

Für die meisten Menschen bedeutet eine Wohltat, die sie erfahren haben, nicht so sehr eine Gelegenheit, ihre Dankbarkeit, als vielmehr eine, ihre Unbestechlichkeit zu beweisen. Das kommt ihnen nicht nur seelisch beträchtlich billiger zu stehen, sondern erhöht überdies ihr Selbstgefühl manchmal so sehr, daß sie sich bald über ihren Wohltäter erhaben dünken.

43

Nichts tragen wir einem Menschen unversöhnlicher nach, als wenn er, ob auch absichtslos, uns in die Gelegenheit versetzte, gerade in unserer Beziehung zu ihm die üblen Seiten unserer Natur zu entwickeln – oder uns gar erst Anlaß gab, sie zu entdecken.

44

Es scheint eine einzige Art von Enttäuschung zu geben, die zu erleben uns in jedem Falle erspart bleibt: das ist die, die uns von der Nachwelt kommen könnte, – wenn wir sie erlebten. Aber wer die Anlage dazu hat, ahnt auch die voraus, und so fehlt es keineswegs an Verbitterten der Unsterblichkeit.

45

Das sind unangenehme Leute, die, statt dem Führer dankbar zu sein, der sie an einen schönen Aussichtspunkt geleitete, sich gebärden, als hätten sie diesen Punkt soeben erst selbst entdeckt, und am Ende gar ihrem Führer, wenn er nicht laut genug in ihre Begeisterung einstimmt, seinen Mangel an Naturempfindung vorwerfen.

46

Aus Menschenverachtung in die Einsamkeit flüchten oder sich völlig auf und in sich selbst zurückziehen, ist selten ein Zeichen von Kraft oder Größe, weit öfter von Trägheit oder Hochmut. Menschenliebe predigen – keineswegs immer ein Beweis von Güte oder Weisheit, sondern öfter von Rührseligkeit, wenn nicht gar Geistesschwäche. Würdiger des einzelnen, als zu verachten,

nützlicher für die Gesamtheit, als sie zu lieben, ist es, daß jeder seiner naturgewollten Dazugehörigkeit und der hieraus folgenden Pflichten sich bewußt werde und danach handle.

47

Je mehr uns ein Mensch, den wir im Grunde unserer Seele nicht leiden mögen, Anerkennung, Bewunderung, ja – so paradox es klingen mag – Liebe abzuringen weiß, umso höher pflegt in uns zugleich jene ursprüngliche Abneigung gegen ihn anzuwachsen; – und so findet und sucht der Haß oft genug seine Nahrung gerade in dem, was seiner Natur am heftigsten zu widerstreben scheint – in der Gerechtigkeit.

48

So mancher glaubt, immer noch einem verlorenen Glücke nachzuweinen und es ist längst nur mehr der abgeschiedene Schmerz darum, dem seine Tränen fließen.

49

Es ist immer noch besser, wenn sich zwei Menschen über den tiefen Abgrund ewiger Fremdheit hin kühl die Hände reichen, als wenn sie einander über den trügerischen Wirbeln des Verstehens gerührt in die Arme sinken.

50

Daß wir *enttäuschen*, das mag uns oft genug ohne eigene Schuld begegnen; – es genügt dazu, daß Menschen, die uns überschätzt oder auch nur nach Verdienst gewürdigt haben, sich von uns fort oder über uns hinaus entwickeln, oder daß sie sich das auch nur einbilden. *Bestätigen* aber müssen wir uns immer wieder aufs neue, mit jedem Tag – aus eigner Mühe und mit eigner Kraft.

51

Die Eigenschaften unserer Nebenmenschen sind uns immer nur ihrer qualitativen Bedeutung nach offenbar; und es ist nie vorherzusehen, bis zu welchem Grad irgendeine Eigenschaft unter

bestimmten Umständen sich zu entwickeln vermag. Wenn sich uns also das Bild eines Wesens durch solche unvorhergesehene Entwicklung zu verändern, sich manchmal geradezu in sein Widerspiel zu verwandeln scheint, dürfen wir nicht von *Enttäuschungen*, sondern müßten eher von *Bestätigungen* reden; und es ist im Grunde seltsam, daß solche Bestätigungen, die unserer Menschenkenntnis doch nur schmeicheln sollten, uns viel schmerzlicher berühren, als es die eigentlichen Enttäuschungen zu tun pflegen.

52

Wir sind in jedem Falle verdammt, unsere Nebenmenschen auszunützen; nicht nur aus sogenannten egoistischen Gründen, sondern in einem tieferen Sinne: zur Erfüllung unseres durch unsere Anlagen bedingten Schicksals. Die Menschen, die wir zu diesem Zwecke nicht brauchen können, entfernen wir unwillkürlich aus unserer Nähe, und mit unbewußtem Scharfblick wählen wir aus der Menge der uns Begegnenden eben diejenigen aus, die *ihrem* Wesen nach dazu geschaffen sind, uns das *unsere* entdecken und entfalten und so unser Schicksal erfüllen zu lassen.

53

Wie der Astronom aus der geringsten Abweichung eines Gestirnes von seiner Bahn mit mathematischer Sicherheit die Einwirkung eines fremden Himmelskörpers von irgendwoher im Weltenraum berechnen, ja vielleicht nun erst die Existenz dieses Himmelskörpers festzustellen vermag – ebenso wird der Seelenkenner aus dem Blick, der Miene, der Gebärde, dem Tonfall eines ihm vertrauten menschlichen Wesens – aus den geringfügigsten Veränderungen also, die dem Laien entgehen – auf das Vorhandensein eines neuen, fremden Einflusses schließen dürfen, lange ehe jenes Wesen selbst, ja auch wenn es sich überhaupt *niemals* der Abweichung von seiner Bahn bewußt werden sollte.

54

Solidarität der Bestrebungen knüpft Euch mit Bindfäden, Solidarität der Schicksale schnürt Euch mit Stricken, Solidarität der Verantwortungen schmiedet Euch mit Ketten aneinander.

55

Warum uns doch die Gutmütigkeit unserer Nebenmenschen meist als Dummheit und unsere eigene als Güte – die Güte der andern als Schwäche und die unsere als ein Zeichen von Seelenadel erscheint?

56

Alles verstehen heißt alles verzeihen; – das wäre sehr edel gedacht und gesagt. Nur schade, daß das Verzeihen neunundneunzig Mal unter hundert aus Bequemlichkeit und höchstens einmal aus Güte geschieht; und daß die Güte unter hundert Fällen neunundneunzig Mal keineswegs in Reichtümern des Herzens, sondern vielmehr in Mängeln des Verstandes ihre Ursache zu haben pflegt.

57

Lebenskunst: Die besonderen Gesetze seines Wesens den allgemeinen der Natur, des Staates und der Gesellschaft unterzuordnen und sein ureigenes Selbst über ihnen allen zu behaupten wissen.

58

Dem wahrhaft liebenswürdigen Menschen gegenüber fühlen wir uns immer schuldlos, auch wenn wir ein Unrecht gegen ihn begangen haben; – dem Unliebenswürdigen gegenüber stets von Verantwortung bedrückt, auch wenn uns an einer Unannehmlichkeit, die ihm begegnet, nicht die allergeringste und ihn selbst vielleicht alle Schuld trifft.

*

59

Herabgekommene menschliche Beziehungen, Liebesbeziehungen ganz besonders, haben zuweilen wie verarmte Adelige ihren lächerlichen oder auch rührenden Bettlerstolz, den wir in jedem Falle achten, am wenigsten aber durch eine zur Schau getragene Teilnahme verletzen sollen.

60

Die Liebe einer Frau kannst du dir durch mancherlei verscherzen: durch Vertrauen und durch Mißtrauen, durch Nachgiebigkeit und durch Tyrannei, durch zu viel und durch zu wenig Zärtlichkeit, durch alles und durch nichts.

61

Wir mögen eine Frau noch so sehr für eine Canaille halten, wir werden immer empört sein, wenn wir diese Überzeugung zu unseren Ungunsten – und immer angenehm berührt, wenn wir sie zu unserem Vorteil bestätigt finden.

62

Aus einem bestimmten Anlaß betrügen, heißt beinahe schon treu sein.

63

Jede Liebesbeziehung hat drei Stadien, die unmerklich ineinander überfließen: das erste, in dem man auch schweigend miteinander glücklich ist; das zweite, in dem man sich schweigend miteinander langweilt, und das dritte, in dem das Schweigen, gleichsam Gestalt geworden, zwischen den Liebenden steht, wie ein boshafter Feind.

64

Kein Gespenst überfällt uns in vielfältigeren Verkleidungen als die Einsamkeit, und eine ihrer undurchschaubarsten Masken heißt Liebe.

65

Daß wir uns gebunden fühlen mit der steten Sehnsucht nach Freiheit – und daß wir zu binden versuchen, ohne die Überzeugung unseres Rechts dazu, das ist es, was jede Liebesbeziehung so problematisch macht.

66

Wenigen Frauen ist persönlicher Gerechtigkeitssinn eingeboren; den meisten fehlt sogar jedes Verständnis für das Vorhandensein eines solchen Sinns bei andern Menschen – wenn er ihnen nicht geradezu lächerlich erscheint; was öfter der Fall ist als sie zugestehen werden.

67

Nicht früher darfst du dich von einer Frau geliebt glauben, ehe du nicht sicher bist, ihre ganze erotische Sehnsucht auf dich allein vereinigt und alle anderen Möglichkeiten ihres Wesens, auch die ungeahntesten, zur Wirklichkeit erlöst zu haben.

68

Zwei Männer mögen wegen einer Frau in einen noch so erbitterten Streit geraten sein, – es kommt immer ein Augenblick, in dem sie nahe daran sind, einander – wie über einen Abgrund – die Hände zu reichen.

69

Du hast verstanden? Du hast verziehen? Du hast vergessen? Welch ein Mißverständnis! Du hast nur aufgehört zu lieben.

70

Das Beste, was Liebende im Laufe der Zeit einander werden können, das ist: Surrogate ihrer Träume oder Symbole ihrer Sehnsucht.

71

Was einer Frau an Courage zum Selbstmord fehlen mag, ist sie entsprechenden Falls ohneweiters in der Lage, durch Bosheit zu ersetzen.

72

Manches gestehen, das bedeutet meist einen hinterhältigeren Betrug als *alles* verschweigen.

73

Im Verlaufe erotischer Beziehungen steigt der eine Teil für den andern seelisch immer entschiedener zum Individuum empor und sinkt körperlich immer unrettbarer zum Prinzip herab.

74

Die Frauen sind zugleich naturgebundener und sozial bedingter als die Männer; dies ist der Widerspruch, in dem die Problematik der meisten Liebesbeziehungen begründet ist.

75

Eine kluge Frau sagte mir einst: Die Männer sind sich ohneweiters klar darüber, was sie bei uns erreicht haben; aber was sie alles bei uns *nicht* erreicht haben, davon haben sie meistens keine Ahnung.

76

Die Frau, die betrügt, hat im Gegensatz zu den Männern ein Bedürfnis; sich nachher, wäre es auch nur vor sich selbst, zu rechtfertigen: darum läßt sie es sich selten am Betrug genügen, sie verleugnet und verrät zugleich.

77

Auf hundert Frauen, die sich nicht in den Mann verlieben, sondern in dessen Ruhm, in dessen Reichtum oder auch in dessen verbrecherische Anlagen, kommt noch nicht *ein* Mann, der eine Frau darum begehrte, weil sie berühmt, weil sie reich oder weil sie eine Verbrecherin wäre. Jede dieser Eigenschaften wird ihm vielleicht einen Reiz mehr bedeuten, aber niemals den eigentlichen Anlaß, eine Frau zu lieben. Es ist eine Eigentümlichkeit der Frauen, daß auch ein *Begriff* genügt, um ihre Sinne zu entflammen.

78

Ein Liebeszank endet selten mit einem wirklichen Frieden; meist ist es nur ein Waffenstillstand, während dessen die Gegner einander eben Zeit lassen, ihre Toten zu begraben. Aber beginnt der Kampf aufs Neue, so zerren sie auch die Toten wieder ans Licht empor und von Verwesungsdüften umweht kämpfen sie weiter.

79

Nicht Übermaß an Vertrauen, sondern Schwäche der Phantasie macht es dem Manne so schwer, an die Untreue eines geliebten Wesens zu glauben.

80

Ein tragikomisches Schicksal: sein Leben zerstört zu wissen und niemand haben, an dessen Brust man sich darüber ausweinen möchte als allein das Wesen, von dem es zerstört wurde.

81

In Hinsicht auf Liebesschulden gilt die Regel: lieber verfallen lassen als zu spät einkassieren.

82

Wenn Treue nicht ein Gegengeschenk ist, dann ist sie die törichteste aller Verschwendungen.

83

Es gibt keine erotische Beziehung, in der von den Liebenden die Wahrheit nicht immer gefühlt und nicht immer wieder jede Lüge geglaubt würde.

84

So vertraut darfst du dich mit keiner Geliebten glauben, daß du ihr deine geheimsten Regungen gestehen dürftest. Und wenn du es dennoch tust, so sei gewiß, daß sie sich rächen wird, entweder,

indem sie dir die ihren gleichfalls gesteht – oder indem sie sie dir verschweigt.

85

Du wirst deine Geliebte erst dann richtig beurteilen können, wenn du dich als denjenigen zu denken vermagst, der dein Nachfolger sein wird.

86

Es bedeutet zuweilen einen schlimmeren Betrug an der Geliebten, sie selbst, als eine andere in den Armen zu halten.

87

Fällt von einem immer noch geliebten Wesen der Zauber des Geschlechts allmählich für dich ab, so erlebst du zuweilen das neue Wunder, daß das Kind wieder vor dir steht, das jenes Wesen war, bevor du es als Frau umarmtest, und du liebst es besser als zuvor.

1

Der Eintritt in das Gebiet metaphysischer Probleme sollte nur denjenigen Geistern gestattet sein, die sich einer solchen Erlaubnis durch anständiges Betragen innerhalb des Gebiets der allgemein zugänglichen Realitäten würdig erwiesen haben; die Beschäftigung mit dem Okkultismus müßte jedem verwehrt sein, der nicht innerhalb des relativ Offenbaren ausreichend Bescheid weiß: endlich dürfte niemandem das Recht eingeräumt sein, sich in den Regionen des Unbewußten zu bewegen, der nicht die der Bewußtheit nach allen Richtungen gewissenhaft bis an die Grenzen der Helligkeit abschritt. Aber natürlich sind es gerade diese schwer kontrollierbaren, unsicher begrenzten Reviere der Metaphysik, des Okkultismus und des Unbewußten, wo den Abenteurern, Spekulanten und Hochstaplern des Gedankens am wohlsten ist. Und sie mögen von ihren Ausflügen in jene Gebiete die wirrsten oder erlogensten Berichte mit nach Hause bringen, es wird niemals an Narren und Dummköpfen fehlen, die ihnen gläubiger lauschen als den Forschern, die Beruf, Verantwortung und Mut zu ihren Entdeckungsreisen prädestiniert hat.

2

Die Beschäftigung mit metaphysischen Problemen, deren eigentliches Wesen gerade durch ihre Unlösbarkeit gegeben ist, gehört zu den Zwangsvorstellungen der Menschheit. Eine Heilung ist umso schwieriger als Menschen im allgemeinen kein Bedürfnis haben, sich heilen zu lassen. »Im Dunkeln ist gut munkeln«; – dieser Spruch läßt sich sehr gut auf das philosophische Gebiet übertragen; in Klarheit und Licht ist nur den wenigsten wohl und sie flüchten sich gerne dahin, wo es keine Kontrolle gibt; also dorthin, wo das einzige menschliche Verständigungsmittel, das Wort, seine Geltung verliert, vielmehr von Augenblick zu Augenblick seinen Kurs und seine Bedeutung wechselt. Innerhalb des Metaphysischen aber ziemt nur Stummheit; Rede und Gegenrede wird willkürlich und sinnlos.

3

Es gibt gewisse Erkrankungen metaphysischer Natur, die sich als Störungen in Beziehung auf die drei Kantischen Kategorien: Raum, Zeit und Kausalität erweisen. Ihre Kennzeichen sind: Überheblichkeit oder Grauen, wodurch Analogien zum Größenwahn und zum Verfolgungswahn bei psychischen Erkrankungen gegeben sind.

Als Überheblichkeit gegenüber dem Raum kann vielleicht die Sehnsucht gelten, andere Sterne im Weltenraum zu erreichen, der Wunsch, die Unendlichkeit zu erobern. Als Grauen gegenüber dem Raum das Schwindelgefühl, nicht in physischem Sinne als Angst vor dem Herunterfallen, sondern jener nicht mit eigentlicher Angst verbundene Schauer, der manchmal über uns kommt, wenn wir nur die Nähe eines Abgrunds ahnen oder wenn wir zum Himmel aufschauen.

Als Überheblichkeit gegenüber der Zeit wäre vielleicht der Unsterblichkeitsglaube zu deuten. Das Grauen gegenüber der Zeit kann sich von den milderen Formen der Ungeduld und Hast zu quälender Unrast steigern.

Überheblichkeit gegenüber der Kausalität wäre das Bewußtsein, dem Schicksal in jedem Fall als Stärkerer gegenüberzustehen, der Größenwahn an sich, die Hybris. Das Grauen gegenüber der Kausalität kann höchst vielfältige Formen annehmen, von unklaren Bangigkeit- und Angstgefühlen bis zur eigentlichen Lebensangst, und es kann ästhetisch sublimiert werden bis zum Weltschmerz.

4

Die nach dem Sprachgebrauch als Wunder bezeichneten Erscheinungen sind dadurch charakterisiert:

1. Daß es nur einem ganz verschwindenden Bruchteil der Menschheit unter ganz ausnahmsweisen Umständen gegönnt ist oder war, ihrer ansichtig zu werden.

2. Dadurch, daß die meisten von ihnen für die Unbeteiligten uninteressanter und für den weiteren Lauf der Welt schon um ihrer unendlichen Seltenheit willen belangloser und daß sie im allgemeinen irrealer erscheinen als die Wunder innerhalb deren wir alle ununterbrochen leben, an die wir gewöhnt sind und als deren Ursachen wir stetig wirkende Naturgesetze zu erkennen glauben.

3. Dadurch, daß sie, soweit ihre Realität manchen Beobachtern erwiesen scheint, doch nur als die Resultate gewisser sich zwar sparsamer auswirkenden, aber an sich doch keineswegs geheimnisvolleren Gesetze aufgefaßt werden könnten als diejenigen Naturgesetze, die uns bisher offenbar geworden sind.

5

Wir sprechen von Dingen, die wir mit dem Verstand nicht erklären können, im Gegensatz zu andern, die wir mit dem Verstande erklärt zu haben glauben.

Dies letztere bilden wir uns immer dann ein, wenn wir eine Einzelerscheinung, die als solche sich keineswegs erklären läßt, regelmäßig sich wiederholen sehen, so daß wir Anlaß haben, als Ursache ein Naturgesetz zu vermuten, das von Ewigkeit her besteht.

Aber wir vergessen, daß auch die Naturgesetze, soweit sie sich auf unsere Erde und auf die unseren Sinnen in bescheidenem Maße zugängliche Welt beziehen, sich erst allmählich entwickelt haben und daß sie im Chaos noch keine Geltung hatten.

6

Das Wesen der sogenannten okkulten Erscheinungen liegt nicht darin, daß sie geheimnisvoller sind als tausend andere, die wir nur darum nicht als okkult bezeichnen, weil wir sie gewohnt sind, sondern daß sie sich den uns bekannten Naturgesetzen nicht einfügen, sondern ihnen gerade zu widersprechen scheinen.

Das freie Schweben eines Körpers im Raum, die Überwindung der Schwerkraft also, die sogenannte *Levitation*, ist, vielmehr wäre an sich nichts Wunderbareres als der Lauf der Sterne, als Blühen und Vergehen, Leben und Tod und alle Erscheinungen, die damit im Zusammenhang stehen; das Charakteristische der Levitation ist oder wäre nur, daß sie in jedem Fall einen unendlich seltenen Einzelfall vorstellte, daß sie überhaupt nur unter gewissen künstlich herbeigeführten Umständen auftritt respektive aufträte, – und schon aus diesen beiden Gründen in der ungeheueren Vielheit und Gesetzmäßigkeit der täglichen Wunder eine höchst unbeträchtliche Rolle spielte.

Wenn wir uns aber ein Individuum vorstellten, das bereits zur Zeit des Chaos vorhanden war, als es noch keinen geregelten Lauf

der Sterne und kein organisches Leben auf Erden gab, und das nun aus einem Traum von Milliarden Jahren erwachte; – einem solchen Individuum würde die Levitation gewiß ein geringeres Wunder bedeuten, als das Blühen eines Veilchens oder der Aufgang der Sonne.

7

Wie durch ein Wunder, sagst du, ist jene Kugel knapp an deinem Ohr vorbeigegangen.

Und denke nur: einen andern hat die gleiche Kugel mitten durchs Herz getroffen. War dies etwa ein geringeres Wunder?

Du bist einem Freund dreimal hintereinander an der gleichen Straßenecke zu gleicher Stunde begegnet. Darin sprach sich für dich ein »Gesetz der Serie« aus.

Und was ist's mit dem weißbärtigen Herrn, den du nur ein einziges Mal vor zwei Jahren bei der Oper getroffen und mit tausend andern, die du nur einmal sahst? Gesetz des Einzelfalls vielleicht?

Du hast einen Kofferschlüssel vor der Abreise verlegt, kannst ihn durchaus nicht finden und erbittert klagst du über die Tücke des Objekts.

Noch einmal versuchst du den Koffer zu öffnen und siehe, auf einen Druck deiner Hand springt das Schloß von selber auf. Warum fällt es dir nun nicht ein, die Liebenswürdigkeit des Objekts zu konstatieren?

8

Die ungeheuere Intensität unserer Eindrücke im Traum kommt wohl daher, daß wir im Traum niemals zerstreut sind. Im Leben sind wir es immer und müssen es sein. So wie in unser Gesichtsfeld nicht nur das Geschaute fällt, sondern auch das Gesehene ringsum, allmählich der Peripherie zu verblassend, so ist in unserem Bewußtsein nicht nur das augenblickliche Erlebnis, sondern virtuell auch alle unsere Erinnerungen, Erfahrungen und Voraussichten. Im Traum wissen wir nur von dem, wovon wir träumen. Unser Mittelbewußtsein schläft. Es schläft im Traume tiefer, als unser Unterbewußtsein schläft. Darum staunen wir nicht im Traume, daß wir fliegen, in unserm Traumbewußtsein ist ja die Schwerkraft nicht enthalten; staunen nicht, daß Gestorbene wie-

derkommen, denn für den Träumenden gibt es kein Naturgesetz des Werdens und Vergehens. So ist auch Zärtlichkeit für ein geliebtes Wesen im Traum etwas Schöneres als in Wirklichkeit, weil diese Zärtlichkeit leuchtet als eine Flamme ohne flimmernden Kreis ringsum, weil alles wegfällt, was wir wachend nicht nur im besonderen, sondern auch im allgemeinen von der Liebe und von ihrer Unzulänglichkeit wissen.

9

In unsern Träumen pflegen jüngst Verstorbene anfangs noch alle Schauer der Verwesung mit sich zu bringen, wenn wir sie auch niemals als Tote sahen. Allmählich erst, von einem Traum zum andern, entledigen sie sich dieser Schauer, ja gleichsam ihres Todes selbst und gehen lebendiger als Lebende durch unseren Schlaf.

10

So bekannt es ist, daß die Erinnerung unsere vergangenen Eindrücke in unzähligen Fällen bis zur Unkenntlichkeit zu fälschen pflegt; man beachtet sehr wenig, daß ihr auch die Gabe innewohnt, Eindrücke richtigzustellen. So kommt es zuweilen vor, daß wir im Geist ein Wesen vor uns sehen mit einer Haltung, einer Gebärde, einem Blick, wie wir ihn tatsächlich bei diesem Wesen niemals wahrgenommen haben. Und doch leuchtet es uns, geradeso wie es nun vor uns in der Erinnerung steht, als durchaus wirklich ein. Ein solches Erinnerungsbild stellt nämlich gewissermaßen das arithmetische Mittel vor aus Hunderten Bildern jenes Wesens, die wir zum Teil tatsächlich im Laufe der Zeit gesehen haben, oder die wir für möglich hielten. Und so gibt uns die Erinnerung, gerade die Erinnerung eine höhere Wahrheit, wie sie uns in den wirklich erlebten Augenblicken nicht gegönnt sein konnte.

11

Nach einer uns eingeborenen Empfindung, scheint das auf Erden überhaupt mögliche Maß der Leiden und Freuden begrenzt zu sein. Erlebt also irgend jemand in unserer Umgebung etwas Schlimmes, so empfinden wir unsere Aussichten, daß uns persönlich nicht so bald etwas Ähnliches begegnen könne, für eine Weile

gebessert; ereignet sich aber in unserer Nähe ein besonderer Glücksfall, so dünken uns unsere eigenen Chancen gefallen.

Erklärt sich nicht aus diesem uns vielleicht immanenten, wenn auch nicht immer bewußten Glauben an einen Verlauf der Ereignisse nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung unser Neid in jenen Fällen, wo wir doch durch das Glück unseres Nebenmenschen um nichts verkürzt worden sind – und unsere Schadenfreude in Fällen, wo uns durch das Unglück unseres Nächsten doch keinerlei Vorteil erwachsen ist?

12

Eine isolierte große Eigenschaft leistet niemals etwas Großes, ja viel öfter wirkt sie in ihrer Isoliertheit als ein bedenkliches, wenn nicht gar zerstörendes Element, wie z. B. eine ungeheuere Energie, wenn ihr nicht hoher Verstand oder echte Güte beigesellt sind, niemals etwas wahrhaft Fruchtbares schaffen wird. Hier ist die Grenze, wo die Begriffe des bedeutenden und des großen Menschen sich scheiden, für welch letztern eben die Harmonie gewisser großer Eigenschaften, auch in ihrem scheinbaren Widerspruch charakteristisch ist.

13

Stehst du am Fuß eines gewaltigen Bergmassivs, so weißt du noch lange nichts von dessen Vielfältigkeiten, ahnst nicht, welche Höhen hinter seinem Gipfel oder hinter dem, was dir als Gipfel erscheint, aufragen, ahnst weder die tückischen Abgründe noch die bequemen Ruheplätze, die zwischen den Felsen sich verbergen. Allmählich erst, während du emporsteigst und weiterschweifst, enthüllen sich dir die Geheimnisse der Berglandschaft, vermutete und überraschende, wesentliche und bedeutungslose, auch diese alle nur je nach der Richtung, die du nahmst; und niemals werden alle dir offenbar.

Einer menschlichen Seele gegenüber ergeht es dir nicht anders. Was dir, so nah du seist, im ersten flüchtigen Anblick vor Augen steht, ist noch nicht die Wahrheit, gewiß nicht die ganze. Auf dem Wege erst, wenn du scharfe Augen hast, und nicht Nebel dir den Blick trüben, erschließt sich dir allmählich und immer nur teilweise das innerste Wesen jener Seele. Und auch darin ist es das gleiche, daß dir, während du dich allmählich aus dem durch-

forschten Gebiete entfernst, all die Vielfältigkeit, die du auf deiner Wanderung erlebtest, wie ein Traum verblaßt, und daß du, wenn du vor endgültigem Abschiednehmen noch einmal zurückschaust, wieder nichts anderes erblickst als jenes Massiv, das dir trügerischerweise so einfach erschien, und jenen Gipfel, der es gar nicht war.

14

Jeder Augenblick des Lebens ist an sich so seltsam, daß er überhaupt nicht zu ertragen wäre, wenn wir imstande wären, diese Seltsamkeit in der Gegenwart ebenso deutlich zu empfinden, wie sie uns in der Erinnerung und in der Erwartung meistens zu erscheinen pflegt.

15

Manche seelische Erlebnisse gehen beinahe durchaus im Unterbewußtsein vor sich; zeitweise nur gleich Tauchern, die unter dem Wasser schwammen, steigen sie zur Oberfläche herauf, sehen sich verwundert rings im Lichte des Bewußtseins um, tauchen wieder hinab und verschwinden für immer.

16

Solange eine Illusion nicht als Täuschung erkannt wird, ist sie einer Realität durchaus gleichwertig – wie andre Erscheinungen, die wir mit unseren Sinnen fassen, selbst wenn sie im physikalischen oder philosophischen Sinn Illusionen bedeuten. Falls wir aber die Illusion als solche erkannt haben, ist sie ja keine Illusion mehr; so ist also schon der *Begriff* der Illusion und eigentlich nur dieser eine Illusion.

17

Was wir Illusion nennen, ist entweder Wahn, Irrtum oder Selbstbetrug, – wenn sie nicht eine höhere Wirklichkeit bedeutet, die als solche anzuerkennen wir zu bescheiden, zu skeptisch oder zu zaghaft sind.

18

Der Haß ist wahrscheinlich ein ebenso mächtiger Urtrieb wie Liebe und Hunger. Anders wäre es nicht zu erklären, daß Leute, die reine Deterministen sind und an eine Schuld in naturwissenschaftlichem Sinne überhaupt nicht glauben, den Regungen des Hasses in gleicher oder noch stärkerer Weise unterworfen sind als jene anderen, die von der Existenz eines freien Willens überzeugt sind. In jedem Fall ist der Haß in seiner Triebhaftigkeit auch im Hin- und Widerspiel der Kräfte ein unerläßliches Element, und gewiß war er schon in jener Urkraft enthalten, die fortwirkend sich in jeder Lebensäußerung, auch im Vernichtungstriebe ausspricht; er ist geradeso göttlich wie die Liebe. Die Forderung, man möge seine Feinde lieben, ist in höherem Sinne geradeso unmoralisch, als die Forderung absoluter Keuschheit und für normale Menschen geradeso unerfüllbar. Bei der Befolgung des Keuschheitsgebotes ist Selbsttäuschung natürlich ausgeschlossen; bei der Befolgung jenes anderen Gebotes: »Liebet eure Feinde« – ist sie häufig genug. Daher findet man so viele Leute, die sich für gut halten, nur weil sich ihr Haßtrieb aus mannigfachen Gründen in Tat nicht umzusetzen vermochte. Freilich ist auch hier Mäßigkeit ein befolgenswertes Gesetz, besonders dort, wo der Haß nur als seelische Funktion auftritt, also nicht abreagiert wird. Solche Hasser sind geradeso unmoralische Individuen als die mit einem lebhaften Liebestrieb Geborenen, die wieder diesem keine Betätigung verschaffen.

19

Das Sinnvolle hat nur Bedeutung, ja Daseinsmöglichkeit durch die Annahme des Sinnlosen. Versuchen wir uns vorzustellen, daß es weder Sinn noch Unsinn auf der Welt gäbe, so erschiene sie uns immer noch eher sinnlos als sinnvoll. Das Negative ist unserem Begriffsvermögen gemäßer als das Positive. Ebenso gewinnt Leben erst Bedeutung durch den Tod. Eines ohne das andere ist überhaupt nichts, und ewiger Tod ist ein ebenso unsinniger Gedanke als ewiges Leben. Das oft gebrauchte Wort von den Schauern der Vernichtung ist sentimental und hat mit höherer Wahrheit nichts zu tun.

Welche wundersame Karriere: die einer Möglichkeit, der es gelang, sich zum Rang einer Wirklichkeit zu erheben; und umso wundersamer, wenn diese Möglichkeit in der Reihe vieler anderer als eine Unwahrscheinlichkeit dastand oder gar als Unmöglichkeit verhöhnt wurde. Welch ein klägliches Schicksal dagegen, wenn eine Möglichkeit, die als Wahrscheinlichkeit der Erfüllung sich schon ganz nahe glaubte, in irgendeinem Augenblick verzichten mußte, jemals Wirklichkeit zu werden und für alle Zeit in das unendlich gespenstische Heer der Unmöglichkeiten eingeht, über die sie sich erhaben fühlte.

1

Was das Leben so mühevoll und oft so hoffnungslos macht, das ist nicht einmal die Existenz des Unsinns und der Lüge in all ihren Formen und Graden; – das Schlimmere ist, daß wir immer wieder genötigt, ja manchmal sogar geneigt sind, uns mit dem Unsinn auseinanderzusetzen, als wenn ihm ein Sinn zu eigen – und mit der Lüge zu paktieren, als wenn sie guten Glaubens oder gar die Wahrheit selber wäre.

2

Die Idee ist ein so göttliches Ding, daß sie freiwillige Opfer wohl annehmen, ja vielleicht sogar fordern darf. Wie oft aber im Laufe der Geschichte wurde sie zum Götzen erniedrigt, auf dessen Altar man unschuldige Kinder hinschlachtete.

3

Stets wird es die Politik sein, von der die Atmosphäre eines Landes bestimmt wird, nicht Wissenschaft und Kunst. Denn die Politik bedeutet ein kontinuierliches Element, sie hängt dauernd über unserem Haupte wie der Horizont, über den die Wolken laufen, sie ist da, ob wir es nun wahr haben wollen oder nicht, so wie das Klima immer da ist, auch wenn wir nicht gerade frieren oder ein Gewitter herannahen fühlen. So bedarf es stets eines äußeren Anlasses und einer inneren Bereitschaft, um der Segnungen von Kunst und Wissenschaft mit unserem ganzen Wesen teilhaft zu werden: selbst wenn wir ein Lieblingsgemälde in unserem Zimmer hängen haben, als Kunstwerk wirkt es doch nur so lange auf uns ein, als wir es bewußt betrachten; und auch wenn ein Fernrohr auf unserem Dache steht – der Lauf der Sterne erschüttert uns doch nur so lange, als wir den Blick zum Himmel heben.

4

Das unnützeste und zugleich gefährlichste Element der menschlichen Gesellschaft bilden Individuen, deren zielgerichtete Begabung zu ihrer geistigen Beweglichkeit in einem auffälligen Mißverhältnis steht. Nicht überall vermögen diese Menschen ihr verderbliches Wesen zu entfalten: der Arbeiter, der Handwerker, der Richter, der Rechtsanwalt, der Arzt, der Priester, der Bauer, der Künstler, der Polizist, der Beamte, der Soldat ist nicht denkbar ohne positive Leistung, so gering sie sei. Denn der Angehörige solcher Berufe ist darauf gestellt, etwas Bestimmtes hervorzubringen, um seine Daseinsberechtigung zu erweisen und steht so dauernd unter der Kontrolle derjenigen, die auf seine spezifische Leistung angewiesen sind, und damit zugleich unter der der Allgemeinheit.

Auf drei Lebensgebieten aber ist eine solche Kontrolle praktisch nicht durchführbar, auf den Gebieten der *Politik*, des *Journalismus* und der *Spekulation*. Und so ist hier, wo leere Geschäftigkeit sich am ehesten als ernstgemeinte Tätigkeit, nichtiges oder zwecktrübes Geschwätz als inhaltsvolle und sachliche Rede – kurz: wo Aktivität sich als Produktivität aufzuspielen vermag, der geeignetste Tummelplatz für solche Unruhstifter von Anlage, Beruf und Geschäft. Ihrem unwiderstehlichen angeborenen Drange folgend, sind sie nur darauf bedacht, ohne einen inneren oder auch nur äußeren Anlaß abzuwarten, das Räderwerk ihres Wesens in Gang zu setzen, das dann wie eine kunstvoll-nutzlose Maschine hungrig im Leeren läuft, zu nichts anderem gut, als Lärm zu verbreiten und oft genug im näheren und auch ferneren Umkreis Unheil anzurichten.

5

Jeder Weltverbesserungsversuch, der von der Voraussetzung ausgeht, daß die Menschheit im ethischen Sinn überhaupt entwicklungsfähig oder daß sie gar ursprünglich gut sei, ist zum Scheitern verurteilt. Die Auffassung von der ursprünglichen Güte des Menschen ist durchaus sentimental, daher unfruchtbar, wenn nicht gar gefährlich, und noch törichter womöglich ist die, daß Leute, die an die Menschheit glauben, an sich schon von edlerer Art seien als solche, die keineswegs an die Menschheit, sondern nur von Fall zu Fall an den Menschen glauben.

Jede in sich geschlossene Menschengruppe stellt eine dumpfe, doch jedem Einfluß zugängliche Masse dar, aus der unter der Einwirkung nicht nur von Ereignissen, sondern auch von Schlagworten das Verschiedenartigste zu machen ist, zum mindesten das *scheinbar* Verschiedenartigste: Heldenscharen und Horden blutrünstiger Bestien; Patrioten oder Hochverräter; und ganz die gleichen Individuen können es sein, und sind es manchmal, die gestern ihrem Monarchen zugejubelt haben und heute dem Henker zujauchzen, der ihnen das abgeschlagene Haupt ihres gerichteten Fürsten entgegenhält. Diese Leute wetterwendisch, heuchlerisch, verräterisch zu nennen, bedeutet nicht so sehr eine Ungerechtigkeit als eine Überschätzung. Denn verschwindend klein ist die Anzahl der Menschen, die zu irgendeinem Prinzip, zu irgendeiner Sache, zu irgendeinem andern Menschen – es bestünden denn Bande des Blutes oder Interessengemeinschaften – eine echte aprioristische, verstandes- oder gefühlsmäßige Beziehung hat.

Fast fühlt man sich versucht, jede in sich geschlossene Menschengruppe nicht als eine Summe von Individuen, sondern als ein Element zu betrachten; – ein Element wie Feuer, Wasser, Luft und Erde. Und die Aufgabe *des Menschen* wird es immer sein, die *Menschheit*, ebenso wie er es mit anderen Elementen mehr oder weniger erfolgreich immer wieder versucht, den höheren Zwecken der Entwicklung dienstbar zu machen.

6

Liebe erfüllt nur tätig ihren Sinn. Als Gefühl an sich, besonders ins Allgemeine gerichtet, als sogenannte Menschenliebe, stellt sie eher einen bedenklichen Seelenzustand vor, da sie sich dann allzu sehr an sich selbst genügen zu lassen pflegt. Ja, mancher Liebhaber der Menschen glaubt schon damit genug getan zu haben, daß er ihnen auf seine Weise schmeichelt und ihnen, oft in kaum bewußter Verlogenheit, einzureden sucht, sie seien gut.

Der Haß aber bedarf keiner Aktivität, um Übles zu bewirken. Er vergiftet die Atmosphäre einfach schon durch sein Vorhandensein. Sein Expansionstrieb und seine Expansionsmöglichkeit sind stärker als Expansionstrieb und -Möglichkeit der Liebe; schon darum, weil es jenem niemals an einem bestimmten Objekt mangelt, das er schädigen oder vernichten will, während die Liebe eben allzu oft nichts anderes vorstellt, als die Befriedigung

oder gar das Entzücken über die eigene überdies meist nur eingebildete Liebesfähigkeit und Liebeskraft.

7

Es liegt im Wesen der Politik, daß sie durchaus zweckhaft gerichtet sein muß, daß also ethische Motive, so häufig solche auch vorgeschützt werden, überhaupt nicht in Frage kommen dürfen. Daß innerhalb einer solchen Atmosphäre absolute und dauernde, daß geistige oder sittliche Werte niemals in ihr gedeihen können, – wer könnte daran zweifeln. – Unter den Politikern selbst wird es kaum einen geben, der sich der Komödie nicht bewußt wäre, die er mit größerem oder geringerem Talent, je nachdem in verwegener, leichtfertiger, törichter oder witziger Art, seiner Partei, seinem Vaterland, ja der gesamten Menschheit berufsmäßig vorzuagieren verpflichtet ist; und auch das Publikum merkt es oft genug. Das Unglück ist nur, daß von dieser politischen Atmosphäre aus nach physikalisch-spirituellen Gesetzen eine Vergiftung auch der angrenzenden geistigen Luftschichten mit Notwendigkeit stattfinden muß, daß solchermaßen die Verwirrung aller Moralbegriffe vom politischen Horizonte aus, der über der gesamten Kulturmenschheit dunstet, sich immer weiter verbreitet, und daß dieser Vergiftung kein Mensch, insofern er Staatsbürger, also politisches Geschöpf ist, sich vollkommen zu entziehen vermag. Und mancher gibt sich ihr vielleicht umso williger hin, als er in dieser politischen Benommenheit sich mancher Verantwortlichkeiten entledigt sieht, sowohl intellektueller als moralischer Natur, die ihm als privatem Individuum das Leben zu erschweren geeignet waren.

8

Politische Diskussionen geraten darum so leicht ins Uferlose, weil unter der Bezeichnung eines Landes bald dessen Regierung, bald dessen Bevölkerung, bald der Staat, vielmehr der Begriff Staat als solcher, verstanden wird. Denn der Staat als Begriff bedeutet etwas anderes als die Bevölkerung, die ihn zusammensetzt, und etwas anderes als die Regierung, von der er geleitet wird. Er ist etwas zwischen Physischem und Metaphysischem, zwischen Wirklichkeit und Idee.

Zu ähnlicher Unfruchtbarkeit, wie die politischen Diskussio-

nen, sind im allgemeinen auch die über Religion verurteilt, da bald die Dogmen, bald das Rituale, bald das individuelle Verhältnis des einzelnen zu den sogenannten ewigen Fragen, zu Unendlichkeit und Ewigkeit, zu den Problemen des freien Willens und der Verantwortung oder wie man sich auch ausdrückt: zu Gott, unter Religion verstanden werden.

Und wieder ähnliches ergibt sich bei den Gesprächen über das meiste andere Begriffliche, über Ethik vor allem und über philosophische Themen, doch auch über enger gefaßte Definitionsmöglichkeiten näherer Probleme, wie z. B. über Sozialismus, Kapitalismus, Aristokratie, Demokratie usw., wo die Begriffe bald weiter, bald enger, bald in konkreter, bald in abstrakter, bald in physischer, bald in metaphysischer Bedeutung gefaßt werden; – ja, die meisten Unterhaltungen über all diese Dinge scheinen manchmal überhaupt nur dadurch möglich zu werden, daß kein Begriff mit völliger Schärfe umschrieben wird, kaum umschrieben werden kann, ja, daß man sich geradezu hütet, die Grenzen mindestens so scharf zu ziehen, als es immerhin denkbar wäre. Denn öfter als man glaubt ist bei solchen Diskussionen das Primäre nicht das Bedürfnis nach Wahrheit, sondern die Neigung zu streiten.

9

Glaubenskonflikte? – Ja, daß das überhaupt Konflikte werden dürfen!

Grenzstreitigkeiten? – Ja, daß das überhaupt Streitigkeiten werden können!

Erst jenseits der sogenannten Glaubenskonflikte und Grenzstreitigkeiten, also jenseits der Religion und der Politik fängt das Denken, das Arbeiten und das Leben an.

Religion im rituellen Sinne ist eine Sache der Berufstheologen, Politik eine Sache der Diplomaten und Beamten. Alle anderen Dinge, die wahrhaft wesentlichen, ganz einfach: Wissenschaft und Kunst sind allgemeine Angelegenheiten. Vielmehr die ganze Aufgabe der Kultur besteht darin, Wissenschaft und Kunst zu allgemeinen Angelegenheiten zu machen. In Wirklichkeit aber sind heute gerade Religion und Politik jedermanns Sache. Und gerade in Religion und Politik sind die Menschen von Urbeginn an nicht um einen Schritt weitergekommen. Hier können immer nur neue Verwicklungen, aber keine neuen Werte geschaffen werden. Was eine echte Wissenschaft erforscht, was eine echte Kunst hervor-

gebracht hat, ist relativ unvergänglich, alles Politische und Religiöse ist durchaus ephemer. Nur was in der Religion Ethik, Geistesgeschichte und Dichtung, und was in der Politik Nationalökonomie und Technik ist, bleibt lebendig und ist fruchtbar.

Politik ist das gegebene Thema für Ungebildete und Schwätzer, Religion das gegebene Thema für Gedankenlose und Schwächlinge. Als *Beruf* ist Politik für Herzlose und Unverantwortliche, Religion für Arme im Geiste und Heuchler wie geschaffen.

Der große Politiker aber ist überhaupt nicht Politiker, sondern Staatsmann, der große Priester nicht Pfaffe, sondern Dichter oder Philosoph. Beide sind Idealisten, Narren oder Heilige, indem sie ihre Kräfte an Unmögliches verschwenden. Der erstere insofern er versucht, innerstaatliche Zustände und außerstaatliche Beziehungen von Dauer zu schaffen, der andere insofern er unerfüllbare Wunschträume in Realitäten glaubt umsetzen zu können.

10

Politik, das ist die Freistatt, wo Verbrechen, die sonst Gefängnis oder Tod zur unvermeidlichen Folge hätten, wo Verrätereien, die sonst zu flammender Empörung aufriefen, wo Lügen, die sonst im allgemeinen Hohngelächter untergingen, nicht nur von diesen sonst natürlichen Konsequenzen bewahrt zu bleiben pflegen, sondern wo all diese Verbrechen, Verrätereien und Lügen als durchaus natürliche, wenn nicht gar rühmenswerte Bestätigungen der menschlichen Natur angesehen werden. Das Schlimmste aber ist, daß nicht nur politische Gesinnungsgenossen, sondern daß die gesamte Öffentlichkeit, ja daß selbst die politische Gegnerschaft bei solchen Gelegenheiten eine so milde Auffassung walten läßt, wie man sie Menschen gegenüber niemals aufzubringen imstande ist, welche Schurken sind ohne politischen Vorwand, auf eigene Rechnung und Gefahr.

11

Wie es zu den Mängeln unseres Strafgesetzes gehört, daß es Trunkenheit als mildernden Umstand gelten läßt, ebenso ungerechtfertigt erscheint es, daß die parteimäßig begründete Bewußtseinstrübung, die euphemistisch politische Überzeugung genannt zu werden pflegt, als Milderung oder gar als Strafausschließungsgrund hingenommen wird. Im Vertrauen auf diese

Auffassung trinken sich so manche Individuen einen politischen Rausch an, um möglichst ungefährdet ihre verbrecherischen Instinkte walten lassen zu dürfen, – wenn sie nicht gar ihre Trunkenheit nur simulieren.

12

Wie es eine gewisse Gruppe von Politikern gibt, die alle großen Errungenschaften der Menschheit dem Konto einer bestimmten Rasse, z. B. dem Germanentum gutzuschreiben wünscht, so gibt es Religionspolitiker, die alle großen Errungenschaften, alle ethischen Eigenschaften höherer Art, wie Opfermut, Nächstenliebe, Güte allein im Wesen des Christentums begründet und ausgedrückt finden möchten, als hätten alle jene Tugenden vor Christi Geburt überhaupt nicht und nachher nur bei Bekennern der christlichen Religion existiert. Als völlig charakteristische Merkmale des Christentums bleiben vielleicht nur übrig Intoleranz, Überheblichkeit und endlich eine ganz besondere Art von Demut, nicht nur dem höchsten Wesen, sondern auch seinen Priestern gegenüber, eine Demut, die sich häufiger als bei jeder anderen Religion bis zum Byzantinismus entwürdigt, aber von denen, die den Vorteil davon haben, zu einer besonderen Art von Tugend ausgerufen worden ist.

13

Die Macht der menschlichen Vernunft ist immerhin so groß, daß sie sich gegen die Unhaltbarkeit der meisten religiösen Dogmen auflehnen müßte, deren Inhalt den Naturgesetzen, unseren Erfahrungen und gewissen uns immanenten Denkregeln widerspricht. Und so sieht sich jede Kirche zu Zwangsmitteln genötigt, als deren wirksamste sie die Erregung von Furcht um Leben, Gesundheit und irdische Güter leicht zu erkennen vermochte. Nun glaube man aber nicht, daß mit der Abschaffung der Folter und des Scheiterhaufens alle Möglichkeiten des Terrorismus erschöpft gewesen wären, denn wenn dieser verhindert wird, seine großen Methoden anzuwenden, so hat er seine kleineren zur Verfügung, mit denen sich immer noch genug ausrichten läßt. Für manche Leute bedeutet es schon Terror genug, wenn ihre Carrière oder ihre gesellschaftliche Stellung in Gefahr zu schweben beginnt, und so hat die Kirche auch ein Interesse daran, den Snobismus zu

fördern, der die Meinung zu verbreiten verstand, daß der Zweifel an sich nicht nur Irreligiösität bedeutet (womit ja heute keine direkte Lebensgefahr mehr verbunden ist), sondern daß er in vornehmeren Kreisen als Zeichen mangelhafter Eleganz übel angesehen wird.

14

Es hat noch niemals eine Idee gegeben, weder eine philosophische noch eine religiöse, die tatsächlich eine allgemeine, seelische Umwälzung hervorgerufen hätte. Immer, auch im Gefolge der bedeutendsten Ideen, sind nur politische, technische und ökonomische Veränderungen erfolgt. Denn seelische Umwälzungen geschehen immer nur beim einzelnen, unter gewissen Umständen innerhalb kleiner Gruppen; niemals bei ganzen Völkern oder gar bei der Menschheit. Auch das Christentum, was man auch sage, hat sich seit seinem Bestande seelisch immer nur für den einzelnen, – für die Gesamtheit hat es sich ausschließlich politisch ausgewirkt, und es liegt nun einmal im Wesen der Politik, alle übrigen seelischen Elemente zu trüben, mit denen sie in Berührung kommt.

15

Was den Terrorismus als Idee völlig ad absurdum führt, ist die Tatsache, daß am Ende immer mit Notwendigkeit die extremsten Parteien, so feindselig sie einander in ihren politischen Ansichten gegenüberstehen mögen, sich im Laufe der Ereignisse zusammenzuschließen pflegen. Der Grund hierfür ist einfach der, daß diese Parteien über die besonderen Ideen, denen sie angeblich dienen, die der Gewalt gesetzt haben, durch die sie zwangsläufig miteinander verbunden werden. Dem Terrorismus wird eine rohe Überlegenheit für eine Weile immer gewiß sein, niemals der Sieg, der am Ende doch nur vom Geiste errungen werden kann. Alle körperliche Übermacht ist schon deswegen zeitlich beschränkt, weil sie nach physiologischen Gesetzen allmählich erschöpfen muß, während der Geist aus sich selbst immer wieder neu erzeugt. Und so trägt er am Ende doch mit Notwendigkeit über die Gewalt den Sieg davon, er erringt ihn schon durch das Wort, das aus dem Geist geboren unsterblich ist.

16

Diejenigen Tugenden werden am lautesten gepriesen, zu deren Ausübung weder Gedankenarbeit noch Energieentfaltung, noch Selbstüberwindung gehört, vor allem also diese beiden: Patriotismus und Gottesfurcht. Sollte die Vermutung nicht gerechtfertigt sein, daß sie an sich überhaupt gar keine Tugenden bedeuten, sondern nur von denjenigen Instanzen dazu gestempelt wurden, die von dieser Auffassung den augenfälligsten Vorteil haben: vom Staat und von der Kirche?

17

Der Snobismus ist eine in unserer Zeit so verbreitete Erkrankung der Seele, daß man ihm fast einen epidemischen oder endemischen Charakter zusprechen und ihn nicht unzutreffend z. B. mit der Tuberkulose vergleichen könnte. Bei nicht wenigen Menschen tritt er geradezu tödlich auf, wenn sich der Tod der Seele begreiflicherweise auch nicht so leicht feststellen läßt als der eines menschlichen Organismus. In der Mehrzahl der Fälle verläuft der Snobismus schleichend, manchmal nahezu unbemerkt, und er kann zuweilen – geradeso wie die Tuberkulose erst bei der Sektion – erst bei genauester Durchforschung der Seele festgestellt werden. Es gibt auch erbliche Formen, leichte und schwere, ausheilbare und unheilbare, und die gegenwärtige Menschheit sollte schon um ihrer Kinder willen den Kampf dagegen systematisch aufnehmen.

18

Nicht dort hassen die Menschen am unversöhnlichsten, wo ihnen die triftigsten Gründe dazu geboten sind, sondern dort, wo die Betätigung ihres Hasses mit der verhältnismäßig geringsten Gefahr für sie selbst verbunden ist oder ihnen sogar Vorteil, Gewinn und Ehre zu bringen vermag. Da in solchen Fällen die wirklichen Motive des Hasses: Minderwertigkeitsgefühle und Neid, nicht gern eingestanden, ja häufig genug nicht einmal bewußt werden nimmt man zu Vorwänden seine Zuflucht, als welche auch die lächerlichsten und verlogensten gut genug zu sein pflegen. So werden, besonders gern die etwa vorhandenen schlechten Eigenschaften der Menschen übertrieben, die zu hassen man sich entschlossen hat, es werden nicht vorhandene Eigenschaften dazu erfunden, ja, damit dem

Haß nachträglich noch ein Schein von Berechtigung verliehen werde, und gewissermaßen automatisch werden in den gehaßten Personen schlechte Eigenschaften künstlich gezüchtet.

Da aber dieses Verfahren immerhin Mühe, Zeit und manchmal beinahe Verstand erfordert, hat sich die höchst bequeme Methode herausgebildet, irgendwelche Bezeichnungen, die ursprünglich nur kategorisierend gemeint eine bestimmte Partei, eine bestimmte Nationalität, eine bestimmte Rasse bedeuteten, in herabsetzendem, höhnendem oder gar beschimpfendem Sinne zu gebrauchen. Und mit Vorliebe wird diese primitive und kläglichste Form der Polemik in der Politik angewandt, nicht nur um dem eigenen Haß in bündiger Form Ausdruck zu verleihen, sondern auch um die Haßinstinkte bei anderen zu entfesseln, zu fördern und zu eigenen Gunsten auszunützen.

Wundern dürfen wir uns darüber freilich nicht, da wir ja täglich nicht nur Flachköpfe, Bösewichte, Berufspolitiker, sondern auch sozusagen anständige und kluge Leute mit mehr oder weniger Pathos versichern hören, daß sie stolz darauf seien, gerade *ihrer* Nation, *ihrer* Rasse, *ihrer* Partei anzugehören, ein Satz, der überhaupt jeder Vernunft völlig bar wäre, wenn wir nicht annehmen, daß die Leute, die ihn aussprechen, die Zugehörigkeit zu jeder anderen Nation, Rasse oder Partei als minder ehrenvoll, wenn nicht gar erniedrigend, und die Mitglieder aller anderen Nationen, Rassen und Parteien als minder achtungswert, wenn nicht gar als verächtlich und hassenswürdig selbst ansehen und vor den andern so hinstellen wollten.

19

Allzuviel Seelenkraft verschwendet oft der ehrliche Bekenner an die leidenschaftliche Bekämpfung von Ansichten, an die manche von denen im Innersten gar nicht glauben, die sich als ihre Anhänger, ihre Verfechter, ja gelegentlich als ihre Märtyrer aufspielen. So ist – wie in den meisten anderen menschlichen Beziehungen – auch in der Politik der innerlich Unbeteiligte dem innerlich Beteiligten gegenüber stets im Vorteil. Denn während für jenen auch eine Niederlage gewissermaßen nur sportliche Bedeutung beansprucht, setzt der innerlich Beteiligte in jedem Fall sein ganzes Wesen für seine Überzeugung ein, zahlt auch als Sieger immer noch einen höheren Preis als der andere und verliert mehr und Besseres als der andere jemals verlieren könnte.

20

Was wir für gewöhnlich Lüge zu nennen pflegen, ist meist nur ihre mildeste und harmloseste Form. Die echte, die wahrhaftige Lüge, wenn man so sagen darf, hört auf ganz andere, viel vornehmere Namen, und sie fühlte sich kaum getroffen, wenn man sie einfach als Lüge bezeichnete; – so wie manche Gauner und Mordgesellen der Politik kaum den Kopf wendeten, wenn sich jemand einfallen ließe, sie so anzurufen, wie sie es verdienten, da sie ja vielmehr Anspruch zu erheben pflegen, in die Weltgeschichte als Staatsmänner oder Helden Einzug zu halten.

21

Politische Überzeugung? – Das ist oft nichts anderes, als die bequeme Larve, hinter der ein Lump seine widerliche Fratze verstecken möchte, um unter dem Schutz der Maskenfreiheit auf dem politischen Faschingsrummel, den wir am Aschermittwoch Weltgeschichte zu nennen lieben, ungestraft oder gar bejubelt sein feiges Unwesen zu treiben.

22

Ideen – mögen zwischen ihnen auch Gegensätze walten, die unserem irdischen Auge unausgleichbar scheinen – sie werden am Ende doch versöhnt durch die Unendlichkeit schweben. *Überzeugungen* – sie dürfen noch so scharf aneinander geraten, – es sind doch immer Ehrenhändel, die ritterlich zwischen ihnen ausgetragen werden können. *Parteien* aber – und hätte sich selbst eine oder die andere ein vernünftiges Ziel gesetzt – stehen einander, auch wenn sie sich gegenseitig nur Worte ins Gesicht schleudern, immer, mit geballter Faust in der Tasche, als Raufbolde gegenüber.

23

Ein gern geübter Sport mancher Politiker, Journalisten und Snobs ist es, irgendeinem harmlosen, ehrenhaften oder selbst edel geborenen Worte einen gelben Fleck anzuheften, wie man es in verschollenen Zeiten mit den Juden getan hat, damit sich der Pöbel bequem und ungestraft über sie lustig machen, sie beleidigen oder

sie mißhandeln dürfe. In der letzten Epoche sind es vor allem diese drei Worte, hinter denen die Gassenbuben der Zeit her sind: Fortschritt, Freiheit und Zweifel.

24

Massenerlebnisse geben keinerlei Aufschluß über das Wesen der Einzelseelen. Ob jemand als fromm oder als Zweifler, als Held oder als Feigling, als gut oder als böse geschaffen, erkennen wir erst dann, wenn er in ein durchaus persönliches Schicksal gerät. Und so gewiß ein Gotteshaus voll von Betern zur Hälfte aus Ungläubigen, eine Heldenschar zu neun Zehnteln aus Feiglingen bestehen kann, ebenso sicher ist es, daß eine Generation, die mit den feurigsten Worten Menschenliebe predigt, mindestens ebensoviel kalte Egoisten und sentimentale Bösewichter in ihren Reihen zählt, als irgendeine vor ihr.

25

Wie lächerlich wäre ein Mensch, der sich über den Falschspieler in einer Partie entrüstete, zu deren erlaubten Spielmethoden, ja zu deren Spielregeln auch Betrug gehört und wo auch der ehrliche Spieler es manchmal darauf anlegt, für einen Betrüger gehalten zu werden, um so die Partner umso sicherer hineinzulegen. Und doch – gleichen wir nicht alle diesem naiven Kiebitz, die wir neugierig und erregt um die grünen Tische der Politik herumstehen und den Spielern zuschauen, die einander zum Besten halten oder tun, als ob sie einander zum Besten hielten – ohne daß es ihnen weiter zum Schaden gereichte – da doch die Kiebitze es sind, die die Spieldifferenzen und überdies noch die ganze Zeche zu zahlen haben?

26

Es kann immer der Diskussion unterliegen, wer in einem geistigen Kampf der Sieger gewesen ist; darüber, wer von zwei Kämpen den andern auf die Knie gezwungen, oder gar darüber, wer dem andern den Schädel eingeschlagen hat, darüber wird es niemals eine Meinungsverschiedenheit geben. Zu einer höheren Weisheit hat sich die Politik bis zum heutigen Tage kaum durchgerungen; und ungefähr in gleichem Sinne wird Weltgeschichte gelehrt und gelernt.

27

Feindselige Strömungen einer Minderzahl entwickeln sich immer dann, wenn eine Mehrzahl fühlt, daß sie durch die geistige Überlegenheit der Minderzahl in die Gefahr gerät, diejenigen Vorrechte zu verlieren, die sie ausschließlich ihrer ziffermäßigen Überlegenheit zu verdanken hatte.

28

Die äußere Politik hat ihre Dogmen, wie die Religion; sie heißen Macht, Grenzerweiterung und Prestige. Aber so wie die wahrhaft Frommen nicht eben unter den Buchstabengläubigen, so werden die besten Patrioten kaum je unter den Politikern zu finden sein.

29

In der Politik kommen auf einen, der auf Grund persönlicher Erfahrungen nach reiflichen Erwägungen und aus ehrlicher Überzeugung sich für eine bestimmte Seite entschieden hat, Hunderttausende von Mitläufern: gutgläubige, gedankenlose und Streber, denen es, als der armseligen Komparserie kleiner politischer Bewegungen und großer historischer Ereignisse gar nicht darauf ankommt (möge ihnen das nun bewußt werden oder nicht), ob sie von rechts oder links aus der Kulisse strömen, um ihr ewiges sinnloses »Rhabarber« zu murmeln oder zu brüllen, von dem die Welt widerhallt.

30

Eine neue Staatsform wird stets durch gewaltsame Mittel geschaffen. Auch dann, und dann vielleicht ganz besonders, wenn sie unter dem Schlagwort von der Abschaffung der Gewalt eingeführt wurde. Nur daß die Gewaltsamkeit in solchen Fällen sich in hinterhältigeren Methoden auszuwirken pflegt als in ehrlichen Revolutionen.

31

Es als Tugend auszurufen, daß sich Menschen zusammengehörig fühlen – das war der geniale Einfall eines Mächtigen, der eine Garde brauchte.

32

Manchmal ist die Menschheit einem kleinen Mädchen zu vergleichen. Tritt ein großer Mann an sie heran, so wird sie verlegen, läuft in die Kinderstube und spielt mit ihren Puppen weiter.

33

Oft klammert sich ein Erschreckter wie ein Kind in seiner Angst an den, vor dem er erschrocken ist. So machen Nationen die Führer der Revolution zu ihren Fürsten.

34

Der Endzweck aller Kultur ist es, das, was wir »Politik« nennen, überflüssig, jedoch Wissenschaft und Kunst der Menschheit unentbehrlich zu machen.

35

Die Lebenslüge manchen Staates wie manchen Individuums: Daß sie den Bankrott noch erwarten, ja sogar sein Ausbleiben noch für möglich halten zu einer Zeit, da sie schon mitten darinnen stehen.

36

Das muß schon ein Mensch von hoher Art sein, dem die Sehnsucht nach Freiheit etwas anderes bedeutete als die Begier nach Verantwortungslosigkeit.

37

Jeder Krieg wird unter den nichtigsten Vorwänden begonnen, aus guten Gründen weitergeführt und mit den verlogensten Ausreden beschlossen.

38

Wenn man mit einem Politiker von guten Manieren und einiger Klugheit in eine Unterhaltung gerät, macht man meistens die überraschende, aber sympathische Entdeckung, daß er eigentlich gar nicht zu seiner Partei gehört.

39

Standesbewußtsein: Damit bezeichnen wir eine streng umschriebene Gruppe von Vorurteilen, von denen jedes einzelne nicht nur auf sich selbst, sondern auf die übrigen stolz ist, und die einander gegenseitig automatisch so hoch zu steigern pflegen, daß daraus eine partielle Unzurechnungsfähigkeit der Standesbewußten und Gefahr für die Umgebung resultiert.

40

Wäre Politik unter der Voraussetzung vollkommener Wahrheit, wäre Rechtsprechung auf der Grundlage vollkommener Gerechtigkeit überhaupt nur möglich, dann brauchten wir weder Politiker noch Juristen auf der Welt.

41

Es gibt keine Art von politischer Überzeugung im parteimäßigen Sinne – auch nicht von der ehrlichsten – die nicht mindestens mit einer Wurzel in das durstige Erdreich der Beschränktheit hinabreichte.

42

Je entschiedener eine politische Partei zur Macht gelangt, umso kläglicher verflüchtigt sich die *Idee*, in deren Zeichen sie den Sieg errang und als legitime Erben gebärden sich die entarteten Bastarde der Idee: die *Dogmen*.

43

Wir finden uns ja damit ab, daß in bösen Zeiten, z. B. nach einem verlorenen (oder auch nach einem gewonnenen) Krieg die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen. Nur das macht

uns an der göttlichen Gerechtigkeit irre, daß die Schuldigsten der Schuldigen so selten und meistens in so bescheidenem Maße mit den völlig Unschuldigen zu leiden haben.

44

Um einer Partei anzugehören, ist eine gewisse Portion Einfalt unerläßlich. Vernünftige Leute, die den Standpunkt ihrer Partei bis in die letzten Konsequenzen zu vertreten versuchen, erwecken immer den Eindruck, als seien sie konfus oder unehrlich geworden.

45

Wer sich einer politischen Partei anschließt, und sei sie ihren Prinzipien nach die beste von allen, der encanailliert sich in jedem Falle, – denn er hat Parteigenossen.

46

Der Pedantismus mißverstand die Menschenliebe; – das Resultat ist als Marxismus bekannt. Das Ressentiment mißverstand den Marxismus, da wurde der Bolschewismus daraus. Das Literatentum mißverstand den Bolschewismus, da galt er wieder als Menschenliebe; – aber nun sah sie auch danach aus.

47

Was soll mir das Geschwätz? Ich habe mich in meinem Leben nicht um Politik gekümmert!

Was hilft's dir, mein Freund? Sie kümmert sich um dich in jedem Augenblick deines Lebens!

1

Die drei Kriterien des Kunstwerks: Einheitlichkeit, Intensität, Kontinuität.

2

Um den Künstler ist ein geheimnisvolles Element, durch dessen Medium er die Umwelt unvergleichlich stärker zu erfassen vermag als irgendein anderer Mensch, und das ihn doch zugleich unerbittlicher von ihr abschließt, als die dickste Mauer es vermöchte.

3

Die Wirkungen der Kunst beruhen nicht auf *Illusion*, sondern auf *Ideenassoziationen*. Das, was wir Illusion nennen, ist ein durchaus sekundäres Moment, das unter Umständen auch völlig fehlen kann. Gerade diejenigen Menschen, denen ein Kunstwerk die vollkommene Illusion des Lebens gibt, haben das Kunstwerk nicht als solches auf sich wirken lassen. Bei ihnen hat der Eindruck, den sie von einem Werk empfangen, mit dessen künstlerischem Werte nichts zu tun, umso weniger, je mehr ihr Eindruck mit dem Eindruck verwandt ist, den ein wirkliches Geschehnis gleicher Art auf sie gemacht hätte. Man müßte denn glauben, daß der Zuschauer, der die Kanaille Franz mit faulen Äpfeln bewirft oder dem Darsteller am Bühnenausgang auflauert, um ihn zu prügeln, einen stärkeren künstlerischen Eindruck empfangen habe als ein anderer, der in aller Bewunderung und Erschütterung keinen Augenblick vergaß, daß er noch am selben Nachmittag mit dem Darsteller des Franz im Kaffeehaus Tarock gespielt hat.

Haben wir denn wirklich auch bei großartigster Regie jemals die Illusion, daß eine Bühnenschlacht eine wirkliche Schlacht, ein Bühnentod, und wäre er noch so meisterhaft dargestellt, einen wirklichen Tod bedeute? Hängt der höhere oder niedere Grad

unserer Erschütterung auch nur im geringsten davon ab, ob wir der Einbildung, daß hier ein Mensch wirklich den Tod erleide, näher oder ferner sind? Unsere Erschütterung, die Tiefe unseres künstlerischen Erlebnisses, beruht nur darauf, daß eine Bühnenschlacht, ein Bühnentod oder, um gleich ein anderes Beispiel mitzunehmen, eine Umarmung auf der Bühne eine Reihe gesetzmäßiger sowohl als individuell bedingter Ideenassoziationen von anderen Küssen, Schlachten und Untergängen in uns auslöst. Und der Grad der Erschütterung, die Bedeutung unseres künstlerischen Erlebnisses hängt ab von der Geschwindigkeit, mit der diese Assoziationen auftreten und ablaufen, von deren Intensität im einzelnen und von ihrer eigentümlichen Reihenfolge. Und die Reihe der Assoziationen, die sich z. B. an den Tod des Helden knüpft, wird umso dichter, umso kontinuierlicher, umso rascher und im einzelnen umso intensiver ablaufen, mit je größerer Vollendung der Dichter das Schicksal seines Helden gestaltet und je vollendeter der Schauspieler diesen Helden dargestellt hat. So lebenswahr ein Kunstwerk oder eine Kunstleistung auch wirken mag, niemals geben sie uns die Illusion des Lebens. Sie haben eben nur die Kraft, eine größere oder geringere Menge von Erinnerungen verschiedenster Art mit größerer oder geringerer Intensität in uns wach zu rufen. Und wenn wir uns gelegentlich des Ausdrucks bedienen, eine Sterbeszene habe mit ungeheuerer Wahrheit, also gewissermaßen so auf uns gewirkt, als hätte ein Held tatsächlich vor unsern Augen sein Ende gefunden, so sagen wir damit doch nichts anderes, als daß wir uns bei dieser Szene einer ungeheueren Fülle von Todestatsachen erinnert haben: solcher, die uns berichtet wurden, solcher, die wir miterlebt haben, solcher, die uns historisch überliefert, solcher, die uns aus anderen Kunstwerken bekannt sind, und endlich, daß in uns die Vorstellungen anderer in näherer oder fernerer Umgebung bevorstehender Todestatsachen, sowie die des eigenen, für uns unentrinnbaren Endes erweckt wurden.

Die Reihenfolge dieser Assoziationen ist nur bis zu einem gewissen Grad eine gesetzmäßige, da sie modifiziert wird durch die Individualität und die augenblickliche Disposition desjenigen, der das Kunstwerk auf sich wirken läßt, des Genießenden also. Je nachdem wird z. B. die erste Assoziation, die der Tod des Hamlet auslöst, entweder der Tod einer anderen Bühnenfigur, z. B. des Lear oder des Wallenstein sein – oder der Tod einer geschichtlichen Persönlichkeit – oder der Tod des eigenen Vaters oder

Bruders – oder der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Todes – oder der Gedanke an den eigenen Tod usw. Von da aus aber laufen die Assoziationen, freilich unter der Schwelle des Bewußtseins, in größerer oder geringerer Tiefe nach den verschiedensten Richtungen weiter, ohne daß sie später im einzelnen erinnert werden können. Zurück bleibt nur der künstlerische Totaleindruck.

Oft genug (bei zerstreuten Zuhörern) wird die Kette der Assoziationen unterbrochen durch eine Vorstellung, die aus einer anderen Assoziationsreihe ins Bewußtsein emporsteigt, mit deren einem Glied ein Glied der ursprünglichen Assoziationsreihe von früher her in engerer Verbindung stand.

Äußere Ausstattung der Szene, historische Treue, glückliche Maske, all dies dient nicht dazu die Illusion zu steigern, sondern dazu, Intensität und Raschheit der Assoziationen zu fördern, und dazu, das Abreißen der Assoziationskette zu verhindern.

Was wir also als Eindruck eines Kunstwerks empfinden, das ist das Resultat aus einer Summe von Ideenassoziationen in ihrer eigentümlichen Intensität, eigentümlichen Reihenfolge, eigentümlichen Ablaufsgeschwindigkeit, die durch das Kunstwerk in uns ausgelöst wurde. Und dieser Eindruck hängt in keiner Weise ab von dem Grad der Täuschung, in die wir durch das Kunstwerk versetzt worden sind; kann davon gar nicht abhängen, weil bei vollsinnigen Menschen eine solche Täuschung nie und nimmer entstehen kann.

4

Jede Tat und jedes Geschehnis läßt sich kausal erklären, ohne daß wir eine Mithilfe des freien Willens anzunehmen brauchen, den wir deterministisch als den Ausdruck der in das Individuum gesperrten Kausalität bezeichnen dürfen. Nur bei dem Versuch, das künstlerische Schaffen zu erklären, kommen wir mit der Kausalität allein nicht aus, und am deutlichsten wird das in der Musik.

Während jede Entscheidung auf anderm als auf künstlerischem Gebiete eine Wahl zwischen einer beschränkten Anzahl von Möglichkeiten bedeutet, also uns immer begründet erscheinen wird, wenn auch vielleicht nur durch die Eigenart des betreffenden Individuums, so liegt bei der Erfindung einer Melodie (wenn wir nicht an göttliche Eingebung glauben) und gar bei der Harmonisierung eine unendliche Fülle von Möglichkeiten vor, unter

denen mit einer ungeheueren Raschheit immer wieder die Wahl getroffen wurde. Ehe der Künstler sich für eine bestimmte Melodie und Harmonisierung entschied, muß er alle übrigen überhaupt möglichen Varianten unbewußt verworfen haben. Hier genügen weder äußere Umstände noch die sogenannte Eigenart und Einzigartigkeit des Individuums zur Erklärung; die Wahl, die hier getroffen wird, kann nicht anders gedeutet werden, denn immer wieder als Ausdruck eines freien Willensaktes. Je weiter wir uns aber von der Kunst entfernen, umso eher sind wir imstande, von der Annahme eines freien Willens abzusehen.

5

Die beruhigende Wirkung der Kunstwerke erklärt sich vor allem dadurch, daß im Kunstwerk das, was wir Zufall nennen, ausgeschaltet ist.

Ebenso scheint der Zufall aus der Geschichte (insoweit sie Vergangenheit ist) ausgeschaltet, und alles Historische wirkt als Notwendigkeit.

Nur die Gegenwart, insbesondere unsere persönliche Existenz, ist den sogenannten Zufälligkeiten ausgesetzt und unterworfen.

Es besteht also offenbar kein genereller Unterschied zwischen Notwendigkeit und Zufall, sondern es kommt völlig auf den Standpunkt des Betrachtenden an.

Wir überschauen immer nur eine gewisse Anzahl von Kausalitätsketten, und auch diese nur bis zu einem gewissen Punkt, während jeder Augenblick, den wir durchleben, den Kreuzungspunkt von unendlich vielen Kausalitätsketten darstellt, die aus der Unendlichkeit kommen und in die Unendlichkeit gehen.

Die Geschichte aber erzählt nur von denjenigen Kausalitätsketten, die sich im höchsten Sinne folgenreich erwiesen haben und vernachlässigt die andern.

Ein Beispiel: Ein großer Mann ist an einem Kirschkern erstickt. Das Leben dieses großen Mannes von der Geburt bis zum Tode ist uns offenbar. Der Kirschkern aber war nur wichtig in dem Augenblick, da er sich in den Kehlkopf des großen Mannes verirrte, nicht im Laufe seiner allmählichen Entstehung, und auch seine weitere Geschichte ist uns gleichgültig.

Aber in der Tragödie ist der Kirschkern nicht zu verwenden, trotzdem er den Tod des großen Mannes verursacht hat. Denn im Kunstwerk verlangen wir, daß die Kausalitätsketten, deren

Kreuzung den tragischen Moment herbeiführt, in annähernd gleicher Intensität verlaufen.

Der Held mag durch seinen Gegenspieler zugrunde gehen, der sich an ihn sozusagen herankausaliert hat oder an der ihm immanenten Kausalität: Erschöpfung, Selbstmord aus Ekel usw. An einem Kirschkern dürfte er nur dann zugrunde gehen, wenn etwa die Grundidee des Dramas wäre, daß auch durch einen Kirschkern die Weltgeschichte aus ihrer Bahn gelenkt werden kann. Niemals würden wir uns dem Kunstwerk gegenüber überreden lassen (auch wenn es unserer philosophischen oder religiösen Überzeugung entspräche), daß der Kirschkern von Gott gewollt war – auch wenn wir glauben, daß vor Gott alle Kausalitätslinien gleich sind, da sie ja von ihm aus und in ihn wieder zurück gehen. Gott hat gewissermaßen immer seine Gründe gehabt, denn er ist der Grund selbst. Aber in der Kunst kann Gott immer nur das sein, wogegen der Held sich auflehnt. Ein im dogmatischen Sinne frommer Held ist unmöglich. Keine Kausalitätskette kann bedeutungsvoll genug sein, daß sie mit der des Helden sich kreuzend sie in diesem Augenblicke zunichte machen dürfte. Im übrigen schließt der Tod die Kausalitätswirkungen eines Menschen keineswegs ab; insbesondere der Tod eines großen Mannes hat ebenso Folgen, wie seine Taten sie gehabt hatten, oft noch bedeutendere.

6

Die wahre *Tragödie* steigt zum Himmel auf, wie ein Turm, auf dessen freier Höhe, von Stürmen umbraust, die Leiche des Helden aufgebahrt liegt, – aber auch auf dem Grunde jeder richtigen *Komödie*, tief verborgen in vermauerten Räumen, ruht ein tragisches Geheimnis, – mag auch oft der Meister selbst, der das Gebäude aufgerichtet hat, nichts davon ahnen.

7

Dies erst wäre das wahre Drama, in dem das scheinbar nebensächlichste Wort sich durch alle Irrgänge bis zur Wurzel des Stückes verfolgen ließe, und in dem auch die letzte Episodenfigur zum tieferen Zweck bis auf die Farbe ihrer Augen ausgenützt würde.

8

Eine unerläßliche Voraussetzung des Dramas ist das Vorhandensein einer bestimmten Weltanschauung und die Annahme gewisser feststehender ethischer Werte. Keineswegs geht es an, am Beginn eines Dramas den Mythos zu bejahen und im weiteren Verlaufe ihn anzuzweifeln; es geht nicht an, über die dramatische Handlung einen Himmel von ganz bestimmter Lichtwirkung und Eigentümlichkeit auszusapannen und ihn später herabsinken zu lassen wie eine bewegliche Decke oder gar ihn aufzureißen und plötzlich in die Unendlichkeit ungelöster und unlösbarer Fragen zu weisen. Es geht nicht an, zu Beginn des Dramas seine Wirkungen daraus zu holen, daß ein freier Wille, daß Schuld, Verantwortung und Gewissen als unbedingt vorhanden angenommen werden, also die Welt unter ethische Gesetze zu stellen – und zum Schlusse an freiem Willen, Schuld, Verantwortung zu zweifeln und die Welt unter der ausschließlichen Herrschaft der Kausalität zu sehen. Wenn der Akrobat die Zentnerlast, die er mühelos zu stemmen schien, am Ende fallen und das Publikum merken läßt, daß es eine Attrappe aus Pappendeckel war, die er in der Faust gehalten, so mag das als erlaubter Clownspaß gelten. Aber auch das Drama wird dazu, wenn ein hoher, ethischer Wert vom ersten zum letzten Akt an Gewicht immer leichter und am Ende aus einer Zentnerlast zur Flaumfeder geworden.

9

Wenn man die Grundidee des antiken Dramas die Unentrinnbarkeit des Schicksals, – als die des klassischen den Kampf der großen Persönlichkeit gegen Widerstände aller Art, – als die des romantischen das Schweifen und Irren des Individuums im Unbegrenzten (daher es auch niemals ein wirkliches romantisches Drama geben konnte) bezeichnen darf, so wird man als Grundidee der modernen Tragödie immer wieder den unauflösbaren Widerspruch zwischen Verstand und Gefühl ansprechen müssen (daher die moderne Tragödie mit Notwendigkeit zur Tragikomödie wird). Daß Verstand und Gefühl auch bei gelegentlicher scheinbarer Übereinstimmung und Versöhnung völlig getrennten Haushalt führen, diese Erkenntnis ist die Atmosphäre, in der die Handlung des modernen Dramas vor sich geht. Was Kleist als die »Verwirrung des Gefühls« bezeichnet – und bei ihm be-

ginnt das moderne Drama – könnte man ebenso gut Verwirrung des Verstandes nennen. In Wahrheit verwirren sie sich gegenseitig; dies eben ist das Tragikomische, und fast könnte man sagen, daß dort, wo das unbeirrbare Gefühl oder wo das völlige Verstehen anfängt, das Drama mit Notwendigkeit aufhören muß.

10

Im heiteren Drama pflegen die Autoren meist nur die Mängel ihres Charakters – im ernsten untrüglich die ihres Verstandes zu verraten.

11

Was bedeutet das Unerträglichere im Drama: der Tiefsinn, den uns eine Puppe zum Besten gibt oder die Plattheit, mit der uns eine lebensvolle Gestalt langweilt?

12

In jeder Epoche bildet sich eine literarische Manier aus, mit der auch die geringeren Talente mehr oder weniger gewandt zu wirtschaften verstehen und die den Stil dieser Epoche unfreiwillig parodiert. Und es gibt wahre Genies der Manier unter diesen naiven oder hochstaplerischen Parodisten, die nicht nur das Publikum, sondern auch die Kritik zu täuschen verstehen. – Der klassische Stil ist es, der sich zu solch manieristischer Behandlung am wenigsten eignet, weil hier ohne einige Bildung, Fleiß und Geduld doch nichts auszurichten oder vorzuspiegeln ist: der naturalistische und der expressionistische Stil bieten sich manieristischer Behandlung am bequemsten dar. Aber auch echte Talente verfallen in ihren schwächeren Perioden in Manierismus, manchmal sogar solche, die in ihrer besseren Zeit den neuen Stil selbst geschaffen und ausgebildet haben.

13

Es mag dem Künstler begegnen, daß er mit seinem Stoff lange Zeit so überlegen spielte, wie ein geschickter Jongleur mit seinem Ball, und daß es ihm gelang, ihn aus den höchsten Höhen und fernsten Fernen immer wieder im rechten Augenblick mit gewandten Händen aufzufangen; – bis er ihm doch einmal unver-

sehens entgleitet, davonhüpft und in irgendeinem Lebensgestrüpp verschwindet, aus dem er sich niemals wieder hervorholen läßt.

14

Niemals ist es das Problem, das du gewählt, niemals der Geist, mit dem du es behandelt, was dein Werk in die Zukunft tragen wird; immer sind es nur die Gestalten, die du gebildet und die Atmosphäre, die du rings um sie geschaffen.

15

Wenn wir in einem Kunstwerk das Vorhandensein einer Weltanschauung als künstlerischen Vorzug zu empfinden glauben, so kommt diese Wirkung niemals von der besonderen Art der Weltanschauung her, die der Autor zum Ausdruck bringt, sondern immer nur von dem Grad des Talentes, den er hierzu aufzuwenden imstande war.

16

Mancher dichterische Einfall, der im Laufe der Zeit in unser Unbewußtes sank, den wir also unserer Meinung und dem Sprachgebrauch nach vergessen haben, nimmt weiter an unseren Erlebnissen teil, zieht in geheimnisvoller Weise Nahrung aus ihnen und entwickelt sich so ohne unser Dazutun, ohne unser Wissen weiter fort. Und eines Tages mag es geschehen, daß er, wundersam verändert, aus den Tiefen unserer Seele wieder emporsteigt und uns zu mahnen scheint: Nun bin ich endlich zu dem herangereift, wozu ich von Anbeginn bestimmt war: jetzt erst bin ich deiner und du meiner wert; – laß uns beide unser Schicksal erfüllen, – schaffe dein Werk.

17

Aus dem Werke manches Dichters spüren wir wohl heraus, daß er irgendwie und irgendwo ein Genie ist, nur leider gerade nicht in seiner Dichtung.

18

Jeder Dichter ist Realist und Idealist, Impressionist und Expressionist, Naturalist und Symbolist zugleich, oder er ist überhaupt keiner. Natürlich überwiegt eine dieser Kunst- und Weltanschauungen, je nach Temperament, Anlage, Epoche und Stimmung. Aber sobald eine von ihnen so sehr überwiegt, daß die andern darunter erheblich leiden oder gar eine oder die andere völlig verkümmert, so ist damit schon ein Talent- und Wesensmangel ausgesprochen.

19

Es ist schlechter Geschmack, über seine eigenen Figuren gerührt zu sein und ein noch schlechterer, sich über sie lustig zu machen. Leider fehlt uns das rechte Wort, das innerhalb des Geistigen eine gewisse mindere Art von Humor so glücklich bezeichnet, als das Wort Sentimentalität ein unreines Verhältnis innerhalb des Gefühlsmäßigen zum Ausdruck bringt. (»Witzelei« käme der Sache noch am nächsten.) In beiden Fällen aber handelt es sich um einen Mangel an Distanz von Seiten des Autors entweder der von ihm geschaffenen eigenen Figur oder dem Publikum oder beiden gegenüber.

20

Dem Humoristen wird es auch im aufgeräumtesten Moment niemals einfallen, sich mit seinem Publikum zu encanaillieren. Nur der Witzbold ist es, der gerne vertraulich und Beifall werbend ins Parkett oder zum Leser hinüberblinzelt und jederzeit bereit ist, auch eine Gestalt, die er selbst geschaffen, zu verraten und feig im Stich zu lassen, wodurch er die mediokre geistige Atmosphäre schafft, in der allein er zu wirken vermag.

21

Dem Humoristen – und nur ihm unter allen Schriftstellern – ist Weitschweifigkeit erlaubt; ja, sie ist unter Umständen ein Kunstmittel mehr, dessen er nicht entraten darf und kann.

22

Behagen ist die eigentliche Grundbedingung des Humors sowohl in subjektivem als in objektivem Sinn, und der Begriff des Behagens verträgt sich nicht mit Beschränkungen irgendwelcher Art. In gewissem Sinne kann der Humorist niemals ein Ende machen; – kaum einen Anfang. Nur technische Notwendigkeiten sind es, die ihn dazu nötigen.

23

Der Humorist lustwandelt innerhalb der Unendlichkeit.

24

Die tragische Weltanschauung, von den Höhen des Humors aus betrachtet, wirkt in jedem Falle irgendwie beschränkt, wenn nicht lächerlich oder gar unsinnig.

25

In der Tragik gerät der menschliche Geist, so tief er auch hinabsteigen mag, irgendeinmal auf Grund, – im Humor niemals.

26

Dem Humor, dem göttlichen Kind, ist nichts verwehrt; auch nicht mit dem Schmerz, dem Elend, dem Tod zu spielen. Wenn die Ironie, der Witz, die Satire das gleiche versuchen, empfinden wir das als geschmacklos, roh, wenn nicht gar als Blasphemie.

27

Ironie, Witz, Satire können nur als gelegentliche Ausdrucksformen des Humors künstlerisch bestehen. Auf sich selbst gestellt mögen sie allerlei Wirkung tun, – Wirkungen politischer, moralischer, schriftstellerischer Art, aber mit Kunst in höherem Sinne haben diese Wirkungen nichts zu schaffen.

28

Humor ist immer dämonischer Natur; das Reich von Witz, Ironie, Satire, dieser gefallenen Engel des Geistes, ist innerhalb des Satanischen beschlossen.

29

Nicht jeder Künstler von Genie hat Humor, aber jeder Künstler von Humor (nicht jeder Spaßmacher) hat Genie. Humor ist der weitere und höhere Begriff. Er ist das eigentliche Genie des Herzens, da Güte wohl ohne Humor, aber Humor niemals ohne Güte bestehen kann.

30

Wer Humor hat, der hat beinahe schon Genie. Wer nur Witz hat, der hat meistens nicht einmal den.

31

Innerhalb des Grotesken ist es niemals möglich, die Vollendung zu erreichen, ja es ist unsinnig, sie anzustreben. Denn während sowohl das Tragische, als das Komische auch bei höchst gesteigerter Intensität innerhalb des Endlichen beschlossen ist, weist das Groteske ins Grenzenlose und schließt sich so selbst von der Kunst aus.

32

Im Kunstwerk, das aus einer inneren Notwendigkeit heraus geschaffen wurde, glüht ohne Unterlaß sonnenhaft die Idee wie ein leuchtend gewordenes Herz; das Machwerk, und wäre es vom höchsten technischen Range, trägt die Idee vor sich her wie ein flackerndes Lämpchen, und es ist meist erloschen, lang vor erreichtem Ziel.

33

Riefe jemand aus: Mir ist ein wundervolles Sujet eingefallen; – und es zeigte sich dann, daß jenes angebliche Sujet in nichts weiter bestehe, als in ein paar Farbenflecken auf hellem oder dunklem Grund, so werden wir wohl zweifeln dürfen, ob, der so sprach,

auch ein richtiger Maler gewesen sei. Und er selbst wird es sich wahrscheinlich (in den meisten Fällen) überlegen, sich auf einen solchen Einfall hin vor die Staffelei zu stellen und sein Werk in Angriff zu nehmen. Aber wie viele Schriftsteller gibt es, die unverzagt die Feder ergreifen, sobald nur ein vages Naturgefühl, eine verschwommene Seelenstimmung über sie kam; und sie nehmen es dir sehr übel, wenn du nicht gleich gewillt scheinst, ihre Farbenflecke für künstlerische Leistungen anzusehen.

34

Wenn ein Stoff in der Seele eines Dichters zu reifen beginnt, so ist dieser Prozeß mit der Aufquellung einer Zelle vergleichbar, deren Wände sich allmählich verdünnen, porös werden und sozusagen tausend, hunderttausend Mäuler bekommen. Alles was einer solchermaßen veränderten Zelle in die Nähe gerät, kann, ja muß ihre Nahrung werden. Ungemäßem verschließt sie sich oder scheidet es eilig aus, dagegen schlingt sie in sich ein, verarbeitet, gleicht ihrem eigenen Wesen an, was ihr förderlich sein könnte. Ebenso, wie nun eine solche Zelle alles in sich aufnimmt, was ihr zur Nahrung, zur Entwicklung, zur Vollendung dienlich ist, so nimmt auch jener Stoff alles in sich auf, was aus des Dichters Erlebnissen, Erfahrungen, Gefühlen ihm nutzbar sein mag, verschmäht das Unverwertbare, stößt es aus und dehnt sich allmählich immer weiter, so daß er endlich den ganzen Inhalt der Dichterseele zu bilden, ja daß die Dichterseele selbst in den Stoff umgewandelt scheint.

35

Geduld und Ungeduld wechseln während der Arbeit in der Seele des Künstlers auf und ab. Geduldig ist er, insofern er sich in Hinsicht auf sein Werk einer völlig unbegrenzten Zeit, ja gleichsam der Ewigkeit gegenüber fühlen muß; – ungeduldig insofern, als er, wenn auch in steter Erwartung der Überraschungen, die ihm auf seinem Weg begegnen könnten, das Ziel vom ersten Schritt an mit so visionärer Bestimmtheit vor sich erblickt, daß die Sehnsucht ihn beflügelt.

36

Wie ist ein bedeutender Mensch geistesökonomisch einzuschätzen, der darauf verzichtet, für die Allgemeinheit produktiv tätig zu sein und es vorzieht, sich von der übrigen Menschheit möglichst abzuschließen? Sind wir nicht manchmal geneigt, gegenüber einem solchen Menschen jenen andern den Vorzug zu geben, deren Wirkung bei geringerer geistiger Bedeutung ins allgemeinere geht und die es verstehen, durch zwar unbeträchtlichere, aber eingänglichere Leistungen die Welt wenn auch nicht geistig zu bereichern, doch sinnlich zu erfreuen und so das Maß der Heiterkeit und damit das des Glücks auf Erden zu erhöhen, wie es z.B. Possenschreiber, Tanzkomponisten, Akrobaten zweifellos tun? Ja, müßten wir nicht eigentlich, je demokratischer wir denken, gerade diese Leute als die wertvolleren Menschen bezeichnen? Wir vergessen dann freilich allzusehr, daß die *offenbare* Wirkung, die von Persönlichkeiten und Leistungen ausgeht, also diejenige, von der wir direkte Kenntnis erhalten, nur einen kleinen Bruchteil der auf Erden waltenden Einflüsse vorstellt und daß in der Atmosphäre der Zeit nicht nur die Leistungen nachwirken, die uns bekannt geworden sind, nicht nur diejenigen Persönlichkeiten, deren Gedächtnis die Nachwelt bewahrt hat, sondern, in unsichtbaren, unmeßbaren und verborgenen Schwingungen, auch das, was von Menschen gearbeitet, gesprochen, angeregt worden ist, deren Leistungen vielleicht ebenso verschollen sind wie ihre Namen.

37

Wir wundern uns immer wieder, wenn ein Poet, der uns eine Welt der Pracht, des Glanzes, der feineren Lebensgenüsse erschuf, als ein salopper, äußerlich vernachlässigter Bohemien; – wenn uns der Dichter eines Buches von hohem sittlichen Ernst als ein oberflächlicher frivoler Geselle; – wenn uns der Verfasser eines von Edelsinn und Menschenliebe überströmenden Werkes als ein engherziger oder gar harter Mensch entgegentritt, und in unserer Enttäuschung sind wir leicht geneigt, solche Schriftsteller für schwindelhafte oder gar verlogene Subjekte anzusehen.

Damit tun wir ihnen Unrecht. Es sind keineswegs Schwindler, – es sind eben Literaten, deren Schaffensmethode gewissermaßen in zwei Etappen vor sich geht; sie beginnen, durchaus nicht in

unehrlicher Absicht, sondern einem inneren Gesetz folgend damit, daß sie vor allem einmal die Gestalt eines Dichters schaffen, der sich dazu eignet, aus seinem von ihnen erdichteten Wesen heraus ein Werk zu dichten, das sie aus ihrer eigenen Natur zu schaffen nicht imstande wären.

Freilich ist die Wahrheit ein so unwiderstehliches Element, daß auch die bedeutendsten auf solche Weise zustande gekommenen Werke an irgendeiner Stelle, manchmal auch in der ganzen Durchführung, das Geheimnis ihres Ursprungs verraten, wäre es auch nur durch ein seltsames Unbehagen, das sie erregen und das sich bis zum Widerstand, ja bis zum Ekel steigern kann. Und in jedem Falle wird ein solches Werk der Vergänglichkeit rascher anheimfallen als jene anderen Schöpfungen, die ein Genie unmittelbar hervorbrachte, ohne erst einer Zwischengestalt zu bedürfen, die es mit den ihm selbst versagten hohen Seelenkräften ausstatten mußte.

38

Nur derjenige Künstler vermag ein reines Dasein in der Welt zu führen und zugleich reinliche, künstlerische Arbeit zu leisten, der sich zu den von ihm geschaffenen Gestalten in ein menschliches und zu den Menschen, mit denen er lebt, in ein künstlerisches Verhältnis zu setzen weiß.

39

Über das Ausmaß seines Talents wird uns ein gewandter Autor zuweilen zu betrügen imstande sein, nie jedoch über den Grad des Interesses, das er selbst seinem Problem und seinen Gestalten entgegengebracht hat.

40

Im Wesen des Genies liegt es, daß es alle möglichen inneren und äußeren Mißlichkeiten, die von dem Talent als Hemmnisse empfunden werden, ja an denen es manchesmal rettungslos zugrunde geht, zu fördernden Elementen umzubilden, ja aus ihnen den letzten Antriec zur Vollendung zu empfangen verstehen.

41

Manche Künstler wissen sich ihren Ruf mühselig genug nur dadurch zu erhalten, daß sie sich immer wieder an Aufgaben wagen, denen ihre Kraft nicht gewachsen ist.

42

Es ist dem Dichter unbenommen, die Freiheit heißer zu lieben als der Held, den er gestaltet. Aber wehe ihm, wenn von diesem Überfluß eigener Liebe auch nur ein Tropfen in seines Helden Worte überströmt.

43

Woher nur dein Drang, o Dichter, von den köstlichen Stunden deiner Einsamkeit der aufhorchenden Welt zu erzählen? Solltest du im Grunde nicht eine höchst gesellige Natur sein und ein wenig Geck dazu?

44

Künstler sein, das heißt: verstehen, die rauhen Flächen der Wirklichkeit so glatt zu schleifen, daß sie die ganze Unendlichkeit von den Höhen des Himmels bis zu den Tiefen der Hölle widerzuspiegeln vermag.

45

Es ist eine ganz leichte Sache, in aller Aufrichtigkeit von seinen Schwächen, seinen Lastern, selbst von seinen Verbrechen zu reden. Aber *so* von ihnen reden, als wenn diese Schwächen nicht höchst liebenswürdiger Natur, diese Laster nicht ausnehmend interessant oder gar im Grunde geheime Tugenden, – und als ob diese Verbrechen nicht so verwegen und großartig wären, wie sie vorher kaum noch je verübt worden sind, – *das* ist die Kunst, und hier erst begänne die eigentliche Wahrhaftigkeit. In Autobiographien ist sie selten zu finden.

46

In der Seele des geborenen Dramatikers kommt der Einzelfall, der tragische wie der komische, schon als Symbol zur Welt; oder er erhöht sich wenigstens dazu im Laufe der Arbeit. Doch jeder Versuch, auch dem glücklichst erfundenen Einzelfall mit *Absicht*, durch nachträgliche aufgesetzte Lichter, symbolische Bedeutung zu verleihen, wird mit Notwendigkeit mißglücken; und gerade die wichtig- oder vornehmtuerische Gebärde wird es sein, die auch hier, wie auf anderen Gebieten den Parvenu oder den Snob verraten wird.

47

In den besten Momenten ihres Schaffens sind Künstler zweiten Ranges von den wahrhaft großen kaum zu unterscheiden. Doch was ihnen in jedem Falle mangelt, ist die Fähigkeit, sich genügend lange auf der erforderlichen Höhe zu halten; und ihr Verhängnis ist es, gerade in den Augenblicken, wo die außerordentlichste und letzte Anspannung aller Kräfte notwendig wäre, ins Dürftige, Triviale oder Absurde hinabzusinken.

48

Als Künstlernatur bezeichnen wir im allgemeinen die Summe von Eigenschaften, die den Künstler im Produzieren behindert.

49

Wir sind allzu oft geneigt, unter einer trübe schillernden Oberfläche Tiefe zu vermuten; – und wenn wir uns entschließen nachzuprüfen, reicht sicher unser kleiner Finger bis auf den Grund hinab. Eine klare Oberfläche aber täuscht uns immer wieder Seichtigkeit vor, indem sie unserem ahnenden Blick gestattet, bis in eine Tiefe hinabzuschauen, die wir mit dem Senklot des Verstandes niemals zu erreichen vermögen.

50

In jeder wirklich guten Anekdote steckt der Keim zu einem Mythos, jede dichterische Allegorie nimmt die Richtung auf ein Symbol zu.

51

Anführungszeichen sind oft nichts als eine faule Ausrede, mittels deren der Autor die Verantwortung für eine Banalität, die ihm in die Feder kam, oder für die ihm nichts Besseres einfiel, dem schlechten Geschmack seiner Zeitgenossen aufzubürden versucht.

52

Theaterschriftsteller, die imstande sind, etwa einen vierten Akt vor ihrem zweiten zu schreiben, sind mir einigermaßen verdächtig. Sie haben offenbar niemals etwas erfahren von den Überraschungen und Abenteuern, die dem Dichter auf seinem Weg zu begegnen pflegen und die ihm den köstlichsten, wenn auch einen zuweilen nicht ungefährlichen Reiz seiner Wanderung bedeuten.

53

Daß wir in der Tragödie nach dem Untergang des Helden verlangen, hat vielleicht auch darin seinen Grund, daß wir uns niemals entschließen können, dem Schicksal vorbehaltlos zu vertrauen. Wir kennen die Unberechenbarkeit der unzähligen, außerhalb des Individuums wirkenden Kräfte, die ihm, auch als lächerliche Zufälligkeiten verkleidet, Schicksale zu werden vermögen, und wir geben uns nicht zufrieden, wenn der Held, der uns teuer ward, vom Dichter wieder in die grauenvolle Unsicherheit des Daseins entlassen wurde. Erst wenn er endgültig untergegangen ist, wird ihm wohl sein – und uns mit ihm.

54

In der Kunst müssen wir uns von dem Vorurteil emanzipieren, daß der Tod an sich schon etwas Trauriges zu bedeuten habe. Er ist vielmehr etwas so eminent Natürliches, daß er innerhalb eines Kunstwerks ebenso zur Heiterkeit wie zur Erschütterung Anlaß geben kann. Je ferner uns eine Figur, je mehr sie ins Episodische gerückt ist, umso leichter gelingt es uns, diesen Standpunkt einzunehmen, offenbar darum, weil von jenen ferner gerückten Episodenfiguren nicht so viele und so mächtige Assoziationsfäden zu unserem eigenen Schicksal laufen. Der Tod des Hamlet berührt

uns tragisch, der des Polonius bestenfalls tragikomisch und in gleicher Weise, vielleicht in noch höherem Maße tragikomisch, wenn auch zuweilen rührend, wirkt auf uns der Tod im Puppenspiel. Unser Schmerz über den Untergang der Marionette, den das ewige Kinderherz in uns empfindet, wird von unserer erwachsenen Logik sofort in Heiterkeit umgedeutet, weil diese ehrlichen Marionetten im Gegensatz zu manchen scheinbar tragischen Figuren, die manchmal nichts sind als unehrliche Marionetten, von vornherein auf die Täuschung verzichten, uns ein Menschenschicksal vorzuspielen.

55

Das Publikum ist viel gescheiter als es selber glaubt, aber man darf es ihm nicht zugestehen, sonst wird es noch anmaßender als es ohnedies zu sein pflegt.

56

Ich traue den Enthusiasten nicht, die von ihrer Fähigkeit, sich zu begeistern, gerade so sehr oder noch tiefer ergriffen sind, als von dem Gegenstand, für den sie sich begeistert haben.

57

Das ist die Vergeltung, die der Genius der Kunst am Dilettanten übt: Wenn dieser schöpferisch zu werden versucht, gerät er unter das eigentliche Niveau nicht nur seines Verstandes, sondern auch seines Charakters, so daß uns das Produkt eines sonst leidlich gescheiten Menschen, dem nur eben das Talent versagt ist, wie das Lallen eines Schwachsinnigen, und er selbst, im Leben vielleicht ein ganz anständiger Mensch, durch das Medium seines mißlungenen Werkes als ein höchst fragwürdiges Subjekt erscheint.

58

Was den Dilettanten früher – und in jedem Fall untrüglicher – verrät als die Schwächen seines Talents, das ist die Problematik seines Menschentums.

59

Auch der Dilettant hat zuweilen Einfälle, die selbst den Anspruchsvollen zu verblüffen imstande sind. Aber im Gegensatz zum Künstler vergißt er meistens, daß der *Einfall* nichts ist als notwendige Voraussetzung und oft nichts anderes bedeutet als eine Versuchung, die auch in den Abgrund führen kann. Worauf es ankommt bleibt dies: zu wissen, welche Entwicklungs*möglichkeiten* in einem Einfall vorhanden sind; zu fühlen, wann der Augenblick gekommen ist, eine dieser Möglichkeiten in *Wirklichkeit* überzuleiten und – wenn dieser Augenblick aus irgendwelchen äußeren oder inneren Gründen niemals erscheinen will – auch das Herz zu haben, ihn zu verstoßen wie ein ungeratenes Kind.

60

Le style c'est l'homme: dieses Wort ist so wahr, daß der Schreibende sich am sichersten dort zu verraten pflegt, wo er sich am ängstlichsten zu verstellen trachtete.

61

Unter der Bewunderung, die ein Jünger seinem Meister zollt, verbirgt sich oft und nicht immer unbewußt die Genugtuung über dessen Schwächen, durch die er sich ihm verwandt, seine eigenen gerechtfertigt und sich weiterer Beweisführung zur Legitimation seiner Jüngerschaft enthoben fühlt.

62

Was würde man von einem Mathematiker halten, der auf seinem Gebiete etwas Wesentliches zu leisten oder gar Neues zu entdecken sich anmaßen und sich einbilden wollte, daß er beispielsweise von der Arithmetik oder der analytischen Geometrie als von einer nunmehr überflüssig gewordenen Disziplin absehen dürfe. Was tut aber die Sorte von Literaten anderes, die sich vermißt, auf die Psychologie verzichten zu können, ja sie als etwas Überwundenes, Lächerliches zu erklären.

63

Manche Literaten lieben es, sich in ihren Werken stilistisch, andere gesellschaftlich und manche gar ethisch aufzuspielen. Kein Wunder, daß sie sich von solchen Mühen in ihrem Privatleben umso gründlicher zu erholen pflegen.

64

Ein böser Mensch, der auf der Bühne einen gütigen, ein galliger Geselle, der den Wohlwollenden, eine Canaille, die die Tugend, ein Melancholiker, der den Spaßmacher, ein Dummkopf, der den überlegenen Geist vortrefflich zu spielen vermag; – all dies sind Schauspielertypen, denen wir gar nicht so selten begegnen. Die wahrhaft großen Menschendarsteller scheinen aber diejenigen zu sein, die ihr ureigenstes Wesen, das ihnen selbst verborgen sein mag, – vielleicht gerade darum, weil es ihnen verborgen ist, auf der Bühne unbewußt ins Satanische oder Dämonische zu steigern verstehen.

65

Das Wesen des Feuilletonismus: die augenblickliche Wirkung in jedem Falle höher werten als Sachlichkeit, Wahrheit und Folge. Man täte unrecht, zu sagen, daß es dem Feuilletonisten vor allem auf seinen persönlichen Vorteil ankommt. Im Gegenteil: er ist, was er ist, oft genug zu eigenem Schaden und weiß es auch manchmal.

Es liegt in der journalistisch bedingten Notwendigkeit augenblicklicher Wirkung begründet, daß gerade das Feuilleton den besten Boden zur Entfaltung des feuilletonistischen Geistes- oder eigentlich Seelen-Zustandes bietet. Aber es gibt Feuilletons, und wahrlich nicht die schlechtesten, die keineswegs von Feuilletonisten in dem hier beliebten Sinn geschrieben wurden, wie es andererseits Bücher und Dramen gibt, die durchaus aus feuilletonistischer Seele geschaffen sind.

Doch ist der Feuilletonismus ein selbstverräterisches Element, und wenn es auch dem Feuilletonisten zuweilen glückt, einen Roman oder ein Drama als täuschende Nachahmung eines Kunstwerkes zu gestalten – an irgendeiner Stelle wird es offenbar, daß er zu der immanenten Idee seines eigenen Werkes nicht hinunterzusteigen vermochte, daß ihm das Verständnis und das Gefühl für

das Wesentliche seines Stoffes abhanden kam oder wenigstens die Kraft, dieses Wesentliche festzuhalten. Dann rettet er sich in die fragwürdigen und wohlfeilen Reize des Nebensächlichen, behandelt dieses mit einer Art von verlegener Gewissenhaftigkeit, um sich auf solche Weise doch immer weiter und hoffnungsloser von dem geistigen Mittelpunkt des intendierten Werkes zu entfernen.

Die Feuilletonisten, die nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten nicht anders können, sind die verhältnismäßig weniger interessanten Figuren; als die merkwürdigeren, tragikomisch, zuweilen sogar tragisch erscheinen jene, die auf Augenblickswirkung nicht einmal angewiesen, befähigt Höheres und Dauernderes zu leisten, aus Ungeduld, Leichtfertigkeit oder gar aus ungenügender Kenntnis ihrer selbst darauf verzichten; – also aus einer gewissen Selbstunterschätzung, die sich öfter mit Eitelkeit verbunden findet, als man glaubt.

Stehen keinerlei Momente der Politik, des Opportunismus, der Sympathien und Antipathien in Frage, kommt es also auf augenblickliche Wirkung nicht gerade an, so ist auch der Feuilletonist je nach Befähigung imstande, die objektive Wahrheit auszudrücken; doch tritt ein solcher Fall beim Feuilletonisten naturgemäß nur selten ein. Er ist so vielfach verknüpft mit Menschen und Dingen, ist in ein solches Netz von Beziehungen verstrickt, daß er kaum jemals in die Lage kommen wird, einen Satz ins Blaue, vielmehr ins Sachliche hinein zu schreiben.

Der Feuilletonist schreibt naturgemäß leicht. Denn nur Sachlichkeit retardiert, nur Sachlichkeit erwartet Einwände, sucht sie selbst, zwingt sie aus der eigenen Seele hervor. Das persönliche Moment aber ist stets beschleunigenden Charakters, und der Feuilletonist schreibt umso geschwinder, als er immer bewußt oder unbewußt sich auf der Flucht vor seinem eigenen Gewissen befindet.

66

Jede Art von künstlerischer Produktion fordert mit Notwendigkeit Kritik heraus. Denn es liegt im Wesen der Produktion, sich Schöpferwillen und Schöpferkraft – und damit in gewissem Sinne Göttlichkeit anzumaßen. Und da das Göttliche ein *Absolutes*, doch jede Art, auch die höchste der künstlerischen Produktion immer nur ein *Relatives* vorstellt, so hat die Kritik im Prinzip immer recht; doch in der Praxis oft auf eine recht wohlfeile Weise, und beinahe stets an der unrechten Stelle.

67

Sobald ein Kunstwerk, in die Öffentlichkeit entlassen, seinen Weg beginnt, bietet sich manchmal ein seltsames Schauspiel dar: wie ein boshafter Affe auf den Rücken eines edlen Renners, springt irgendein Schlagwort auf das Werk los, setzt sich dort fest und schneidet seine Grimassen; und wenn es bei dem rasenden Ritt allmählich die Laune und mit der Zeit Atem und Leben verliert –: es hat sich immerhin so fest in das edle Tier eingekrallt, daß geraume Zeit hindurch auch noch der verdorrende Leichnam, ein lächerlich gespenstischer Anblick, auf dem Rücken des galoppierenden Renners hocken bleibt, ehe er herunterstürzt, um am Wegrand zu verwesen.

68

Dem Kritiker ist es so leicht gemacht, eine Abneigung, die er etwa gegen einen Autor, dessen Persönlichkeit, dessen Werk empfindet, in einer völlig gefahrlosen Weise zum Ausdruck zu bringen, so daß er schon einer ganz besonderen Charakterstärke und Selbstüberwindung bedarf, um dieser Verführung nicht zu unterliegen.

Es ist kaum der Mühe wert, in diesem Zusammenhang von der Schar talentloser oder bösartiger Individuen zu reden, die, wie in jedem anderen Beruf auch in dem der Kritiker die Mehrzahl bilden; aber es gibt zu jeder Zeit auch recht begabte Schriftsteller, denen, um durchzudringen, weiter nichts mangelt, als jenes geheimnisvolle Element, das ein Künstler besitzen muß, damit seinen Erfolgen Intensität und Dauer beschieden sei –: *Persönlichkeit*, – ein Mangel, den der Betroffene selbst zu fühlen oder gar sich selber einzugestehen nur selten imstande sein wird.

Muß es solche Leute, die als »Schaffende« immerhin ihr Bestes, und damit oft genug Gutes, ja Wertvolles geben, und die noch niemals über die Anerkennung eines kleinen Kreises hinausgelangen, die überdies in jenen Seelentiefen, wo auch die Möglichkeit eines Selbstbetruges nicht mehr besteht, ahnen mögen, daß auch die Nachwelt sie für die Trübnis ihres Erdenwallens kaum entschädigen dürfte – muß es diese Leute nicht mit Groll erfüllen, wenn sie sehen, daß irgendein Berufsgenosse, der ihnen an eigentlicher Begabung vielleicht nicht einmal überlegen ist und der eben nur durch jenes geheimnisvollere Element der Persön-

lichkeit stärkere Wirkungen ausstrahlt, ideelle und materielle Vorteile genießt, die ihnen im allgemeinen versagt blieben? Und wenn nun einem von diesen Leuten Gelegenheit gegeben ist, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, eine kurze Frist – solange er eben die Feder in der Hand hält – sich dem glücklicheren Berufsgenossen überlegen zu fühlen; wenn er sich einbilden darf, daß er dessen Schicksal für eine Weile in der Hand hält, oder daß er ihm wenigstens durch ein bißchen Spott und Verachtung für eine Stunde die Laune verderben kann; – darf man sich wundern, daß er eine solche Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen lassen will?

Es wäre töricht, den Seelenzustand dieser Bedauernswerten mit dem Worte *Neid* abzutun. Sie benützen einfach, ohne böse Absicht, automatisch gewissermaßen, den Anlaß – ach, er kommt so selten! – sich für ihr eigenes, in gewissem Sinn oft genug ungerechtes Schicksal, so gut es geht, eine Weile hindurch schadlos zu halten, indem sie ihre Erbitterung abzureagieren versuchen. Und da es in der Kunst, wie in allen menschlichen Dingen, nichts absolut Vollkommenes gibt, und jedes, auch das gelungene, das bedeutende, das große Werk der Kritik von irgendeinem freigewählten Standpunkt aus genügend viel Angriffspunkte bietet, da ferner das Verschweigen von Vorzügen als durchaus erlaubt, aber auch Entstellungen, Leichtfertigkeiten, Bosheiten auf diesem Gebiete keineswegs als unanständig angesehen werden; ja, da solche Leute in ihrem verdüsterten Gemüt sich auch gegen die guten Seiten eines gehaßten Autors blind zu machen verstehen –, dürfen sie vor sich und vor anderen auch weiterhin als ehrliche Kritiker gelten – selbst wenn sie diesen Anspruch in einem höheren Sinn durchaus verwirkt hätten.

69

Wenn dem Kritiker ein Werk zur Beurteilung vorliegt, stehen ihm zwei Methoden zur Wahl. Entweder mag er sich auf dies eine Werk beschränken und von den übrigen des Autors absehen; – oder er bezieht in sein Urteil die Gesamterscheinung des Autors ein. Meist aber übt er eine dritte Methode, die ihm in jedem Falle verwehrt sein sollte, – indem er neben dem Werke, das ihm zur Beurteilung unterbreitet ist, einzelne andere nach Wahl oder Laune in den Kreis seiner Betrachtungen aufnimmt, die Existenz der übrigen, die ihm für seinen Zweck und seine Wirkung im

Augenblick eben nicht genehm sind, willkürlich außer acht läßt und sich solchermaßen erlaubt, den Dichter aus eigener Machtvollkommenheit zu fragmentieren.

70

Man begegnet als Autor zuweilen Voreingenommenheiten, ja Feindseligkeiten von Seiten irgendeines Rezensenten, die dieser mit dem besten Gewissen imstande sein wird abzuleugnen; denn sie haben ihre Quellen in Tiefen, die ihm selbst oftmals verborgen bleiben und in die hinabzusteigen, wenn er sie ahnte, er sich aus guten Gründen scheuen müßte.

71

Müßt Ihr immer erst den einen aus dem Weg räumen, um für den andern Platz zu schaffen? Merkt Ihr nicht, wie verdächtig Ihr uns mit solchen Praktiken das neue Talent – und zugleich Euere Ehrlichkeit macht?

72

Wenigen Menschen ist es gegeben, einem Kunstwerk als ruhig Betrachtende gegenüberzustehen; aber kaum *einer* ist fähig oder gewillt, während er das Werk auf sich wirken läßt, im Nachgefühl oder im Gespräch darüber, einfach ein Betrachtender zu *bleiben.* Unversehens wird er zum Kritiker, indem er an dem Werk seine Urteilskraft zu erweisen, seinen Witz zu üben, sein eigenes Wesen zu messen sucht.

Der Naive tut das vorerst ohne jede, gewiß ohne jede übelwollende Absicht; aber auch in ihm kommen bald die angeborenen menschlichen Eigenschaften zu ihrem Recht –: Eitelkeit und Besserwisserei, der Drang, vor sich selbst und vor andern als der Überlegene dazustehn, – so daß er in höherem Maß bereit sein wird, die schwachen Seiten eines Werkes aufzuspüren, als dessen gute gelten zu lassen.

Und wir wollen diese allgemein menschlichen Eigenschaften gerade demjenigen übelnehmen, der aus dem Kritisieren seinen Beruf gemacht hat?

73

Allerlei Schwächen, die wir manchmal geneigt sind, dem Kritiker als Individuum anzukreiden, haben offenbar mit seiner Person, mit Mängeln seines Charakters, seines Talents oder seiner Urteilskraft kaum etwas zu schaffen. Es drückt sich in diesen Schwächen oft nur der immanente Geist der Kritik aus, ihre Erbsünde könnte man sagen, der jeder, der nun einmal diesen Beruf ausübt, unweigerlich verfallen ist. Für die Richtigkeit dieser Annahme scheint mir ein Beweis zu sein, daß auch Autoren (ja besonders solche), die sich über erlittene Angriffe nicht heftig genug entrüsten konnten, – sobald sie selbst in die Gelegenheit kommen, an dem Werk eines andern Autors Kritik zu üben, die gleichen und oft noch viel üblere Rezensentenmanieren anzunehmen pflegen als die, die ihnen höchst verwerflich dünkten, da sie sie am eigenen Leib zu verspüren hatten.

74

Eines der stärksten, jedenfalls aber das kontinuierliche Element in der Beziehung von Mensch zu Mensch ist die Schadenfreude, soweit sie nicht durch persönliche Sympathie oder durch gemeinsame Interessen gebändigt scheint.

Und Ihr verlangt im Ernst, daß der Rezensent um der Wahrheit willen einen boshaften Witz, eine amüsante Entstellung, ein heuchlerisches Wort des Bedauerns unterdrücke, da er doch in jedem Falle der Schadenfreude als einer so mächtigen, niemals versagenden Verbündeten sicher sein darf, durch deren Beifall und Vergnügen er sich immer wieder exkulpiert, bestätigt und für die Zukunft ermutigt finden wird?

75

Manchmal möchte man beinahe glauben, bedeutende historische Ereignisse erfolgten nur zu dem Zweck, um den Rezensenten immer wieder neue oder falsche Maßstäbe für die Betrachtung von Kunstwerken an die Hand zu geben. Hatte man die Bedeutung jedes Werkes durch eine Reihe von Jahren mit Vorliebe an der »großen Zeit« gemessen – ein Schlagwort, das nun von denselben Leuten verspottet wird, die es damals für ihre Zwecke mißbraucht und zu Tode gehetzt haben – so ist nun das Schlag-

wort von der »versunkenen Welt« aufgekommen, für die sich in Wirklichkeit kein anständiger Mensch mehr zu interessieren vermöge, und die daher mit ihren Individuen und ihren Problemen künstlerischer Behandlung überhaupt nicht mehr würdig sei.

War aber der Phrase von der »großen Zeit« immerhin noch eine Spur von Vernunft zuzubilligen, zum mindesten, wenn man jene in rein quantitativer Hinsicht zu verstehen suchte, so ist die von der »versunkenen Welt«, mag sie auch so manchen sonst gescheiten Leuten leichtfertig nachgeplappert werden, so völlig sinnlos und verrät eine so naive Auffassung vom Wesen politischer, sozialer, ethischer Entwicklung, kurz ein solches Mißverstehen aller *Geschichte* – (als wäre jemals im Laufe weniger Jahre eine Welt wirklich versunken und – wäre es selbst so, – als hätte der Dichter das Recht nicht, die Gestalten einer versunkenen, auch einer *eben* erst versunkenen Welt heraufzubeschwören –) daß es nicht lange dauern wird bis zu dem Augenblick, da dieselben Leute das neue Schlagwort als lächerlich verhöhnen werden, die heute noch ihre kritische Überlegenheit zum großen Teil von ihm zu bestreiten suchen.

76

Sittliche Entrüstung –? Gegenüber von Kunstwerken gibt es überhaupt keine. Was man so zu nennen pflegt, ist ein durchaus fiktiver Begriff.

Es gibt allerdings Menschen, die ihre Unfähigkeit oder ihre Abneigung, ein Kunstwerk rein als solches zu betrachten, bewußt oder unbewußt in sittliche Entrüstung umdeuten. Das sind nicht immer sehr kluge, aber oft ganz ehrliche Leute.

Es gibt ferner Menschen, die aus recht verschiedenen, sehr häufig aus sogenannten politischen Gründen sich einem Kunstwerk gegenüber als sittlich Entrüstete gebärden, ohne es innerlich zu sein. Es wäre unhöflich, diese Leute einfach als Heuchler zu bezeichnen, da sich ihre Entrüstungsgeste innerhalb unserer Zivilisation geradezu automatisch und oft ohne feindselige Absicht einzustellen pflegt.

Dann gibt es Menschen, die, ob nun für ihren eigenen Teil entrüstet oder nicht, die eingebildeten, die gespielten, die geheuchelten Entrüstungen der andern vollkommen ernst nehmen. Das sind die naiven oder die rettungslos einfältigen Leute.

Und endlich gibt es Menschen, die all das geradeso gut wissen

wie ich und selbstverständlich auch der verehrte Leser, aber dabei so tun, als wenn sie selbst an all die eingebildeten, gespielten und geheuchelten Entrüstungen im Innersten glaubten; – das sind die Kritiker.

77

Autoren stellen bekanntlich eine höchst empfindliche Menschensorte vor. Wer möchte dem widersprechen? Ich kenne tatsächlich nur eine, die empfindlicher wäre –: die der Kritiker. Denn auf ein Dutzend Autoren, die es dem Kritiker nicht allzu übel vermerkten, daß er an ihrem Werk gemäkelt, es verhöhnt oder verdammt hat, die es auch ruhig hinnahmen, wenn jener ihre künstlerische Ehrlichkeit oder die Sauberkeit ihres Charakters zu verdächtigen beliebte, kommt noch nicht *ein* Kritiker, der sich einen Widerspruch gegenüber der Unfehlbarkeit seiner Urteile oder gar den gelindesten Zweifel an seiner kritischen Unbefangenheit gefallen ließe – ohne mit Spott oder mit Entrüstung den Autor, der sich so weit erkühnte, für – nun mindestens eben für empfindlich zu erklären.

78

Des Kritikers erste Frage müßte sein: Was hast du mir zu sagen, Werk–? Aber das kümmert ihn im allgemeinen wenig. Seine erste Regung ist vielmehr: Nun, Werk, gib acht, was ich dir zu sagen habe!

79

Wie oft geschieht es – und muß nicht immer böse gemeint sein –, daß der Kritiker seine eigene fixe Idee in das Werk eines Autors hineinträgt und nichts anderes mehr darin zu sehen vermag als eben diese Idee, von der er selbst monomanisch besessen ist; – während sie dem Autor doch nur ein Element seines Werkes und nicht einmal das wichtigste unter einem Dutzend anderer bedeutete.

80

Dem wahren Kritiker verrät sich ohneweiters, ob ein Werk, es mag im einzelnen mehr oder minder geglückt sein, aus innerster Notwendigkeit oder ob es aus irgendwelchen äußeren Gründen geschaffen wurde. Doch mit nicht geringerer Unfehlbarkeit weiß es der Künstler, ob das Urteil, das er vom Kritiker erfährt, sei es Zustimmung oder Ablehnung, sachlicher Anteilnahme entstammt oder ob es durch irgendwelche andere Motive getrübt ist.

81

Manchem Urteil gegenüber, das ich gedruckt lese, ergeht es mir so, daß ich vor allem denke: »Wie klug, wie zutreffend, wie gerecht! Jedes Wort möcht' ich unterschreiben.« – Und doch habe ich keine rechte Freude dran; denn gleich drängt es mich, den Kritiker zu fragen: Hand aufs Herz, mein Freund, hättest du dies auch geschrieben, wenn du für den Autor, dessen Werk du beurteiltest, nicht besondere persönliche Sympathie empfändest? Oder wenn dir das Lob, das du gespendet hast, nicht irgendwelchen moralischen oder (wäre es auch auf einem Umweg) sonstigen Gewinn brächte? Oder wenn du diesmal nicht besonders Gelegenheit gehabt hättest, dein eigenes Licht leuchten zu lassen? Ja – frage ich am Ende – hättest du, wenn das Werk zufällig von einem andern wäre, überhaupt bemerkt, daß es dein Lob verdient? Und, wenn du es bemerkt hättest, wäre es dir der Mühe wert gewesen, dein Lob aufzuzeichnen oder gar in die Zeitung zu setzen?

82

Es gibt kaum Einwendungen gegen ein Kunstwerk, die von einem bestimmten höheren Standpunkt aus sich nicht rechtfertigen ließen. Doch wenn man die Leute betrachtet, die sich auf einen solchen höheren Standpunkt zu stellen wagen, möchte man oft kopfschüttelnd fragen: woher nehmt Ihr nur die Courage, so hoch hinauf zu klettern? was habt Ihr dort oben eigentlich zu suchen? Fürchtet Ihr nicht, daß Euch der leiseste Wind hinunterwehen könnte?

83

Eine besondere Lust gewährt es manchem Rezensenten, den entschiedenen Rückschritt eines Autors festzustellen, wo es sich um nichts anderes handelt als um eine Schwankung nach unten, wie sie im Lebenswerk jedes Schaffenden natürlicherweise vorzukommen pflegt. Solchen voreiligen Grabrednern gegenüber fühlt man sich versucht, an Eintagsfliegen zu denken, denen es bestimmt war, von einer Flut bis zur nächsten Ebbe an einem Ufer hinzuschweben, und die sich einbilden, weil sie die neue Flut nicht mehr erleben, sie hätten das Meer austrocknen gesehen.

84

Interesse an dem Werk, das ihr zur Beurteilung vorliegt, das ist die Vorbedingung nicht nur jeder fruchtbaren, sondern einfach jeder anständigen, ja jeder erlaubten Kritik. Scharfsinn, Kenntnisse, Witz, – all das wird versagen, wenn die innere Anteilnahme an der Produktion des andern – und wäre diese Anteilnahme auch polemischer Natur – und damit die Freude am eigenen Berufe fehlt. Darum mißtraue man gründlich jenen Rezensenten, die schon in dem Augenblick zu seufzen beginnen, da sie die Feder ansetzen und die ihr Schicksal, oft genug Schicksal ihrer eigenen Wahl, verfluchen, das sie zu ihrem Amt bestimmt hat. In welchem anderen Beruf aber wäre es überhaupt möglich, daß jemand, der sich in so naiver Weise selber das Recht aberkannte, ihn auszuüben, ihn so unbedenklich, so hartnäckig und so unverschämt weiter triebe?

85

Es ist eine Gepflogenheit der Kritik, dem Talent, besonders dem großen Talent vorzuwerfen, daß es doch eben nur ein Talent sei und kein Genie. Viel seltener verübelt sie es einem Genie, daß es – was gar nicht so selten vorkommt – nicht genug Talent besitze, um ein wahrhaft bedeutendes Werk hervorzubringen.

86

Der gewiegte Rezensent an einen jüngeren: Du brauchst allzu große Worte, mein Lieber, allzu schmeichelhafte und verpflich-

tende; verpflichtend nicht nur für dich, sondern auch für den Autor, dem du wahrhaftig keinen Dienst damit erweisest. Das solltest du dir beizeiten abgewöhnen. Wir haben glücklicherweise für die meisten Worte des Lobes und der Anerkennung irgendein anderes, das den gleichen Sinn in einer milderen, Kritiker und Autor minder belastenden Form zum Ausdruck bringt. Du willst Beispiele? Neulich fiel es dir einmal bei, einen gewissen Autor »tief« zu nennen. Glaube mir, daß das Wort »langweilig« für das große Publikum ungefähr das gleiche besagt. Einen andern wieder hießest du geistreich. Sollte nicht das Wort »oberflächlich« dem, was du eigentlich meintest, viel näher kommen? Ebenso empfehle ich dir entsprechenden Falles für kraftvoll – roh; für keusch – hilflos; für Eigenart – Einseitigkeit zu setzen; wenn du irgendeiner spannenden oder bewegten Handlung zu begegnen glaubst, bezeichne sie ruhig als Kolportage, und was dir auf den ersten Blick vielleicht als feine Seelenschilderung imponieren wollte, das magst du ruhig als Tüftelei kennzeichnen. Phantastisch? Wir haben ein gutes deutsches Wort dafür: unwahr. Stilisierte Sprache? Für solche Fälle schlage ich das Epitheton gekünstelt oder papieren vor; und solltest du dich einmal an einem lebendigen, sprühenden Dialog erfreuen, so tust du ihn am besten als feuilletonistische Plauderei ab. Die Behandlung erotischer Probleme erledigst du schlagkräftig als Pornographie. Und wenn ein Autor dir als fruchtbar oder gar schöpferisch erscheinen wollte, so deutest du das am besten an, indem du über seine Vielschreiberei und über seine Betriebsamkeit scherzest. All das klingt wohl etwas weniger liebenswürdig, aber du bleibst doch streng bei der Wahrheit, wenn du sie auch gewissermaßen durch ihr Gegenteil ausdrückst.

87

Nur still geschwiegen, Autor – und keine Erwiderung! Die einzige, die du allen Angriffen entgegenstellen darfst, hast du schon vorweggenommen: – *dein* Werk. Wenn es dauert, hast du recht behalten.

KLEINE SPRÜCHE

1

Ein neuer Gedanke – das ist meist eine uralte Banalität in dem Augenblick, da wir ihre Wahrheit an uns selbst erfahren.

2

Wie oft halten wir für Unversöhnlichkeit der Ansichten, was nichts anderes ist als Verschiedenheit der Temperamente.

3

Daß du ihn völlig durchschautest, das hat dir noch keiner verziehen, er mag noch so gut dabei weggekommen sein.

4

Wie oft – bei uns noch öfter als bei andern – halten wir für Stärke des Charakters, was am Ende doch nichts anderes ist als Schwäche des Gefühls.

5

Am Anfang jeder übernommenen Verpflichtung stehe diese: über das Maß seiner Kraft, seiner Ausdauer, seines Opfermutes im klaren zu sein – oder die Übernahme selbst wird zur Schuld.

6

Welch ein gefräßiges Tier ist doch die Eitelkeit! Sie nährt sich sowohl von Erfolg als von Mißerfolg, von Glück wie von Unglück, von Liebe wie von Haß, ja zur Not versteht sie es auch, von ihrem eigenen Fett zu leben und wird immer noch fetter dabei.

7

Eine Illusion verlieren, heißt um eine Wahrheit reicher werden. Doch wer den Verlust beklagt, ist auch des Gewinnes nicht wert gewesen.

8

Sind es wirklich nur die Weiber, die immer auf ihr erstes Wort zurückkommen, – »wenn man Vernunft gepredigt stundenlang«, wie Shakespeare sagt? Machen es die Philosophen und ganz besonders die Theologen nicht ebenso?

9

Wie unklar doch die Menschen oft über sich selber sind. Einer liebt den Duft der Blumen und hält sich für einen Botaniker, ein anderer zählt Staubfäden und hält sich für einen Naturschwärmer.

10

Klagen? Nein, tätig sein!
Beklagen? Nein, hilfreich sein!
Anklagen? Nein, bessern!

11

Du kannst einen Menschen daran hindern, zu stehlen, aber nicht daran, ein Dieb zu sein.

12

Es ist keine Höflichkeit, einem Lahmen den Stock tragen zu wollen.

13

Nur unter deinesgleichen hast du das Recht, dich einsam zu fühlen.

14

Keinen Anlaß zur Lüge haben, heißt noch nicht: aufrichtig sein.

15

Hüte dich vor den Bescheidenen; – du ahnst nicht, mit welch gerührtem Stolz sie ihre Schwächen hegen.

16

Wahrhaft ungütig sind wir nur gegen Menschen, von denen wir wissen, daß sie uns niemals verloren gehen können.

17

Auch denen, die uns lieben und verehren, wird nicht eher in unserer Nähe wohl, als bis sie entdeckt haben, wo wir sterblich sind.

18

An einem Meeresufer spazieren wandeln und in einem Regentümpel daneben ersaufen; – das ist ein wahrhaft tragikomisches Schicksal.

19

Wer sich zur Einsamkeit verdammt fühlt, kann immer noch manches dazu tun, daß seine Einsamkeit gesegnet sei.

20

Mit dem Ohr der Menschheit ist es so beschaffen, daß es den Schall zu verschlafen und erst durch das Echo zu erwachen pflegt.

21

Gibt es ein Ohr so fein, daß es die Seufzer der welkenden Rose zu hören vermöchte?

22

Zu bereuen glaubst du? Ach, du hast dir nur an die Brust geschlagen.

23

Bereit sein ist *viel*, warten können ist *mehr*, doch erst: den rechten Augenblick nützen ist *alles*.

24

Auch das Chaos gruppiert sich um einen festen Punkt, sonst wäre es nicht einmal als Chaos da.

25

Lebensklugheit bedeutet: alle Dinge möglichst wichtig, aber keines völlig ernst nehmen.

26

Innerer Reichtum ohne Fähigkeit innerer Sammlung ist ein begrabener Schatz.

27

Der Trotz ist die einzige Stärke des Schwachen – und eine Schwäche mehr.

28

Dilettant sein, das heißt: seiner eigenen Einfälle nicht wert, aber auf sie stolz sein.

29

Jünger –?! Gott schütze mich vor ihnen, da sind mir die Freunde noch lieber.

30

Wer deine bittersten Feinde sind? Unbekannte, die ahnen, wie sehr du sie verachten würdest, wenn du sie kenntest.

31

Es gibt nur wenige Menschen, die dem wahren Egoisten antipathisch sind: diejenigen, die er beinahe lieben könnte.

32

Wenn der Haß feige wird, geht er maskiert in Gesellschaft und nennt sich Gerechtigkeit.

33

Leute, die immer die Gescheiteren sein wollen, sind genötigt, an diese ununterbrochene Mühe so viel Intensität des Verstandes zu wenden, daß sie am Ende meistens die Dümmeren gewesen sind.

34

Was unsere Seele am schnellsten und am schlimmsten abnützt, das ist: verzeihen ohne zu vergessen.

35

Kein Ärmerer auf der Welt als der Reiche, der es nicht versteht, zu verschwenden.

36

Ich glaube deine Weisheit nur, wenn sie dir aus dem Herzen, deine Güte nur, wenn sie dir aus dem Verstande kommt.

37

Allgegenwart Gottes: du siehst, hörst, fühlst ihn überall, – er dich nirgends.

38

Wenn Ihr den Gott lobpreist, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, warum prügelt Ihr den Knaben, der ihn herunterschießt?

39

Das Schlimmste, was einem Dichter passieren kann, das ist: für seinen eigenen Einfall nicht reif zu sein.

40

Nur Gestalt hat Lebensrecht in der Kunst; – was in ihr Geist ist, lebt vom Ungefähr der Worte.

41

Es ist schon oft genug vorgekommen, daß ein Bösewicht aus Klugheit etwas Gutes, aber noch nie, daß ein Dummkopf aus Güte etwas Kluges getan hätte.

42

Was soll mir ein Zeiger, der sich so rasend schnell dreht, daß er tausendmal in einem Tag die richtige Minute und doch niemals die richtige Stunde weist?

43

Selbsterkenntnis ist fast niemals der erste Schritt zur Besserung, aber oft genug der letzte zur Selbstbespiegelung.

44

Erinnerungsfälschung, das ist die ohnmächtige Rache, die unser Gedächtnis an der Unwiderruflichkeit alles Geschehens nimmt.

45

Nur *Richtung* ist Realität, das *Ziel* ist immer eine Fiktion, auch das erreichte – und dieses oft ganz besonders.

46

Man hat es so leicht, seine Erinnerungen zu schreiben, wenn man ein schlechtes Gedächtnis hat.

47

Ein Sophisma ist nur selten eine blanke Unwahrheit; meist ist sie ein gesunder Trank Lüge – der aber durch einen Tropfen Wahrheit vergiftet wurde.

48

Auch der ehrlichsten Überzeugung muß ich meinen Respekt versagen, wenn mir die Sache nicht ehrlich scheint, der sie gilt.

49

Es ist die schlimmste Verschwendung an Geist und Herz, Gegner zu überzeugen suchen, die gar nicht daran denken, ihrer eigenen Ansicht zu sein.

*

50

Was als Persönlichkeit wirkt, ist das Leuchten aller *Möglichkeiten* eines Charakters hinter seinen wirklichen und zufälligen Lebensäußerungen.

51

Schüttle ein Aphorisma, so fällt eine Lüge heraus und eine Banalität bleibt übrig.

52

Das wäre ein schlechtes Aperçu, bei dem ein kluger Mensch sich nicht denken müßte: gerade das oder das Gegenteil ist mir auch schon einmal eingefallen.

53

Vor einer erlebten Wahrheit, so gering sie sei, neige ich mich in Ehrfurcht; dem Paradoxon, so köstlich es schillere, lache ich unter die Nase.

54

Was du hier als Aphorisma servierst – denkst du vielleicht, diese billige Weisheit wäre mir nicht längst bekannt gewesen? – Daß du dir das einbildest, lieber Leser, betrachte ich als die schmeichelhafteste Genugtuung, die mir werden konnte.

55

Es gibt keine neuen Wahrheiten auf Erden; und gerade in diesen kleinen Sätzen dachtest du sie zu finden?

56

Im Herzen jedes Aphorisma, so neu oder gar paradox es sich gebärden möge, schlägt eine uralte Wahrheit.

DER GEIST IM WORT
und
DER GEIST IN DER TAT

Vorläufige Bemerkungen zu
zwei Diagrammen

Im folgenden wird versucht, das Gebiet des menschlichen Geistes, erstens insofern er sich durch das *Wort* und zweitens insofern er sich durch die *Tat* kundzugeben vermag, insbesondere die *Beziehung* zwischen den *Urtypen* des menschlichen Geistes, schematisch in zwei Diagrammen darzustellen, womit *keine Wertung*, sondern ausschließlich eine *Kategorisierung* beabsichtigt ist.

Vielen dürfte dieser Versuch kaum mehr bedeuten als eine graphische Spielerei. Auf andere aber wird er vielleicht anregend, ja in gewissem Sinn beruhigend wirken durch Aufklärung scheinbarer Widersprüche, die uns immer wieder bei der Betrachtung und in der Beurteilung von Individuen zu verwirren pflegen, als welche diese Urtypen in der Welt der Erscheinungen aufzutreten genötigt sind.

Die erläuternden Bemerkungen zu diesen Diagrammen erheben auf Vollständigkeit oder gar auf Endgültigkeit keinen Anspruch.

[Die Diagramme zu dieser Studie befinden sich als Ausschlagtafel am Schluß des Bandes]

I

Dieses Diagramm (wie auch das andere) stellt, wie man sieht, zwei gegenständige Dreiecke mit einer gemeinsamen Basis dar.

Das *obere* Dreieck hat das *positive*, ins *Göttliche*, das *untere* das *negative*, ins *Teuflische* gerichtete Gebiet des menschlichen Geistes zu bedeuten, insoweit er sich durch das Wort kundzugeben vermag.

Die *linke* Seite des oberen Dreiecks steigt auf vom *Priester* über den *Staatsmann*, die *rechte* vom *Philosophen* über den *Historiker* (Kontinualisten) zum *Dichter*.

Die *linke* Seite des unteren Dreiecks steigt ab vom *Pfaffen* über den *Politiker*, die *rechte* Seite vom *Sophisten* über den *Journalisten* (Aktualisten) zum *Literaten*.

Zur Bezeichnung der Typen sind im allgemeinen nicht die verhältnismäßig zutreffendsten, sondern die *einprägsamsten* Worte gewählt; doch sind bei einzelnen Typen *Varianten* zum näheren Verständnis in Klammern beigefügt oder werden auch nur im Text erwähnt.

Das *absolut zutreffende* Wort zur Bezeichnung des Typus existiert in der Sprache ebensowenig, als eben der *Typus* in der Wirklichkeit vorkommt – und so geht es bei der Nomenklatur nicht ganz ohne Willkür ab.

Mit den Bezeichnungen, die hier angewandt sind (Priester, Staatsmann, Philosoph, Historiker, Dichter, Pfaffe, Politiker, Sophist, Journalist, Literat), sind keineswegs *Berufsarten* oder *spezifische Begabungen* gemeint, sondern eben *Geistesverfassungen*, zu denen die entsprechenden spezifischen Begabungen eine größere oder geringere Affinität besitzen und deren Vorhandensein die Repräsentanten der betreffenden Typen zu den entsprechenden Berufen zu disponieren pflegt.

Ebensowenig wie durch den auf- und absteigenden Charakter der Dreieckseiten eine *geistige Rangordnung* der Urtypen angedeutet sein soll, ebensowenig wird durch die Anordnung rechts und links eine *Gesinnung* irgendwelcher Art ausgedrückt. Oben und

unten, rechts und links, hinauf und hinab haben hier nur *graphische Bedeutung*, und durch die Anordnung der Typen innerhalb des Diagramms soll im wesentlichen nur das *Verhältnis der Typen zueinander* festgestellt werden.

An den einander entsprechenden Punkten des oberen und des unteren Dreiecks sind immer diejenigen Geistestypen gegenübergestellt, zwischen denen gewisse *Analogien* äußerer und innerer Art bestehen, Analogien von so zwingender Art, daß die Repräsentanten der betreffenden Typen sich oft durch nichts anderes als durch ihre *Vorzeichen plus und minus* voneinander zu unterscheiden scheinen, was freilich genügt, um sie zu den vollkommensten *Gegensätzen* zu machen.

2

Die *Grenzlinie*, die das obere von dem unteren Dreieck scheidet, ist *ideell unüberschreitbar*, und jede *Geistesverfassung* als solche ist *angeboren, einheitlich* und *unveränderlich*. Es gibt *keine Übergänge* von den positiven Typen zu den negativen Typen, vom *Menschen*, wie wir die Repräsentanten im obern, zum *Un-Menschen*, wie wir die Repräsentanten im untern Dreieck nennen dürfen.

Es gibt auch *keine Übergänge* von einem Typ zum andern im *gleichen* Dreieck. Wir begegnen natürlich gelegentlich einem philosophisch angelegten Staatsmann, einem priesterlichen Dichter, einem historisch gerichteten Philosophen, einem journalistisch eingestellten Politiker, einem literatenhaften Sophisten usw.; aber eine eingehende Betrachtung und mehr noch der Blick des Menschenkenners wird den eigentlichen Kern, wird die *ursprüngliche* und *einheitliche Geistesverfassung*, wird den *Urtypus* mit Sicherheit zu diagnostizieren vermögen.

Wer als Repräsentant des Typus *Pfaffe* geboren ist, kann niemals zum *Priester* werden, auch wenn er den Beruf des Priesters erwählt. Kein *Politiker*, auch auf dem Gipfel äußerer Macht, vermag sich jemals zum *Staatsmann* zu entwickeln. Kein *Literat*, auch von den glänzendsten Gaben, ist jemals zum *Dichter* geworden. Daß auch der *Sophist* vom *Philosophen*, der *Journalist* (Aktualist) vom *Historiker* (Kontinualist) »durch Welten«, d. h. durch die unüberschreitbare Linie voneinander getrennt sind, leuchtet ohne weiteres ein.

Ist aber auch die ideelle Grenzlinie unüberschreitbar, – die tiefe, und doch trügerische, nicht selten tragische *Verwandtschaft*

zwischen dem Typ und seinem Gegentyp – trügerisch durch die oft leichte Verwechselbarkeit, tragisch zuweilen durch das Verhältnis der *Unüberbrückbarkeit*, das zwischen ihnen besteht, diese Verwandtschaft gerade zwischen Typ und Gegentyp gibt zu *Fehldiagnosen* immer wieder verhängnisvollen Anlaß.

3

Die Schwierigkeit aber, den positiven Typ von seinem Gegentyp in jedem Fall zu *unterscheiden*, liegt vor allem darin, daß die Repräsentanten des *positiven* Typus bewußt oder unbewußt genötigt sind, sobald der innere Drang oder die äußere Notwendigkeit des *Wirkens* sich ergibt, manche von den Ausdrucks- und Lebensformen der entsprechenden *negativen Gegentypen* sich anzueignen, ja sich in diese Gegentypen unabsichtlich oder auch absichtlich zu verstellen.

Ja, man könnte sagen, daß ein *Hauch höllischen Geistes* dem *positiven* Typ nicht nur zur Möglichkeit des *Wirkens*, sondern schon zum eigentlichen *Da-Sein* geradezu unerläßlich ist.

Der Priester wird sich oft genug wie ein Pfaffe äußern und gebärden müssen, um von der Gemeinde seiner Gläubigen auch nur verstanden zu werden. *Der Staatsmann* kann zur Erreichung eines vorgesetzten Zieles auf die Mittel des Politikers nur selten verzichten. *Der Philosoph* behilft sich zuweilen mit den Methoden des Sophisten, um seine Schüler auf bequemerem Weg zur Wahrheit hinzuleiten oder zu dem, was ihm als solche erscheint. *Der Historiker* (Kontinualist) kann zum mindesten in der Darstellung und im Vortrag journalistischer resp. aktualistischer Formulierungen nicht immer völlig entraten. *Der Dichter* scheint sich vom Literaten manchmal nur durch seine geringere Geschicklichkeit in den Bemühungen um einen äußeren Erfolg zu unterscheiden, der ihm oft erst die Voraussetzung für die Möglichkeit weiteren Schaffens bieten würde oder bietet.

Diese *Notwendigkeit*, ja manchmal schon die *Voraussicht der Notwendigkeit*, jenen Hauch *höllischen Geistes* nicht entbehren zu können, ist es, die unter Umständen die *Tragik* solcher Menschen bedeutet, an der zugrunde zu gehen sie um so eher in Gefahr sind, in je reinerer und höherer Weise sie ihren Typus repräsentieren.

Andererseits wieder ist dem *negativen Typus* das *Streben* oder zum mindesten eine – zuweilen kaum bewußte – *Sehnsucht* nach der Wesenheit seines positiven Gegentypus eingeboren, manchmal

verbunden mit dem Wissen um die Vergeblichkeit dieser Sehnsucht, was auch hier zu nahezu tragischen, im Grunde aber doch nur *tragikomischen* Konflikten führen kann.

Noch öfter aber kommt es vor, daß der *negative Typ* geneigt ist, sich entweder als den entsprechenden positiven Gegentyp zu *fühlen* oder doch sich als solchen *aufzuspielen*, auch wenn es ihm mehr oder weniger bewußt ist, daß sein Reich innerhalb des negativen Gebietes beschlossen ist. Solche Repräsentanten des negativen Typus wirken in ihren angemaßten Rollen je nach Begabung, Charakteranlagen, äußeren Umständen lächerlich, unverschämt oder beklagenswert; manchmal aber gelingt es ihnen, durch Gewandtheit oder auch durch Naivität *über ihre eigentliche Natur* auch den Menschenkenner eine gewisse Zeit hindurch zu *täuschen*.

Manche Repräsentanten des *positiven Typus* sind verdammt, zeitlebens *unerkannt* auf Erden zu wandeln oder sogar für den entsprechenden Gegentyp zu gelten. Für manche wieder bedarf es eines *großen Anlasses*, damit sie sich als das erweisen können, was sie wirklich sind. Bleibt ein solcher Anlaß aus, so kann es geschehen, daß ihnen zeitlebens ihr eigenes Wesen verborgen bleibt oder ihnen nur ahnungsweise schmerzlich zu Bewußtsein kommt.

Mancher Repräsentant des *positiven* Typus wandelt, mit Absicht in den Gegentyp *verkleidet*, auf Erden umher; mancher *gefällt sich* dauernd aus irgendeinem Grunde in dieser Rolle eines Gegentyps, mancher *spielt* sie aus Ekel weiter (»an der Menschheit verzweifelnd« oder »sie verachtend«), nicht selten tritt auch eine Art von *Mimikry* ein, so daß z. B. mancher Staatsmann von dem Gewimmel der Politiker um ihn, mancher Priester nicht von den Pfaffen – gelegentlich selbst für den Kenner – zu unterscheiden ist. Es geschieht sogar manchmal, daß der positive Typ eine *Sehnsucht* danach empfindet, sein *Gegentyp* zu sein, insofern er nämlich diesen beneidet – um dessen Unbeschwertsein, dessen innere Unverantwortlichkeit und die dadurch zuweilen gesteigerten Möglichkeiten eines höheren Wirkens.

Ein *bedeutender Anlaß* kann den Repräsentanten des *negativen* Typs für beschränkte Dauer, natürlich immer nur *scheinbar*, in seinen *positiven* Gegentyp verwandeln: merkwürdige Zeitumstände, ein starkes persönliches Erlebnis, ein gewaltiges Beispiel, ein äußerer Zwang – all dies kann solche *scheinbare* Wandlungen herbeiführen. So wird z. B. ein *Politiker* von diplomatischer, rhetorischer, organisatorischer Begabung gelegentlich wie ein *Staats-*

mann, ein redegewandter *Pfaff* wie ein *Priester*, ein *Literat* unter dem Einfluß eines starken persönlichen Erlebnisses in irgendeinem seiner Werke wie ein *Dichter* wirken. Niemals aber wird ein solcher Trug dauern, und der Kenner durchschaut ihn oft schon im Augenblick, da er versucht wird und der Menge gegenüber gelingt.

4

Die *Bedeutung und der Umfang der Persönlichkeit* steht keineswegs in einem direkten Zusammenhang mit der Zugehörigkeit zum positiven oder negativen Gebiet. Es gibt schwache Begabungen, unbeträchtliche Energien auch im positiven – und es gibt außerordentliche Temperamente und große Talente auch im negativen Gebiet. Denn die *Persönlichkeit* des *Geistesmenschen* wird nicht allein durch die *Geistesverfassung*, sondern auch durch die *Begabungen* und *Seelenzustände* bestimmt (über die in einem nächsten Kapitel mehr zu sagen sein wird); – bis zu einem gewissen Grade auch durch die *äußere Erscheinung* und *körperlichen Eigenschaften*, insofern diese von Seelenzuständen und auch Begabungen beeinflußt werden oder auf diese zurückwirken können. *Bedeutende* Persönlichkeiten gibt es also auch im *negativen*, *große* Menschen jedoch nur im *positiven* Gebiet, denn nur dort gibt es Fruchtbarkeit und Folge.

Ja die *allgemeine Geistes- und Kulturatmosphäre* wird ebensosehr, vielleicht in noch höherem Maße durch die Repräsentanten des negativen als durch die des positiven Typus bedingt. *Erregend*, *belebend*, öfter freilich noch *beunruhigend*, nicht nur durch seine Leistungen, sondern schon durch sein Dasein, wirkt manchmal der Repräsentant des negativen Typus in höherem Maße als der positive; wahrhaft *fördernd* nur dieser. Alles im eigentlichen Sinn *Dauernde* wird trotz des zahlenmäßigen Überwiegens der bedeutenden Persönlichkeiten im negativen Gebiet nur durch den *positiven* Typ geleistet.

Der *positive* Typ ist Irrtümern unterworfen gerade so wie der *negative*, aber sein Irrtum auch ist fruchtbar, denn in seinem Irrtum noch ist die Wahrheit seiner Persönlichkeit. Der *positive* Typ ist jederzeit bereit, sein Leben an sein Werk hinzugeben, und hat kein Interesse daran, als Individuum dem Siege seines Werkes oder seiner Idee beizuwohnen. Nicht auf persönlichen Nachruhm, sondern auf die *Unsterblichkeit der Idee* kommt es ihm an.

Der *positive Typus* ist *einsam*, aber *eingeordnet;* der *negative Typus gesellig*, aber *isoliert.*

Für den *positiven Typus* ist der *Raum* bedeutungslos, da er ins Ewige und ins Unendliche wirkt. Der *negative Typus* lebt ohne das Gefühl von Zusammenhängen; das Gestern ist tot für ihn, das Morgen unvorstellbar, nur im Raume vermag er sich auszubreiten, er *hat im wahren Sinn des Wortes »keine Zeit«;* daher seine Ungeduld, seine Unruhe und seine Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel.

5

Zum Wesen des *Priesters* und des *Staatsmannes*, also der Typen auf der linken Seite des Dreiecks, gehört es, daß sie sich als Erfüller einer *Sendung*, unter Umständen einer göttlichen Aufgabe erscheinen; ein gewisser Grad von *Intuition* ist für sie charakteristisch und bedeutungsvoll.

Der *Philosoph* und der *Historiker* dagegen, die Typen der rechten Seite also, sind auf *Tatsachen* und *Erkenntnisse* in höherem Grade eingestellt und angewiesen. Sie werden durch Zweifel gefördert, während dem Priester und dem Staatsmann Zweifel gefährlich werden können – nicht müssen.

Wohl sind *Philosoph* und *Historiker*, niemals aber *Priester* und *Staatsmann* ohne mystischen Einschlag zu denken, doch fehlt es nicht an Priestern und Staatsmännern, die zweiflerisch oder skeptisch angelegt sind, ebensowenig an gläubig angelegten Philosophen und Historikern.

6

Der *Priester* will Andacht, der *Pfaffe* Unterwerfung, der *Staatsmann* Entwicklung, der *Politiker* Parteisieg (gleichgültig im Einzelfall, ob es »Fortschritt« oder »Rückschritt« sei).

Der *Philosoph* sucht höhere Ordnung, der *Sophist* Gedankenspiel; der *Historiker* Einsicht und Zusammenhang, der *Journalist* Tempo und Verwirrung, der *Dichter* Gestaltung und Form, der *Literat* Figur und Ornament.

Es ist nicht zufällig innerhalb des Diagramms, daß *Priester* und *Philosoph*, wenn auch in der gleichen Ebene, am *weitesten* voneinander entfernt, *Staatsmann* und *Historiker*, auch ihrerseits auf gleicher Ebene, einander *näher* sind als *Priester* und *Philosoph.*

Ebenso hat es seine Bedeutung, daß *Priester* und *Pfaffe*, wenn auch durch die unüberschreitbare Linie getrennt, daß auch *Philosoph* und *Sophist* einander näherstehen als *Staatsmann* einer- und *Politiker* andererseits, *Historiker* einer- und *Journalist* andererseits – und daß am weitesten voneinander entfernt *Literat* und *Dichter* stehen.

7

Vom *Dichter*, also von der Spitze des oberen Dreiecks, führt eine *imaginäre Linie* über den *Propheten* zu *Gott;* vom *Literaten*, also von der Spitze des unteren Dreiecks, eine Linie über den *Tückebold* zum *Teufel.*

Der Prophet ebenso wie der Tückebold (Bösewicht, für dessen niedere Erscheinungsformen banalere Bezeichnungen, wie Gamin oder Lausbub, sich darbieten) stehen zum Diagramm »Der Geist in der Tat« in derselben Beziehung wie zum Diagramm »Der Geist im Wort«.

Die Repräsentanten dieser Typen, *Prophet* und *Tückebold*, entfalten ihr Wesen häufig genug in den *Bezirken des Wahns.* Und so wie der *Prophet* als *Visionär* und manchmal als *Besessener* auftritt, erscheint der Tückebold nicht selten (insbesondere über dem Diagramm der Tat) als »*Bösewicht*«.

Für *Gott* und *Teufel* gibt es natürlich keine »Repräsentanten« mehr, sie können keineswegs als Typen gelten. Sie sind *höchste Begriffe*, sind Ideen, denen es versagt ist, in irdischer Erscheinung aufzutreten.

8

Es gibt eine Reihe von *ethischen Begriffen*, die nur innerhalb des *positiven*, eine Reihe anderer, die nur innerhalb des *negativen* Dreiecks Geltung, Sinn und Realität gewinnen. Die einzelnen Glieder dieser Reihen, der positiven einer-, der negativen andererseits, stehen geradeso wie die positiven und die negativen Typen in einem *unüberbrückbaren Gegensatz* zueinander.

Das *positive* Dreieck stellt das Reich der *Wahrheit*, das *negative* das der *Lüge* dar.

In gleicher Weise *stehen einander gegenüber* die Begriffe Dämonie und Satanie, Altruismus und Egoismus, Opferwilligkeit und Herzensträgheit, Erlebnis und Sensation, Weg und Karriere, Folge

und Erfolg, Humor und Witz, Sachlichkeit und Opportunismus, Stolz und Überheblichkeit, Verantwortungsgefühl und Leichtfertigkeit, und andere mehr.

Doch ist natürlich *nicht* bei jedem Repräsentanten des *positiven* Typus eine *Affinität* zu *allen* für das positive Gebiet charakteristischen ethischen Begriffen, – *nicht* bei *jedem* Repräsentanten des *negativen* Typus eine *Affinität* zu *allen* für das negative Gebiet charakteristischen Begriffen gegeben. Also: nicht jeder Repräsentant des positiven Typus weist dämonische Züge auf oder hat Humor; – nicht jeder Repräsentant des negativen Typus ist satanisch angelegt oder lügenhafter Natur; – dies aber ist gewiß, daß *niemals* bei den positiven Urtypen Begriffe, die für das negative Gebiet charakteristisch sind, und niemals bei den negativen Urtypen Begriffe, die für das positive Gebiet charakteristisch sind, als *wesentlich* in die Erscheinung treten. Es wird beispielsweise in irgendeinem *Einzelfall* dem Politiker nicht an Verantwortungsgefühl fehlen, oder der Dichter mag in irgendeinem seiner Werke als leichtfertig erscheinen; – die *Idee der Gesamtpersönlichkeit* wird hierdurch nicht berührt, und in einem höheren Sinn haben Pfaffe, Politiker, Sophist, Journalist, Literat nichts mit der Wahrheit und mit den übrigen Begriffen der positiven Reihe, – Priester, Staatsmann, Philosoph, Historiker und Dichter nichts mit der Lüge und den übrigen Begriffen der negativen Reihe zu schaffen.

Die meisten dieser Begriffe und deren strenge Zugehörigkeit entweder zum positiven oder zum negativen Gebiet bedürfen keiner Erklärung. Z. B. ist die *Gegensätzlichkeit* zwischen Altruismus und Egoismus, zwischen Verantwortungsgefühl und Leichtfertigkeit, Sachlichkeit und Opportunismus ohne weiteres verständlich. Bei anderen gegensätzlichen Begriffen, wie z. B. Erlebnis und Sensation, Weg und Karriere, gilt zuweilen Ähnliches, als anläßlich der Gegensätzlichkeit gewisser Geistesverfassungen bemerkt wurde: daß diese Begriffe sich manchmal nur durch das positive oder negative Vorzeichen voneinander zu unterscheiden scheinen. (Z. B.: Ein Schicksal, das dem Dichter Erlebnis bedeutet, ist dem Literaten meist nur Sensation usw.) Wenn ich aber Begriffe wie Dämonie und Satanie (dämonisches und satanisches Wesen), wie Humor und Witz (Ironie, Satire) als absolute Gegensätze ansehe und die ausschließliche Affinität der einen Begriffe zu den positiven, der anderen zu den negativen Geistesverfassungen als gegeben erachte, so bedarf es dafür vielleicht einer Erklärung.

Was an einem Menschen als *satanisch* wirkt, ist eine Vereinigung von niederen menschlichen Eigenschaften (Bosheit, Neid, Haß) in einer Atmosphäre von mehr oder minder hoher Geistigkeit; was als *dämonisch* wirkt, eine Vereinigung außerordentlicher Geistesgaben in der Atmosphäre höherer Seelenzustände.

Das *Satanische* ist stets bewußt, auf seine Wirkung bedacht und unfruchtbar – auch bei lebhaftester Geschäftigkeit; das *Dämonische* stets unbewußt, unbekümmert um seine augenblickliche Wirkung und immer fruchtbar – auch bei scheinbarer Untätigkeit.

Das *Satanische* kann immer nur durch seine Äußerungen sich bemerkbar machen und wirken, das *Dämonische* auch einfach durch sein Da-Sein.

Humor ist immer *dämonischer* Natur; das Reich von *Witz*, *Ironie*, *Satire*, dieser gefallenen Engel des Geistes, ist innerhalb des *Satanischen* beschlossen.

Freilich ist auch hier – keineswegs eine Einschränkung – aber doch eine Erläuterung geboten: daß nämlich der Humor sich gelegentlich der Ironie, der Satire, des Witzes zu stilistischen Zwecken bedient, daß satirische Begabung, eine Neigung zu ironischen Seelenzuständen, eine Anlage zu Witz sich oft genug bei Repräsentanten des positiven Typus findet, ja daß der große Satiriker der Geistesverfassung nach den Typus Philosoph, Historiker oder auch Dichter repräsentieren kann.

Auch hier gilt also der Satz, daß die *Einzeläußerung* und auch eine Reihe von Einzeläußerungen einer Persönlichkeit in ihren letzten *Motiven* und ihren *Zusammenhängen* erkannt werden müssen, ehe man sie als die eigentlichen *Charakteristika* dieser Persönlichkeit ansprechen darf. Und eben darum, weil die Gesamtpersönlichkeit kaum jemals als Ganzes zu überschauen ist, wird das wirkliche Erfassen einer Persönlichkeit, *Menschenkenntnis* im wahren Sinn des Wortes, zuletzt immer eine *Sache der Intuition bleiben.*

9

Da es sich in diesem Diagramm um *Urtypen* von Geistesverfassungen handelt, verbietet sich eine sogenannte *Definition* von selbst. Nur *Beschreibungen* darf ich versuchen, die wohl auf nichts anderes hinauslaufen werden als auf eine *beiläufige Charakterisierung* individueller Repräsentanten jener Urtypen.

Beispiele für die einzelnen Typen werden sich jedermann sowohl aus der Geschichte als aus persönlicher Erfahrung aufdrängen.

Doch hüte ich mich, solche Beispiele anzuführen, die doch nur verwirren würden, da kein Individuum den Typus rein darzustellen vermag. Hierin spricht sich eine gewisse Beschränkung alles Menschentums, zugleich aber dessen nie zu erschöpfende, unendliche Fülle aus.

In manchen Fällen freilich erleichtert schon der Sprachgebrauch so sehr das sofortige Verständnis, daß man auf den Versuch von Definitionen resp. Beschreibungen ohne weiteres verzichten kann.

So muß die Gegensätzlichkeit zwischen *Priester* und *Pfaff*, *Philosoph* und *Sophist* nicht erst erläutert werden. Hingegen wird manchem der *Politiker* bisher entweder nur als eine Abart, vielleicht auch nur als eine geringere Stufe, aber nicht ohne weiteres als Gegensatz des *Staatsmannes* erschienen sein. Daß ein solcher zwischen *Literat* und *Dichter* besteht, ist wohl erst im Laufe der letzten Jahrzehnte weiteren Kreisen durch den Sprachgebrauch deutlich geworden. Daß aber zwischen *Historiker* und *Journalisten*, zutreffender: zwischen *Kontinualisten* und *Aktualisten* eine völlige Gegensätzlichkeit besteht, so sehr, daß wir den einen unter die *Menschen*, den andern unter die *Un-Menschen* einreihen, wird doch erst durch einige erläuternde Bemerkungen klarer werden.

10

Der *Priester* im Ursinn des Wortes ist Spender der göttlichen (religiösen, rituellen) Gnadenmittel. Doch diese Definition nimmt auf den *Beruf* Bezug, nicht auf die *Geistesverfassung*. Als *Typus* innerhalb unseres Diagramms bedeutet er den Helfer, Tröster, Berater, Wegweiser, Freund. Der priesterliche Beruf legitimiert natürlich besonders zur Spendung solcher Gnadenmittel, ob man sie nun göttliche oder menschliche nennen will; keineswegs ist es unerläßliche Voraussetzung, daß der Priester fromm in religiösem oder gar dogmatischem Sinne sei.

Der *Pfaffe* (die Bezeichnung bekam schon frühzeitig, bei Luther, ihren verächtlichen Beisinn) verhält sich zum *Priester* fast gleichungshaft genau wie der *Politiker* zum *Staatsmann* und der *Sophist* zum *Philosophen*.

Daß es unter den Angehörigen des priesterlichen Berufes mehr Pfaffen als Priester gibt, ist ebenso natürlich, wie daß es unter den Leuten, die in den Staatsdienst treten, mehr Politiker gibt als Staatsmänner. Zahlenmäßig *überwiegen* unter den Geistesmen-

schen die *Repräsentanten des negativen Typus* in einem Verhältnis, das möglicherweise einem biologischen Gesetz entspricht.

11

Den *Staatsmann* definiert das Deutsche Wörterbuch von Heyne als einen Mann, »der Staatsangelegenheiten zu leiten versteht, dem sie anvertraut sind«.

Auf den Urtypus im Diagramm trifft diese an sich etwas beiläufige Definition nur in bescheidenem Ausmaß zu.

Auch dem *Politiker*, dem negativen Gegentypus des Staatsmannes, werden bekanntlich Staatsangelegenheiten anvertraut; und es ist nicht zu leugnen, daß auch der *Politiker* manchmal Staatsangelegenheiten zu leiten weiß; – so wie der Pfaffe berufsmäßig zu predigen und die Beichte abzunehmen versteht. Und wie der *Pfaffe* jeder Religion zugunsten seiner Kirche wirkt, weil die Vergrößerung ihrer Macht zu gleicher Zeit eine Erhöhung der seinen oder doch seines Machtgefühles oder Machtdünkels bedeutet, so fördert auch der *Politiker* die Interessen seiner Partei vor allem, wenn auch manchmal nicht ganz bewußt, aus egoistischen Motiven.

Für den *Politiker* wie für den *Pfaffen*, ja für alle Typen des *negativen* Gebiets, gilt als Lebensregel jener bekannte Spruch, daß der Zweck die Mittel heilige. Im *positiven* Gebiet gilt dagegen das Wort, daß niedrige Mittel imstande sind, auch den edelsten Zweck zu entheiligen.

Dem *Staatsmann* ist das *Wohl seines Staates* oberstes Gesetz. Doch als Staatsmann im höchsten Sinne müßte derjenige gelten, dem das *Wohl der Menschheit* höher stünde als das seines eigenen Staates. So wird es immer wieder geschehen, daß gerade die echtesten Repräsentanten dieses Typus in ihrem eigenen Lande als Hochverräter gelten, so wie die edelsten Priester als Ketzer verfolgt, gekreuzigt und verbrannt wurden.

Hier zeigt es sich am eindringlichsten, daß ein Repräsentant des *positiven* Typus *tragischen Konflikten* um so eher gegenübergestellt sein wird, in *je vollendeterem Maße er den Urtypus repräsentiert.*

12

Der *Philosoph* im eigentlichen Wortsinn bedeutet: einen Freund der Weisheit.

Als Typus im Diagramm bedeutet er den *Denker* schlechtweg,

einen Menschen, dem der Drang, der Zwang, die Leidenschaft des Denkens angeboren ist. Der Sprachgebrauch bezeichnet manche Leute als Philosophen, nicht weil sie geborene Denker sind, sondern weil sie temperamentlos oder mit Resignation Menschen, Dinge und Zustände betrachten, – eine Einstellung zur Welt und zum Leben, die an sich mit Philosophie nicht das geringste zu tun hat.

Dem *Philosophen* als Typus dieses Diagramms ist keineswegs der Wunsch eigen, zu einer sogenannten »Abgeklärtheit«, sondern vor allem der, zu einer inneren *Klarheit* zu gelangen; sein Drang ist es, den Weg zur Wahrheit zu finden, auch wenn er überzeugt ist, daß das Ziel unerreichbar bleiben muß.

Dem *Sophisten*, dem negativen Gegentypus des Philosophen, ist das Denken nicht Drang und Leidenschaft, sondern Spiel, das freilich wieder als solches zur Leidenschaft werden kann. Er ist nicht a priori ein Feind der Wahrheit, aber auch wenn er sie für erreichbar hielte, würde sie nicht das erstrebenswerte Endziel für ihn bedeuten. Es käme ihm nur darauf an, auf dem Wege dahin sich und andre zu unterhalten; – zu wirken und zu blenden. Das schillernde Paradoxon gehört ihm vor allem zu, und für seine Zwecke, ja für sein Lebensgefühl, bedeuten Wahrheit und Lüge durchaus gleichwertige Elemente.

13

Bei dem Typ *Historiker* entspricht die gewählte Bezeichnung am wenigsten der Geistesverfassung, die innerhalb des Diagramms gemeint ist. Der Typus als solcher ist nicht so sehr Historiker, also Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, als vielmehr *Geschichtsfühler*. Er hat den Flair für Zusammenhänge, die Intuition vom Werden der Dinge, er ist der Ahnende, auf der höchsten Stufe der Wissende der Kontinuität, der *Kontinualist*.

Den meisten Menschen bedeutet Geschichte einen schattenhaften Zug von Gespenstern, der ihnen Ereignisse vorführt, deren Ausgang nicht nur den Zuschauern, sondern auch den handelnden Personen bekannt ist. Historisch aber im wahren Sinne denkt nur derjenige, der fähig ist, das Vergangene im Geiste durchaus als ein Gegenwärtiges zu erleben – in dem Sinn, daß er auch das Ende eines ihm durchaus bekannten Vorganges, während er sich mit dessen Entwicklung beschäftigt, als etwas vorläufig Ungewisses empfindet, ja es eigentlich gar nicht anders zu empfinden vermag.

Wenn aber der Historiker auch als Urtypus im Diagramm nicht

den Geschichtsforscher bedeutet, die Geistesverfassung als solche wird naturgemäß zum Beruf des Historikers disponieren.

Interesse für Zusammenhänge, ein stets wacher *Sinn für Kontinuität* ist überhaupt ein *Charakteristikon der positiven Typen.* Beim Historiker (Kontinualisten) wird es zum Drange, ja zur Leidenschaft, die Zusammenhänge im engeren und im weiteren Sinne zu entdecken, den Ablauf der Dinge zu wissen, das *Werden* zu verstehen.

Dies gilt für die *positiven* Typen auch hinsichtlich ihrer *Einstellung dem eigenen Leben gegenüber.* Sie sind sich der Vergangenheit und, soweit es möglich, der Zukunft stets bewußt, während die Existenz der negativen Typen eigentlich nur aus einer Reihenfolge isolierter Momente besteht. Wer aber nur die Gegenwart hat, der hat nur den Augenblick, somit eigentlich nichts.

Der *Historiker* (Kontinualist) muß sich keineswegs vorwiegend mit der Vergangenheit beschäftigen. Es gibt auch *Historiker der Gegenwart*, und der Typ bleibt der gleiche, – ob er sich hauptsächlich für das Reformationszeitalter oder für die französische Revolution oder für das Spanien von heute interessiert.

Der *Journalist* als Typus im Diagramm, also nicht der Berufsjournalist, ist vor allem charakterisiert durch sein Interesse, ja durch seine Leidenschaft für *Aktualität.* Die Bezeichnung *Aktualist* (nicht Aktivist!), womit auch seine Gegensätzlichkeit zum Historiker (Kontinualisten) sich ohne weiteres ausdrückt, käme dem Wesen dieser Geistesverfassung am nächsten. Er ist in Tagesinteressen befangen, vom Gegenwärtigen benommen, ja berauscht. Dem Journalisten wird auch der bedeutungsvollste Vorgang im Innersten gleichgültig sein, wenn er nicht zugleich aktuell oder gar sensationell ist; das Nichtigste aber gewinnt Bedeutung für ihn, wenn es als sensationell oder wenigstens aktuell gelten kann. Die Repräsentanten dieses Typus sind unter allen Repräsentanten des negativen Gebietes *am unrettbarsten im Tag verwurzelt.* Sie wissen nichts von *Zusammenhang*, sondern nur von *Bezug.* Alle Charakteristika des negativen Gebiets sind bei den Repräsentanten dieses Typus am stärksten ausgesprochen. Und nirgends leuchtet die innige Verbindung mit der Begriffsreihe, die wir als charakteristisch für das *negative Dreieck* aufgezeichnet haben, so völlig ein wie in ihrer Affinität zu dem Typus Journalist.

Bedeutende Repräsentanten dieses negativen Typus leiden besonders oft unter der Sehnsucht nach dem positiven Gebiet; und sie feinden es am grimmigsten an. Mit dem *Politiker* und *Spekulanten* (den wir im Diagramm der Tat finden werden) zusammen

stellt der Typus des *Journalisten* das eigentlich *satanische* Element der Welt dar.

Unter den *Berufsjournalisten* gibt es viele, die vom Urtypus weniges oder nichts an sich haben, wie ja gerade der *Journalismus als Beruf* besonders geeignet scheint, die verschiedenartigsten Elemente in sich aufzunehmen. Andererseits ist es leicht zu verstehen, daß die Geistesverfassung des Journalismus (Aktualismus) zum Beruf des Journalisten ganz besonders disponiert. Der sogenannte *große Journalist* wird *der Geistesverfassung nach* kaum jemals den Urtypus Journalist, sondern häufig den Typus Historiker (Kontinualist), manchmal den Typus Staatsmann, oder den Typus Dichter, gelegentlich auch den Typus Politiker (also einen anderen Typus des negativen Gebietes) repräsentieren.

14

Der *Dichter* ist Gestalter und Bewahrer aus innerer Notwendigkeit. In seinen schöpferischen Momenten ist ihm die ganze Welt Material für sein Werk. In seinen unfruchtbaren verliert die ganze Welt für ihn ihren Glanz oder erlischt geradezu. Keiner ist so sehr wie er *Mensch von Gnaden des Augenblicks.*

Er ist der fließende Spiegel der Welt und bleibt es, auch wenn der Spiegel sich zeitweilig bis zur Undurchsichtigkeit trübt.

Dem *Literaten* ist die Welt nicht a priori Material für sein Werk. Er ist vielmehr *auf Stoffe aus.* Er betrachtet seine Erlebnisse, seine Beziehungen, seine Stimmungen daraufhin, wie er sie etwa zugunsten seiner Produktion verwenden und ausnützen könnte. Seine *Erlebnisse* sind ihm bewußt oder unbewußt *Mittel zum Zweck.* Er ist unfähig, einem Erlebnis, einem Menschen, einer Sache *betrachtend*, also wahrhaft reinen Herzens gegenüberzustehen. Keiner unter den negativen Typen ist manchmal so *nahe daran, tragisch* zu wirken, als er, denn er ist der bewußteste unter ihnen. Aber er bleibt in jedem Falle nur eine *tragikomische* Figur, wenn auch oft bedeutenden Formats.

Er ist unter allen Typen der *unmenschlichste*, daher schreibt man ihm zuweilen Dämonie zu, während er doch auch in seinen bedeutendsten Erscheinungen nur als *satanisch* bezeichnet werden kann.

Beim *Dichter* ist die *Linie des Lebens* und des *Schaffens ein und dieselbe.* Beim *Literaten* sind es *zwei Linien*, die in gewissen (erhöhten) Momenten nahe zueinanderfließen, ja sich so völlig decken kön-

nen, daß der Eindruck einer einheitlichen Linie hervorgerufen (und der Literat für einen Dichter gehalten) wird. Der Typus *Literat* findet sich keineswegs nur unter den Schriftstellern; *literatenhafte Einstellung* zum Leben im Sinne steter Bereitschaft zur Selbstbeobachtung, Neigung zur Selbstbespiegelung bei Vernachlässigung der zu erfüllenden wesentlichen Forderungen, manchmal selbst zum eigenen Schaden, findet sich bei vielen Menschen, die mit dem Literatenberuf nichts zu tun haben.

Der *Dichter* bringt immer sich selbst dar, auch in einem Werk, darin er matt und unzulänglich ist. Der *Literat* spart sich auf, auch wo er sich zu verschwenden scheint. Deutlicher noch als anderswo zeigt sich hier das quantitative Überwiegen des negativen Prinzips in der Welt: es gibt viel mehr bedeutende Literaten, als es bedeutende Dichter gibt; aber kein Literat, mag er auch Meisterwerke geschaffen haben, ist jemals ein großer Mensch gewesen.

EIN ZWISCHENKAPITEL ÜBER

BEGABUNGEN UND SEELENZUSTÄNDE

1

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als wenn mit den aufgestellten Typen nicht sämtliche innerhalb dieses Diagramms möglichen einheitlichen Geistesverfassungen aufgezählt wären, und mancher wird z. B. den Satiriker, den Dilettanten, den Kritiker, den Melancholiker, den Fanatiker, den Zweifler, den Enthusiasten und noch viele andere zu vermissen glauben.

Diese genannten und viele andere Typen haben in dem Diagramm einfach deshalb keinen Platz gefunden, weil sie nicht hineingehören. Denn der Kritiker, Enthusiast, Zweifler usw. stellt nie und nimmer den Typus einer *Geistesverfassung* dar; alle diese und andere scheinbar in das Diagramm gehörige Bezeichnungen haben nicht auf Geistesverfassungen, sondern auf *Begabungen* und *Seelenzustände* Bezug, durch welche die *Persönlichkeit des Geistesmenschen* gleichfalls in geringerem und höherem Maße mit bedingt und bestimmt wird.

2

Absolut feste, unverrückbare Beziehungen sind nicht gegeben, doch besteht zweifellos eine gewisse von Gesetzmäßigkeit ziemlich weit entfernte *Affinität* zwischen bestimmten Geistesverfassungen und bestimmten Begabungen, seltener zwischen bestimmten Geistesverfassungen und bestimmten Seelenzuständen; kaum jemals zwischen bestimmten Begabungen und bestimmten Seelenzuständen. Bestimmte Geistesverfassungen bilden zuweilen die Voraussetzung für das Vorhandensein bestimmter Begabungen und bestimmter Seelenzustände; das Umgekehrte ist nie der Fall.

Während die *Geistesverfassungen* stets etwas a priori Gegebenes, *Fixes, Einheitliches und Kernhaftes*, daher *Unabänderliches* vorstellen, kommt den *Seelenzuständen* und selbst den *Begabungen* dieses Kriterium der *Unveränderlichkeit* im gleichen Sinne und in gleichem Maße *keineswegs* zu.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die *Geistesverfassungen* an bestimmte, *anatomisch-histologische Verhältnisse* gebunden sind; bis zu

einem schwer zu bestimmenden Grade dürfte das auch für die Begabungen, insbesondere für die *spezifischen* Begabungen, zutreffen; die *Seelenzustände* jedoch – nicht nur die fließenden, sondern auch die scheinbar fixen: Charakteranlagen, Temperamente, Eigenschaften – sind höchstwahrscheinlich durch physikalisch-chemische, größtenteils wohl innersekretorische Vorgänge regelmäßiger oder wechselnder Natur bedingt, zu denen eine Disposition angeboren zu sein pflegt.

Mit dieser Annahme sind natürlich weder Geistesverfassungen noch Begabungen und Seelenzustände materialistisch erklärt. Es soll damit nur eine zweifellos vorhandene, in ihrem Wesen keineswegs durchsichtige (und vielleicht nicht immer Abhängigkeit bedeutende) *Beziehung zwischen Geistesverfassungen, Begabungen und Seelenzuständen einerseits und deren körperlichen Korrelaten* andererseits festgestellt werden. Auch wenn es uns gelänge, eine Geistesverfassung (vielleicht auch eine spezifische Begabung) mit Sicherheit an einer bestimmten Stelle des Gehirns zu lokalisieren oder einen Seelenzustand mit der Funktion eines bestimmten Nerven oder einer bestimmten Drüse in ursächliche Beziehung zu bringen, so bliebe das eigentliche Wesen von *Geist und Seele* genau so unfaßbar wie vorher (ebenso wie durch die Tatsache, daß die Fähigkeit des Sehens an das Vorhandensein und die Funktionstüchtigkeit des Nervus opticus gebunden ist, die Tatsache des Sehens als solche keineswegs enträtselt ist).

3

Wir können *allgemeine* und *spezifische* Begabungen unterscheiden.

Die allgemeinen Begabungen könnte man auch als *allgemeine Anlagen intellektueller Natur* bezeichnen, wie z. B. Fleiß, Phantasie, Scharfsinn – im Gegensatz zu den *Anlagen ethischer Natur*, den eigentlichen *Charakteranlagen*, wie z. B. Güte, Gerechtigkeit, Grausamkeit usw.

Bei manchen allgemeinen Anlagen wird es sich schwer entscheiden lassen, ob sie eher den Anlagen intellektueller oder den Anlagen ethischer Natur zuzuzählen sind (z. B. Schlauheit).

Die *allgemeinen Begabungen* sind in Hinsicht auf die Gesamtpersönlichkeit oft bedeutungsvoller als die *spezifischen Begabungen* und je nach ihrem Grade auch mehr oder minder bestimmend für die Entwicklungsmöglichkeiten einer spezifischen Begabung. So wird z. B. die Phantasie fördernd auf die dichterische, der Scharfsinn auf die philosophische Begabung wirken usw.

Eine *allgemeine Begabung* darf nicht verwechselt werden mit einer *vielseitigen Begabung*, worunter wir bekanntlich das Vorkommen mehrerer verschiedenartiger spezifischer Begabungen in einem und demselben Individuum verstehen.

Bestimmte *allgemeine Begabungen* zeigen geradeso wie bestimmte spezifische Begabungen *Affinitäten zu bestimmten Geistesverfassungen*. So wird z. B. die sogenannte diplomatische Begabung sich besonders häufig beim Staatsmann und Politiker finden.

Als *Beispiele für spezifische Begabungen* seien für hundert andere hier vorläufig nur die dichterische, schriftstellerische, rhetorische, staatsmännische, politische angeführt. Man merkt hier nicht zum erstenmal, daß für manche Arten von spezifischer Begabung gleiche *Bezeichnungen* gebraucht werden, wie sie für Typen von *Geistesverfassungen* angewendet wurden. Und gerade der Umstand, daß wir für eine bestimmte spezifische Begabung und für eine bestimmte Geistesverfassung häufig das gleiche Wort haben, gibt zu Irrtümern und Fehldiagnosen oft verhängnisvollen Anlaß. Aber dichterische *Geistesverfassung* und dichterische *Begabung*, journalistische Geistesverfassung und journalistische Begabung usw. sind keineswegs dasselbe, und gerade so wie *Geistesverfassungen* und *Berufsarten* müssen auch *Geistesverfassungen* und *Begabungen*, auch wo gleiche Bezeichnung für beide angewendet wird, streng unterschieden werden.

Die spezifischen Begabungen sind wohl durchaus *angeboren*, müssen aber keineswegs in jedem Falle zur Entwicklung, ja, müssen nicht einmal zur Erscheinung kommen. Äußere Einflüsse, persönliche Schicksale können ihre Verkümmerung oder auch ihre Vervollkommnung zur Folge haben. *Eine Geistesverfassung als solche kann weder verkümmern noch sich vervollkommnen.*

Gewisse *Affinitäten zwischen bestimmten Geistesverfassungen und bestimmten Begabungen* leuchten ohne weiteres ein, wie z. B. die zwischen einer spezifisch dichterischen Begabung und der dichterischen Geistesverfassung. Doch auch hier handelt es sich immer nur um *Affinität*, nicht um notwendige Beziehung oder gar um Identität. Es kann gelegentlich ein sehr hohes Maß dichterischer Begabung vorliegen, ohne daß das betreffende Individuum als Repräsentant des Typus Dichter zu bezeichnen wäre, wie wir andererseits wieder echten Repräsentanten des Typus *Dichter von geringer dichterischer Begabung* begegnen.

So gibt es *dichterisch höchst begabte Schriftsteller*, die der Geistesverfassung nach nicht als Dichter, sondern als *Historiker* (Konti-

nualisten) zu bezeichnen wären; es gibt auch dichterische Begabungen (besonders solche mit vorwiegend psychologischer Einstellung), die der Geistesverfassung nach dem Typ *Naturforscher* (siehe nächstes Diagramm) angehören, und es gibt Dichter zuweilen hohen Rangs, die dem Typus *Prophet* zuzuzählen sind.

Im *negativen* Gebiet sind die *Affinitäten* zwischen bestimmten *Geistesverfassungen* und den entsprechenden *Begabungen* deutlicher und stärker ausgeprägt als im *positiven* Gebiet. Es gibt z.B. Repräsentanten des Typus Staatsmann mit mäßiger staatsmännischer, – Repräsentanten des Typus Politiker mit hoher politischer Begabung. Und so kann es geschehen, daß der hochbegabte Politiker für einen großen Staatsmann, der mäßig begabte Staatsmann für einen schwachen Politiker gehalten wird.

Jede Art von Begabung kann sich sowohl bei den Typen des *positiven* als des *negativen* Gebietes finden.

Die *individuelle geistige Leistung* wird im allgemeinen um so erheblicher sein, eine je ausgeprägtere Affinität zwischen der angeborenen Geistesverfassung und der spezifischen Begabung besteht und je höher diese spezifische Begabung entwickelt ist.

Es braucht nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß eine ganze Reihe von Begabungen, z.B. die musikalische, innerhalb dieser Ausführungen keinen Platz finden, die sich nur mit dem *Geist im Wort* und mit dem *Geist in der Tat* befassen. Selbstverständlich aber gibt es auch unter den Musikern Geistesmenschen, d.h. Repräsentanten irgendeiner Geistesverfassung, wie wir andererseits oft genug, auch unter den Angehörigen der sogenannten geistigen Berufe, Menschen finden, die nicht den Geistesmenschen zuzuzählen sind.

4

Die *Seelenzustände* unterscheiden wir in Charakteranlagen, zu denen auch die Temperamente gehören, seelische Eigenschaften, fließende Seelenzustände und Stimmungen. Und mit dieser *Reihenfolge* ist zugleich in absteigender Linie der *Grad ihrer Veränderlichkeit* und das Maß ihrer *Wichtigkeit für die Gesamtpersönlichkeit* angedeutet. *Absolute Unveränderlichkeit* aber, wie sie ein Kennzeichen der Geistesverfassung bildet, *kommt den Seelenzuständen in keinem Falle zu*, nicht einmal den Charakteranlagen, wenn auch deren relative Veränderlichkeit nur in Ausnahmefällen zur Erscheinung kommt oder praktische Geltung gewinnt.

Als Beweis für den Umstand, daß nicht einmal den Charakteranlagen absolute Unveränderlichkeit zukommt, darf vielleicht gelten, daß es gewisse Gehirnkrankheiten gibt (Paralyse), bei denen zuweilen als erstes – und nicht immer gleich richtig gedeutetes – Symptom eine Wandlung des Charakters zu konstatieren ist, ja, wo sich der Charakter geradezu in sein Gegenteil zu verkehren scheint. (Wenn z. B. ein milder, besonnener Mensch sich in einen jähzornigen, bösartigen, oder ein Geizhals in einen Verschwender verwandelt.) Eine *Geistesverfassung* kann wohl durch eine Gehirnkrankheit *zerstört*, aber sie *kann niemals in eine andere verwandelt* werden. Kein Sophist ist jemals durch eine Gehirnkrankheit zum Philosophen, kein Priester zum Pfaffen, kein Kontinualist zum Aktualisten geworden usw.

An dieser Stelle sei die Tatsache erwähnt, daß in sehr seltenen Fällen erst ein *Trauma*, z. B. ein Schlag auf den Kopf, zur Entwicklung einer spezifischen, insbesondere musikalischen Begabung Anlaß gegeben, resp. daß unter der Einwirkung eines solchen Traumas die Begabung erst zum Vorschein gekommen sein soll.

Die *Charakteranlagen*, am wenigsten die sogenannten Temperamente, sind auch dort, wo nicht gerade von Veränderlichkeit die Rede sein kann, *beeinflußbar* nicht nur von *außen*, sondern auch von *innen* her. Eine Charakteranlage entwickelt sich weiter oder bildet sich zurück, in beiden Fällen kann hierbei der eigene Wille mitwirken, der freilich selbst wieder eine Charakteranlage bedeutet.

Fließende Seelenzustände sind solche, die nicht nur nach Intensität und Dauer zu *wechseln* pflegen, sondern auch eine Neigung zeigen, zeitweise oder endgültig zu *verschwinden*; – oder sich, unter dem Einfluß von bestimmten Erlebnissen, in ihren wirklichen oder scheinbaren *Gegensatz* zu verkehren.

Es gibt gewisse *Charakteranlagen*, von denen man a priori annehmen möchte, daß sie sich ausschließlich bei den Repräsentanten der positiven oder ausschließlich bei den Repräsentanten der negativen Typen fänden; ebenso wie wir eine solche Ausschließlichkeit für gewisse *Begriffe* annehmen durften; – wie wir also z. B. Wahrheit, Dämonie, Opfermut, Erlebnis usw. ausschließlich dem positiven, – Lüge, Satanie, Egoismus, Sensation usw. nur dem negativen Typus zugehörig erkannten. Dies anzunehmen wäre aber ein Irrtum. Es gibt *kaum* irgendeine *Charakteranlage*, deren Vorkommen auf die Repräsentanten des *positiven* oder auf die Repräsentanten des *negativen* Typus *beschränkt* wäre.

Doch gibt es *Affinitäten zwischen gewissen Geistesverfassungen und gewissen Charakteranlagen.* So ist z. B. eine priesterliche Geistesverfassung ohne *Güte* kaum vorstellbar, eine Anlage, die wir überhaupt bei den Typen des positiven Gebietes nicht selten antreffen werden, während wir auf dem negativen Gebiet wohl niemals wirklicher Güte, häufig genug aber der *Gutmütigkeit* begegnen, die so oft mit ihr verwechselt wird und meist nur Schwäche bedeutet.

Die *Eigenschaften* nehmen eine Mittelstellung ein zwischen Anlagen und fließenden Seelenzuständen, und es ist die Frage, ob wir sie überhaupt als einen Seelenzustand sui generis betrachten sollen und dürfen.

Keineswegs läßt es sich immer leicht entscheiden, ob irgendeine seelische *Eigenschaft* als *Charakteranlage* oder als *fließender Seelenzustand* im engeren Sinne anzusprechen ist und ob wir in einem bestimmten Fall uns einem *fließenden Seelenzustand* oder einer *Stimmung* gegenübersehen. Die Unterscheidung ist um so schwerer, als ein *fließender Seelenzustand* sich allmählich zu einer *Eigenschaft* auszubilden vermag (z. B. Mißtrauen, Verbitterung) und als eine *Stimmung* durch öftere Wiederholung die Bedeutung eines *fließenden Seelenzustandes,* wenn nicht gar einer *Eigenschaft* gewinnen kann.

Es gibt *Eigenschaften,* denen wir *unter den Typen des positiven Gebiets häufiger als Charakteranlagen,* unter den *Typen des negativen* Gebiets meistens nur als *Stimmungen* oder *fließenden Seelenzuständen* begegnen werden.

Wenn eine Anlage oder eine Eigenschaft oder ein fließender Seelenzustand innerhalb eines Persönlichkeitskomplexes eine *dominierende* Rolle spielt, so pflegen wir das betreffende Adjektiv, das diese Anlage, diese Eigenschaft, diesen Seelenzustand bezeichnet, gern in Verbindung mit dem Wort Natur anzuwenden und sprechen dann z. B. von enthusiastischen, dilettantischen, fanatischen usw. Naturen.

Wahrhaft *enthusiastische Naturen* z. B. gibt es wohl nur unter den positiven Typen, gelegentliche *enthusiastische Stimmungen* oft genug unter den negativen Typen (etwa unter dem Einfluß von Massensuggestionen).

Manche seelische Attribute (Eigenschaften) wieder, die gerne als *ursprüngliche Charakteranlagen* angesehen werden, sind sehr häufig nur als *fließende Seelenzustände* zu werten.

Tapferkeit und *Feigheit* z. B. sind viel seltener ursprüngliche

Charakteranlagen, als man denkt. Es gibt wenige geborene Feiglinge und noch weniger geborene Helden.

Auch *Glaube* und *Zweifel* sind nicht allzuhäufig als Charakteranlage vorhanden. Gerade sie sind *fließende Seelenzustände* κατ' ἐξοχήν, und häufig genug kommen sie sogar nur als *Stimmungen* vor. Wie könnte man sonst verstehen, daß auch gläubige Naturen nicht selten an ihrem Gott irre werden – und daß immer wieder Zweifler sich zu einem Glauben oder ganz allgemein zum Glauben bekehren.

Es kann in derselben Menschenseele *eine bestimmte Eigenschaft zugleich* als *Begabung* und als *Charakteranlage* und als *fließender Seelenzustand* vorhanden sein, z. B. gibt es zuweilen kritische Begabung im Verein mit einer Art kritizistischer Charakteranlage (Nörgelsucht); oft genug gibt es eine solche Anlage ohne spezifisch kritische Begabung; oder auch wieder kritische Begabung ohne eigentliche kritizistische Charakteranlage.

Der Seelenzustand des Kritizismus wird sich unter den Repräsentanten der negativen Typen besonders häufig beobachten lassen, insbesondere wird er hier als fließender Seelenzustand Neigung haben, sich zur Eigenschaft zu entwickeln, da er aus Minderwertigkeitsgefühlen, Eitelkeit und Ressentiment hervorzugehen pflegt. *Politiker*, *Journalisten*, *Literaten* sind vor allem zum Seelenzustand des Kritizismus disponiert.

Man möchte glauben, daß die Neigung zu *dilettantischen Seelenzuständen* nur den negativen Typen zukäme, doch gerade dieser Seelenzustand, sowohl als Anlage wie als fließender Seelenzustand, ist unter den positiven Typen durchaus nicht selten.

Die Bezeichnung *Dilettantismus* gehört ja zu denjenigen, mit denen der Sprachgebrauch am willkürlichsten zu verfahren pflegt. Bald bezeichnet man als Dilettanten einen Künstler von einer gewissen aristokratischen inneren Lebenshaltung, einen spielerisch angelegten Geist, dem es weniger auf die Vollendung eines Werkes ankommt als auf die Schaffens- oder Spielfreude an sich. Manchmal wieder nennt man so irgendein mäßig begabtes Individuum, das sich an Aufgaben heranwagt, denen es nicht gewachsen ist und das durch seine unbegründeten Ambitionen kläglich oder lächerlich erscheint.

Der *Dilettantismus* als Seelenzustand hat mit dem *Grad der Begabung* nichts zu tun.

Literaten sind dilettantischen Seelenzuständen weniger unterworfen (und müssen sich auch mehr vor ihnen hüten) als *Dichter*.

Es gibt eine Art von Dilettantismus, für den als richtigere Bezeichnung das aus der Psychopathologie geholte, in Laienkreisen wenig populäre Wort *Matoidismus* in Frage käme, ein Zustand, der sich in Kürze als eine Verbindung von Schwachsinn mit irgendeiner spezifischen, meist künstlerischen Begabung in wechselnden Mischungsverhältnissen charakterisieren ließe. Es gibt Matoide, die gelegentlich wie bizarre Talente, andere (oder die gleichen bei anderer Gelegenheit), die wie Flachköpfe oder wie Narren wirken.

Es gibt *Dichter* von hohem Rang, die zu manchen Epochen ihrer Existenz oder in Beziehung auf das eine oder andere Werk dilettantisch eingestellt waren. Und es gibt auch Dichter, nicht nur Literaten von dichterischer Begabung,– die eine zweifellos matoide Anlage aufweisen. (Manche der sogenannten »verkannten Genies« gehören hierher.)

Der Seelenzustand des *Feuilletonismus* gehört (im Gegensatz zu dem des Dilettantismus) zu denjenigen, die eine Affinität wohl nur zu den Typen des negativen *Gebietes* zeigen, und zwar besteht eine besonders starke Affinität des *Seelenzustandes Feuilletonismus zur Geistesverfassung Journalismus.*

Das Charakteristische des *feuilletonistischen* Seelenzustandes: Mangel an Verantwortungsgefühl, Gleichgültigkeit gegenüber dem »Wesentlichen«, Unsachlichkeit, Oberflächlichkeit; all dies prädisponiert natürlich bei Vorhandensein einer spezifischen schriftstellerischen Begabung zur Anwendung resp. Beherrschung jener künstlerischen Form, die wir Feuilleton nennen. Es gibt Feuilletonisten von Beruf, es gibt auch Feuilletonisten von Begabung, die ihrem Seelenzustande nach (manchmal zu ihrem Schaden) keineswegs Feuilletonisten sind.

Es gibt natürlich *keine spezifische dilettantische Begabung.* Es gibt nur spezifische Begabungen irgendwelcher Art in Verbindung mit einer dilettantischen Anlage oder einem dilettantischen Seelenzustand. (Man kann den Beruf eines Feuilletonisten, aber nicht den Beruf eines Dilettanten ergreifen.)

Als *Stimmungen* bezeichnen wir Seelenzustände, die am stärksten von äußeren Einflüssen abhängig und von verhältnismäßig vorübergehender Natur sind, wie Lustigkeit, Verdrossenheit, Zorn usw. – Stimmungen, die sich häufig wiederholen, auch ohne ersichtlichen oder genügenden äußeren Anlaß, deuten auf eine vorhandene *Anlage* hin.

Oft genug entwickeln sich unter dem Einfluß äußerer Schick-

sale *Stimmungen* allmählich über einen *fließenden Seelenzustand* hinaus zu *Eigenschaften*, die unausrottbar werden, wie eine Charakteranlage wirken und gleiche Bedeutung beanspruchen. Eine solche Entwicklungsmöglichkeit ist für Stimmungen negativer häufiger gegeben als für solche positiver Art. Aus Stimmungen der Gekränktheit, der Verbitterung, des Grolls entwickeln sich also bei häufiger Wiederholung leichter die entsprechenden fließenden Seelenzustände (z. B. Verbitterung) oder Eigenschaften (z. B. Mißtrauen), als sich etwa aus einer Reihe von vergnügten und lustigen Stimmungen ein dauernder Seelenzustand der Heiterkeit herausbildet.

5

Mit diesen flüchtigen Bemerkungen sollte eine *Systematik* der Begabung und Seelenzustände *keineswegs* gewagt werden. Worauf es hier ankam, das war nur: durch einzelne Beispiele die *Beziehungen* und *Affinitäten* aufzuzeigen, die begrifflich und praktisch zwischen den *Geistesverfassungen* einerseits und den *Begabungen* und *Seelenzuständen* andererseits bestehen, und darauf hinzudeuten, wie notwendig es scheint, die Geistesverfassung einerseits, die Begabungen und Seelenzustände andererseits auseinanderzuhalten, um das innerste *Wesen* einer *Persönlichkeit* richtig erfassen und den angeborenen einheitlichen unveränderlichen *Typus* als solchen *feststellen* zu können.

Denn wie die *Persönlichkeit des Geistesmenschen* im allgemeinen bestimmt wird durch Geistesverfassung, Begabungen (allgemeine und spezielle) und Seelenzustände (Charakteranlagen, fließende Seelenzustände und Stimmungen), endlich auch in geringerem Grade durch äußere Erscheinung und körperliche Eigenschaften; – so wird die *Einmaligkeit einer Persönlichkeit* bestimmt: erstens durch das Maß, in dem all diese Elemente in ihr vorhanden sind, zweitens durch das Verhältnis dieser Elemente zueinander und drittens durch ein *Inkommensurables*, das wir, sei es nun in religiösem oder in philosophischem Sinn, vielleicht als das Göttliche oder auch Teuflische bezeichnen dürfen.

Doch ist dieses Inkommensurable einer bestimmten Persönlichkeit vermutlich nichts anderes als eben das einmalige gerade und ausschließlich in ihr zutage tretende Verhältnis dieser Elemente zueinander.

1

Das Diagramm »Der Geist in der Tat« stellt in allen seinen Einzelheiten und seinem Sinne nach ein vollkommenes Gegenstück zum ersten Diagramm »Der Geist im Wort« vor.

Auch hier handelt es sich um *zwei gegenständige Dreiecke*, die durch eine gemeinsame Basis voneinander getrennt sind.

Auch hier stellt das *obere Dreieck* das *positive*, in die Richtung des Göttlichen gewandte, das *untere Dreieck* das *negative*, in die Richtung des Teuflischen gewandte Gebiet vor, innerhalb dessen der Geist seine Wirksamkeit entfaltet; doch hier nicht, insofern er sich durch das Wort, sondern insofern er sich durch die *Tat* kundzugeben vermag.

Auch in Hinsicht auf das Diagramm »Der Geist in der Tat« behalten die auf das erste Diagramm »Der Geist im Wort« bezüglichen allgemeinen Sätze ihre Geltung. Also:

Die *Grenzlinie*, die das obere und untere Dreieck voneinander trennt, ist ideell *unüberschreitbar*.

Jede *Geistesverfassung* als solche ist *einheitlich* und *unveränderlich*.

Es besteht eine tiefe, trügerische und nicht selten tragische *Verwandtschaft* zwischen dem *Typ* und dem entsprechenden *Gegentyp*.

Ein *Hauch höllischen Geistes* ist dem positiven Typ nicht nur zur Möglichkeit des *Wirkens*, sondern zum eigentlichen *Da-Sein* geradezu unerläßlich.

Das Verhältnis zwischen Typ und Gegentyp ist also hier völlig analog dem Verhältnis von Typ und Gegentyp im ersten Diagramm. Nur ist dieses Verhältnis den Repräsentanten der betreffenden Typen seltener und kaum jemals in solchem Maße bewußt, als es bei den Typen im ersten Diagramm oft der Fall ist.

2

Auch für die Typen des Diagramms »*Der Geist in der Tat*« sind die völlig zutreffenden Bezeichnungen kaum zu finden, und auch hier habe ich, wie im Diagramm »Der Geist im Wort«, nicht immer

das relativ zutreffende, sondern ein *möglichst einprägsames* Wort gewählt.

Die Schwierigkeit einer absolut zutreffenden Bezeichnung für die Typen dieses Diagramms liegt unter anderem darin begründet, daß die *Tat* begrifflich (wenn überhaupt) noch schwerer zu fassen ist als das Wort; weil wir hier einer nahezu unbegrenzten Zahl von Möglichkeiten gegenüberstehen.

Auch im Diagramm »*Der Geist in der Tat*« handelt es sich niemals um Typen von Berufen oder Begabungen, sondern um *Typen von Geistesverfassungen.* Zwar disponiert auch hier die angeborene Geistesverfassung zu dem Beruf, mit dem sie die Bezeichnung teilt; doch *noch weniger* als in dem Diagramm »Der Geist im Wort« besteht eine äußere oder innere Notwendigkeit, daß der individuelle Repräsentant eines bestimmten Geistestypus auch den Beruf ergreife, der mit dem analogen Wort bezeichnet wird.

3

Folgendes sind die Typen innerhalb des Diagramms »*Der Geist in der Tat*«.

Im *positiven* Dreieck steigt auf der einen (*linken*) Seite die Linie auf dem *Seefahrer* (Entdecker) über den *Feldherrn* (Führer, Organisator) zum *Helden.*

Auf der anderen (*rechten*) Seite vom *Brückenbauer* (Mathematiker) über den *Naturforscher* (Heilkünstler) wieder zum *Helden.*

Und ebenso wie im Diagramm »Der Geist im Wort« finden wir auch hier innerhalb des negativen Dreiecks die entsprechenden negativen Gegentypen in analoger Anordnung.

Die *linke* Seite des *negativen* Dreiecks steigt ab vom *Abenteurer* über den *Diktator*, die *rechte* Seite vom *Spekulanten* über den *Quacksalber* zum *Schwindler.*

Wir haben also als Gegentyp des Seefahrers – den Abenteurer; des Führers – den Diktator; des Brückenbauers – den Spekulanten; des Naturforschers – den Quacksalber; des Helden – den Schwindler.

In diesem Diagramm, noch mehr als in dem vorigen, drängen sich neben den Hauptbezeichnungen, die wir für die Typen gewählt haben, *Varianten* auf, und es wird vielfach von den Begabungen und den Seelenzuständen abhängen, welche Bezeichnung wir im Einzelfall für den Repräsentanten einer bestimmten Geistesverfassung vorziehen sollen. So wird sich etwa für manchen

Repräsentanten des Typus *Abenteurer*, insbesondere für solche auf ethisch und intellektuell niedrigerem Niveau, eine Bezeichnung wie z. B. *Commis voyageur* besser empfehlen.

Für den *Diktator* erschiene manchmal noch angemessener die Bezeichnung *Tyrann*. Als Hauptbezeichnung habe ich das Wort *Diktator* schon darum gewählt, weil die Repräsentanten dieses Typus keineswegs auch der Charakteranlage nach immer tyrannisch sind, sondern eher pedantisch, hart, grausam, während gerade der *Feldherr* (Führer, Organisator), also der positive Gegentypus des Diktators, oft genug tyrannisch erscheint, ja es auch gelegentlich wirklich ist, wenn die Notwendigkeit es erfordert. Für niedere Repräsentanten des Typus Diktator drängen sich auch banalere Worte, wie z. B. *Korporal* oder *Kommißknopf*, auf.

Der *Spekulant* ließe sich in manchen seiner Repräsentanten je nachdem als *Projektemacher*, *Spieler*, *Gauner*, unter gewissen Umständen vielleicht als *Phantasten* bezeichnen.

Für den *Quacksalber* könnte zuweilen die Bezeichnung Alchimist, zuweilen die Bezeichnung Giftmischer angemessen erscheinen.

Der Typus des *Schwindlers* tritt uns, wie manchmal als *Hochstapler*, gelegentlich auch unter der Erscheinung des *Narren*, *Spaßmachers*, »Wurstls« entgegen.

Geradeso wie im Diagramm des Worts geht auch hier von der Spitze des positiven Dreiecks eine imaginäre Linie über den *Propheten* zu *Gott*, von der Spitze des negativen Dreiecks eine imiginäre Linie über den *Tückebold* (Bösewicht) zum *Teufel*.

Prophet und Tückebold also, ebenso wie Gott und Teufel, stehen in der gleichen Beziehung zum Geist im Wort wie zum Geist in der Tat.

4

Nicht hierin allein drückt sich eine, man darf wohl sagen *gesetzmäßige Beziehung zwischen den beiden Diagrammen* des Worts und der Tat aus.

Stellen wir nämlich die beiden Diagramme einander gegenüber, so erkennen wir, daß zwischen den an den analogen Punkten des einen und des anderen Diagramms befindlichen Urtypen auch gewisse Analogien, »*Geistesverwandtschaften*« geringeren und höheren Grades bestehen, so daß das eine Diagramm zuweilen wie eine Bestätigung oder Rechtfertigung des andern zu wirken scheint.

Ebenso wie im Diagramm »Der Geist im Wort« erscheint auch hier für die eine, *linke* Seite *Intuition*, sowie der *Glaube an eine Mission* charakteristisch und bedeutungsvoll; für die andere, *rechte* Seite der *Forschungstrieb*, der *Drang* nach *Erkenntnissen* und nach Sammlung von *Tatsachen*.

Wie also *Priester* und *Staatsmann* der Intuition und eines Glaubens notwendiger bedürfen als *Philosoph* und *Historiker*, während diese wieder auf ein möglichst hohes Maß von Kenntnissen angewiesen sind, um den Sinn ihrer Geistesverfassung zu erfüllen – ebenso wird der *Seefahrer* (Entdecker) und der *Feldherr* (Führer, Organisator) seiner inneren Berufung, vielleicht »seinem Stern«, gläubiger vertrauen als der *Brückenbauer* (Mathematiker) und der *Naturforscher*, für welche Sammlung von Kenntnissen, Ordnen und Vergleichen Vorbedingungen aller Wirksamkeit, ja alles Lebensgefühls bedeuten.

Die *Nützlichkeit* von Kenntnissen und Erkenntnissen steht natürlich auch für die Typen der anderen Seite außer Frage. Immerhin ist der *Seefahrer* (Entdecker) und auch der *Feldherr* (Führer, Organisator) ohne ein hohes Maß von Kenntnissen und Erkenntnissen, ja sogar ohne ein besonderes Bedürfnis nach solchen eher vorstellbar als der Brückenbauer (Mathematiker) ohne entsprechende technische Vorbildung oder der Naturforscher ohne einen entsprechenden Reichtum von Beobachtungen und das Bedürfnis, immer neue zu sammeln.

5

Das *Verhältnis der negativen zu den positiven Typen* im Diagramm »Der Geist in der Tat« entspricht völlig den Verhältnissen im Diagramm »Der Geist im Wort«.

So ist der *Abenteurer* der negative Gegentyp, gelegentlich selbst die Karikatur des *Seefahrers* (Entdeckers), wie in dem Diagramm des Worts der Pfaffe den negativen Gegentyp des Priesters vorstellt.

Es verhält sich ferner der *Diktator* (Tyrann) zum *Feldherrn*, wie sich der Politiker zum Staatsmann verhält.

Der *Spekulant* zum *Brückenbauer*, wie der Sophist zum Philosophen.

Der *Quacksalber* zum *Naturforscher* (Heilkünstler), wie der Journalist (Aktualist) zum Historiker (Kontinualisten).

Der *Schwindler* (Hochstapler) zum *Helden*, wie der Literat zum Dichter.

Nicht nur der tägliche Sprachgebrauch, auch gewisse Metaphern bringen dieses hier angedeutete Verhältnis manchmal in überraschender und aufschlußgebender Weise zum Ausdruck.

Man kann manchmal ganz treffend den *Sophisten* (der im Diagramm des Worts an der gleichen Stelle steht wie der Spekulant im Diagramm der Tat) als einen Spekulanten des Worts; den *Journalisten* (Aktualisten; der im Diagramm des Worts an gleicher Stelle steht wie der Quacksalber im Diagramm der Tat) als einen Quacksalber der öffentlichen Meinung, den *Literaten* (der im Diagramm des Worts dieselbe Stelle einnimmt wie der Hochstapler im Diagramm der Tat) als einen Hochstapler des Geistes bezeichnen.

Held und *Dichter* sind einander in der Atmosphäre des Geistes nahe (ein Dichter ohne geistigen Mut ist so wenig denkbar als ein Held ohne physischen Mut), ebenso nahe wie *Schwindler* und *Literat*; wie überhaupt, unbeschadet strengster Umschriebenheit der Kategorie, *Verwandtschaften* verschiedensten Grades zwischen den Typen immer wieder festzustellen sind. Und es erscheint die Verwandtschaft zwischen den auf den einander entsprechenden Punkten der beiden Diagramme gelegenen Typen im allgemeinen eine nähere als die zwischen den Typen des gleichen Diagramms.

So ist die *Geistesverwandtschaft* zwischen dem Typ Mathematiker und Philosoph eine nähere als zwischen Mathematiker und Naturforscher oder Philosoph und Historiker; die Verwandtschaft zwischen Feldherr (Organisator, Führer) und Staatsmann eine innigere als zwischen Staatsmann und Priester usw.

6

Dem flüchtigen Beurteiler wird unter den *Typen von Geistesverfassungen*, die ich in den beiden Diagrammen aufgestellt habe, immer noch mancher Typus zu fehlen scheinen, wie beispielsweise Jurist, Nationalökonom, Physiker, Chemiker, Architekt, Erfinder usw. Hier, wie in vielen anderen Fällen, handelt es sich eben nicht um Typen von Geistesverfassungen, sondern um Bezeichnungen von Berufsarten oder Begabungen, die zu bestimmten Geistesverfassungen im Affinitätsverhältnis stehen können, nicht müssen, – sofern es sich im Einzelfall überhaupt um *Geistesmenschen* handelt.

Denn nicht alle Angehörigen sogenannter geistiger Berufe, nicht einmal jeder geistig begabte Mensch ist in unserem Sinne als *Geistesmensch* zu bezeichnen, zu welchem Begriff vor allem das

Vorhandensein einer *angeborenen*, einer, wie wir wissen, in *jedem Falle einheitlichen und unveränderlichen Geistesverfassung* gehört. So gibt es manche Juristen, Schriftsteller, Ärzte, Theologen, ja sogar Philosophieprofessoren, geradeso wie es Nationalökonomen, Industrielle, Kaufleute gibt, die man keineswegs als geborene Geistesmenschen betrachten kann.

Doch wenn es beispielsweise auch keine spezifische juristische Geistesverfassung gibt, wenn daher der *Jurist* als ein spezieller Typus in unserem Diagramm fehlen muß, so gibt es andererseits doch eine ganze Anzahl verschiedener Geistesverfassungen, als deren Repräsentant der Jurist (also: der Advokat, der Rechtsgelehrte, der Richter) in die Erscheinung treten kann: es gibt Rechtsgelehrte, die den Typus Philosoph, andere, die den Typus Historiker, es gibt manche Advokaten, die den Typus Sophist oder Literat repräsentieren, – ebenso wie es *Ärzte* gibt, die ihrer Geistesverfassung nach weder zu den Naturforschern noch auch zu den Quacksalbern, sondern zu den Priestern zu rechnen sind.

Mancher *Industrielle* wieder wird der Geistesverfassung nach zu den Organisatoren zu rechnen sein, der *Nationalökonom* zu den Staatsmännern, Philosophen, Politikern; der *Physiker* wie der *Chemiker* wird als Geistesmensch manchmal dem Typus Mathematiker, manchmal dem Typus Naturforscher, der Architekt, der Ingenieur meist dem Typus Mathematiker (Brückenbauer) zuzuzählen sein; der *Kaufmann* als Geistesmensch kann den Typus Spekulant, Politiker, in besonderen Fällen auch den Typus Staatsmann repräsentieren. Dem *Erfinder* mögen wir unter dem Typus des Mathematikers, des Naturforschers, des Spekulanten (Projektemachers), vielleicht auch des Dichters begegnen.

Das *Wesentliche* aber für die Beurteilung und Erkenntnis des *Geistesmenschen* und ausschlaggebend für die Rolle, die ihm in der Geistesgeschichte der Menschheit zugewiesen ist – ob er nun durch das Wort oder durch die Tat, ob er als positiver oder negativer Typus an ihr teilnimmt –, wird nicht der Beruf, nicht die Begabung, werden auch nicht die Seelenzustände; – das Wesentliche wird stets die angeborene, einheitliche, unveränderliche *Geistesverfassung* sein, als deren Repräsentant er in der Welt der Erscheinungen auftritt; – wenn auch gerade die Geistesverfassung als das *tiefste Element der Persönlichkeit* sich auch dem Blick des Menschenkenners für kürzere oder längere Dauer zu verbergen vermag oder gar in seltnen Fällen erst historischer Erkenntnis erschließt. –

[VERSTREUT ERSCHIENENES]

Die einen leben, wie man Champagner hinunterstürzt; andere, wie man eine Suppe ißt – löffelweise, gleichgültig; viele aber müssen ihr bißchen Leben wie Tropfen Wassers auf der schmutzigen Erde suchen: immer gebückt, immer durstig.

(Deutsche Wochenschrift Wien: 5. 12. 1886.)

Käm ein Großer uns wieder und wär' er erst gestern geschieden
Wandelt er einsam und fremd in der lebendigen Welt.
Wächse Vergangenes um uns mit blühendem Scheine des Lebens,
Staunten und schauerten wir, fremd und einsam gleich dem.
Denn es heißt ja leben: vielfältig verstrickt in ein Netz sein,
Dran jeder Moment neue Fäden uns spinnt;
Und nicht nur daß wir sind, gibt uns des Daseins Empfindung
Auch, daß andres vorbei, ist unsres Daseins ein Teil.
Tot ist ein Wiedererstandenes, lebendig oft das Gewesene,
Da seinen Sinn es im All nur als Gewesnes erfüllt.

(Wiener Allgemeine Zeitung 14. 4. 1895.)

Wer sich von der Persönlichkeit eines Künstlers enttäuscht oder überrascht fühlt, hat dessen Werke mißverstanden.

(Wiener Allgemeine Zeitung. Osterbeilage 1898.)

Mißtrauisch bist du? Ich verstehe dich: du willst dir die Mühe ersparen, die Menschen kennen zu lernen.

Es ist minder leichtsinnig, sich in finanzielle, als in ethische Schulden zu stürzen. Dort gibt es Rettung: Haupttreffer, Erbschaften, neue Quellen des Verdienstes; wer einmal zu gut war, ist bankrott auf Lebenszeit.

Horch' auf die Verleumder, so wirst du die Wahrheit über dich erfahren.

Wenn ein Volk zur Vernunft kommt oder sich das wenigstens vormacht, so heißt das Revolution. Den Fall, daß Fürsten das gleiche begegnen könnte, hat der Sprachgeist seltsamerweise nicht vorgesehen.*

In einer Atmosphäre von Feindschaft läßt sich leben; Mangel an Wohlwollen ist schlimmere Luft.

Napoleon und Cäsar, wären sie irgendwo einander begegnet, hätten gelächelt wie Auguren. Doch Christus und Mohammed, fürcht' ich, hätten einander ernst genommen.

Sie schließen sich keiner Partei an?

Nein. Ich will das Recht behalten, alle Lumpen verachten zu dürfen, und vor allem die, die meiner Ansicht sind.

»Ich bin das Schwein«, sagte das Schwein, »und bin stolz darauf.«

»Ich bin die Lerche«, sagte die Lerche, »aber ich bin nur stolz darauf, daß ich kein Schwein, nicht, daß ich eine Lerche bin.«

(Österreichische Rundschau. Wien: 9. 9. 1905.)

DICHTERISCHE ARBEIT UND ALKOHOL

[Antwort auf eine Rundfrage]

Zu 1 und 2. Meine persönlichen Erfahrungen über das Verhältnis des Alkohols zum künstlerischen Schaffen können kaum in Betracht kommen, da ich sehr wenig, im Laufe des Tages beinahe niemals, trinke.

Zu 3. Mein allgemeiner Standpunkt zur Alkoholfrage: Abstinenz. Nicht etwa, weil ich überzeugt wäre, daß die Aufnahme geringer Alkoholmengen notwendigerweise eine Schädigung des Organismus mit sich bringen muß, – sondern weil den meisten Menschen die Fähigkeit mangelt, sich über die physiologischen Grenzen ihrer Alkoholtoleranz (die Grenzen, jenseits derer die Gefahren für die eigene Person, die Familie, die Nachkommenschaft, die Mitwelt beginnen) ein sicheres Urteil zu bilden.

Zweifellos verdanken mehrere künstlerische Produkte über Alkoholismus ihrem Schöpfer die besondere Eigenart, und man möchte sich, wie die Dinge nun einmal stehen, gewisse dieser Worte nicht aus der Literatur wegdenken; ebenso zweifellos aber ist, daß jeder der hier in Betracht kommenden Künstler ohne Alkohol seine Gaben höher entwickelt hätte, da der Alkohol ein Talent wohl zu ändern, aber nie zu steigern vermag.

Was jede andere Wechselwirkung zwischen Alkohol und Dichtung anbelangt, wie z. B. im Trinklied zum Ausdruck kommt, so sind mir die meisten dieser Erzeugnisse, wie andere literarische Fälschungen des Weltbildes, durchaus widerwärtig, und ich fühle mich versucht, hochgestimmten Kneipgesängen gegenüber ein bekanntes französisches Wort zu variieren, indem ich sage: Es genügt, wenn einer betrunken ist, man muß nicht stolz darauf sein! *(Das literarische Echo. Jg. 9, H. 2. Berlin: 15. 10. 1906.)*

PARALIPOMENA ZUM »WEG INS FREIE«

Der Politiker hat nicht mit der Ewigkeit zu rechnen. In einer menschlichen Angelegenheit kommt es nie auf ein Definitives an. Und wenn wir auch gelegentlich von dem Ziel einer Bewegung sprechen, so meinen wir damit nie etwas anderes als einen Aufenthalt von voraussichtlich längerer Dauer. Darauf, daß wir den rechten Weg gehen, kommt es an, mehr liegt nicht in unserer Macht.

Es ist wahr; schon das Wort Religion bringt sonst ganz vernünftige Menschen in einen geheimnisvollen Aufruhr, und es ist daher schwer, über gewisse Dinge so zu reden, wie es notwendig wäre, um endlich Klarheit in die Welt zu bringen. Ja, zu dem Aufklärungsgeschäft, wie ich es mir denke, gehört ein Genie der Propaganda, das in seiner Art geradeso bedeutend sein müßte, wie das der großen Religionsstifter gewesen ist. Denn man hätte ja nicht nur den Kampf mit den Gläubigen aufzunehmen und mit denen, die vom Glauben der andern leben, sondern auch mit dem gefährlichsten und tückischsten Feind, mit der Heuchelei und Feigheit der Ungläubigen. Ich spreche natürlich nur von dem, was im dogmatischen Sinne unter den Begriff Religion fällt. Ich weiß sehr gut, daß es üblich ist, unter Religion auch das beliebige

private Verhältnis jedes einzelnen zu dem Unerforschlichen zu verstehen, und daß man daher in diesem Sinne den lächerlichen Gemeinplatz anzuwenden pflegt, es gäbe überhaupt keinen Menschen ohne Religion. Dieser Sprachgebrauch richtet aber eine solche Verwirrung an, daß ich mir niemals einfallen lasse und es auch niemandem zugestehen möchte, in einer ernsthaften Diskussion das Wort Religion in einer so nichtssagenden Bedeutung anzuwenden.

Auch das klügste Wort bleibt am Ende nur Geschwätz, wenn es nicht auf irgendeinem Wege zu Taten führt.

Auch sehr ins Weite denken, ist manchmal nur eine Art, sich das Leben bequem zu machen.

Große Künstler oder auch Dilettanten können vollkommen reine Menschen sein. Mittelmäßige Künstler und ganz besonders Literaten niemals.

Es ist immer ein Zeichen von Lebensschwäche, vielleicht von Feigheit, auf ein Relatives zu verzichten, wo uns das Absolute versagt ist.

Nicht auf Gesinnung kommt es an, sondern auf Anschauung. Die Leute mit der Gesinnung waren immer diejenigen, die den Holzstoß angezündet haben für die Leute mit der Anschauung.

Die Gesellschaft hat die Strafe erfunden, die Theologie die Hölle, und für die Fälle, in denen die irdische Sühne ausbleibt und der Glaube ans Jenseits versagt, hat unsere Feigheit die Reue erfunden.

Es war das Charakteristische dieser Gruppe von jungen Leuten, daß sie Selbstverständlichkeiten mit dem Pathos tiefster Weisheiten – und daß sie Kühnheiten, für die noch niemals irgend jemanden ein Haar gekrümmt wurde, in einem Tone aussprachen, als drohte ihnen dafür der Scheiterhaufen.

Heinrich behauptete, den tiefen Grund jener unauslöschlichen Fremdheit entdeckt zu haben, die den Typus dessen, der die Welt politisch betrachte, ewig von dem scheide, der sie als

Künstler anschaue. Dem Künstler, so sagte er, wäre der Drang angeboren, alles Wirken und Geschehen auf Erden in *einzelne* Schicksale aufzulösen; die stete innere Tendenz des Politikers dagegen – er mochte nun Journalist, Feldherr, Monarch, Diplomat sein – ging dahin, immer nur *Massen*schicksale zu sehen. Als man ihn nicht gleich verstand, war er in der Lage, mit einem Beispiel aufzuwarten.

»Denken Sie sich«, begann er, »es handelte sich in einem bestimmten Fall darum, zwanzigtausend Mann zu einer kriegerischen Unternehmung an die Grenze zu schicken, oder nach Afrika . . . so werden diese Zwanzigtausend dem Politiker nichts anderes bedeuten, als eine sozusagen undifferenzierte Einheit. Daß ihm die Fähigkeit fehlt, dieses Massenschicksal in Einzelschicksale aufzulösen, oder daß er die Fähigkeit besitzt, von diesen Einzelschicksalen abzusehen, gibt ihm erst die Kraft und die Möglichkeit, die Verfügungen zu treffen, die er für das Wohl des Staates – oder für seine Carrière notwendig findet. Wenn ihm plötzlich, sagen wir durch eine sonderbare Krankheit, ein Zwang erstünde, sein Material so zu sehen, wie es irgendein anderer, ein naiver Mensch und wie insbesondere der Dichter es zu sehen pflegt – wenn ihm also diese Masse plötzlich in einzelne Menschen auseinanderfiele, so müßte er einfach im selben Augenblick zusammenbrechen und aufhören, Politiker zu sein. Und ein Dichter, dem es plötzlich passierte, diese zwanzigtausend Einzelschicksale sich zur Einheit zusammenschließen zu sehen . . .«

»Was der tut, wissen wir ja«, unterbrach ihn Nürnberger, »der schreibt einen historischen Roman oder patriotische Gesänge . . .«

(Jüdischer Almanach 5670. Wien: 1910.)

Willst du wissen, wie alt du bist, so frage nicht die Jahre, die du gelebt hast, sondern den Augenblick, den du genießt.

(Kriegspatenschaft-Kalender. Wien: 1917.)

Der Enthusiast fühlt sich seiner Sache niemals ganz sicher, daher sein unstillbarer, lästiger Drang, Gefährten seiner Begeisterung zu werben. Der Skeptiker hingegen bedarf stets einer gewissen Isoliertheit, denn schon der Umstand, daß er einen Gefährten seines Zweifels findet, vermag ihn an diesem irre zu machen.

Wo immer man einen Verstoß gegen die Moral zu sehen glaubte, ist es einer gegen den Geschmack, gegen die Logik oder gegen die Wahrhaftigkeit gewesen.

Es fällt bekanntlich kein Haar von unserem Haupt ohne den Willen des Allmächtigen. Doch was den Kopf auf unseren Schultern betrifft, ist es ratsam, sich mehr auf sich selbst zu verlassen.

Menschliche Beziehungen aller Art sind dem Los des Absterbens geradeso unterworfen, wie das einzelne Individuum. Aber daß solche tote Beziehungen so selten rechtzeitig begraben werden und in freier Luft verwesen, das hauptsächlich ist es, was die Atmosphäre der Gesellschaft, ja der Welt, mit so üblem Dufte erfüllt.

Der Renegat ist immer ein Mensch, der sich seiner eigenen Minderwertigkeit dunkel bewußt ist, und den feigen oder tückischen Versuch unternimmt, seine Familie, seine Nation, seine Rasse für seine höchst individuellen Mängel verantwortlich zu machen.

Wer dein richtiger Jünger ist, der fängt damit an, dich mißzuverstehen, fährt damit fort, dich zu kompromittieren und endet damit, dich zu verleugnen. *(Rikola-Almanach. 1923.)*

BEMERKUNGEN

Menschenliebe als politische Idee ist eine Phrase, als religiöse Idee ein Mißverständnis, als ethische Idee ein Wahn.

In jedem Gefühl ist das Edelste, was unser Verstand, in jedem Urteil das Verständigste, was unser Gefühl dazu tut.

Solange die persönliche Existenz währt, stellt das Individuum einen absoluten, die Individualität einen relativen Wert vor. Ist das Dasein abgeschlossen, so kehrt das Verhältnis allmählich sich um, und insbesondere für die Geschichte der Menschheit kommt nur mehr die Individualität, das Individuum dagegen nicht mehr im geringsten in Betracht.

Auch der ehrlichste Denker wird es ohne Humor niemals zum Philosophen, sondern immer nur zum Pedanten bringen.

Dies ist die schmerzlichste *Sehnsucht*: die nach einem Menschen, der dir völlig zu gehören meint und den du nach deinem eigenen Gefühl doch nicht völlig besitzest; und dies die schmerzlichste Trauer: die um einen Menschen, der lebendig in deiner Nähe wandelt und dir schon lange gestorben ist, ohne daß er es weiß.

In der Betrachtung träumt der menschliche Geist, in der Erkenntnis oder dem, was er dafür hält, schwärmt er und erst im Willen wird er wach.

Begriffe wie schmarotzen, bestechen, erpressen werden meist nur im materiellen Sinne verstanden. Aber gibt es nicht Schmarotzer an unserem Wesen, die gefährlicher sind als solche an irdischem Gut? Werden nicht listigere, ja heimtückischere Bestechungen verübt als solche durch Geld und Geldeswert? Und sind die schlimmsten Erpressungen nicht solche, die an unseren Gefühlen versucht oder begangen werden?

Was immer du glaubst – sei es die Existenz eines höchsten Wesens, eine Vorsehung, ein Gewissen, einen Willen, ein Schicksal, eine himmlische Gerechtigkeit – oder nichts von all dem, sondern nur die völlige Sinnlosigkeit der Welt und des Daseins: du hast immer nur Gott gemeint.

Zu einem echten Gefühl der Verantwortlichkeit und damit zum Bewußtwerden der Verpflichtung, einen begangenen Fehler so weit als möglich wieder gut zu machen, bis dahin gelangen nur wenige Menschen. Die meisten lassen es sich an dem Bewußtsein genügen, daß sie ihren Fehler einsehen, am *schlechten* Gewissen also, das unter Umständen ein ebenso treffliches Ruhekissen bedeutet als nach dem Sprichwort das gute.

Wie oft ist äußere Korrektheit nur der Versuch, den üblen Zustand der seelischen Innenräume durch eine wohlgehaltene äußere Fassade zu maskieren. Wer genötigt ist, ins Haus zu treten, wird manchmal staunen, wie wenig von der sogenannten Anständigkeit er vorfindet, auf die er doch gefaßt sein mußte; freilich wird er meist bemerken, wenn er aus dem Tore tretend die Fassade mit aufmerksamerem Blicke mustert, daß auch da an Flecken und Sprüngen kein Mangel ist.

Das Urteil der meisten Menschen über andere, auch solche, die ihnen sehr nahe stehen, ist so wenig fest und tief gegründet, daß sie nicht erst ihre Gesinnung wechseln oder ihre Überzeugung verleugnen müssen, um auch den besten Freund zu verraten.

Dem seelischen Schmerz ist es gegeben, auch der armseligsten Stirn einen Heiligenschein zu verleihen; die gemeine Sorge des Tags verzerrt auch das edelste Antlitz zur Fratze.

Die wesentlichste Aufgabe des wahren Priesters wird es immer sein, Gott zu verteidigen gegen die Mißverständnisse, Überheblichkeiten und Zudringlichkeiten, die der Fromme für Glauben zu halten pflegt.

Heilige hat es immer gegeben, niemals aber noch einen Menschen, der das Recht gehabt hätte, einen andern Menschen heilig zu sprechen.

An der Tiefe des Erlebnisses gemessen, aus dem wir eine Weisheit gewonnen haben, muß diese selbst immer platt erscheinen; oder es ist weder ein Erlebnis gewesen noch eine Weisheit geworden.

In der Liebe erkennen wir meist zu spät, ob ein Herz uns nur geliehen, ob es uns geschenkt oder ob es uns gar geopfert wurde.

Nichts abgeschmackter als der Versuch, einer vernünftigen, guten, ja selbst tapferen Tat, die man aber doch, wie es meist geschieht, nur aus persönlichen Gründen beging, nachträglich die Gloriole eines Prinzips zu verleihen.

(Österreichische Dichtergabe. Ungedrucktes von Hugo von Hofmannsthal, Max Mell, Arthur Schnitzler, Karl Schönherr, Anton Wildgans. Wien: 1928.)

BEMERKUNGEN MIT FRAGEZEICHEN

Rationalismus –?

Viel und wenig, groß und klein, nah und fern das sind höchst relative Begriffe; und eine durchaus sentimentale Naturbetrachtung muß man es nennen, wenn die Menschen immer wieder anläßlich besonders hoher oder besonders niederer Ziffern in eine

Art religiöser Verzückung geraten. Denn es ist um nichts merkwürdiger, daß das Licht von gewissen Gestirnen her erst nach Jahrtausenden zu uns gelangt, daß ein halbes Gramm Uran erst nach fünftausend Millionen Jahren völlig zerfallen ist, daß in einem Kubikzentimeter Meerwasser über eine Million Radiolarien enthalten sind und daß der Ichthyosaurus schon vor zweihundert Millionen Jahren gelebt hat, – um nichts merkwürdiger, als daß das Körpermaß des erwachsenen Menschen fünf bis sechs Fuß beträgt, daß das Licht der Sonne schon nach acht Minuten bei uns eintrifft, daß gewisse chemische Stoffe sich innerhalb weniger Sekunden auflösen, daß der Anfang des Menschengeschlechtes nur auf 30 bis 50000 Jahre zurückgeht usw. Daß überhaupt etwas *ist*, der Geist ebenso wie die Materie, das Licht, der Äther, Entstehen, Blühen und Vergehen, – *das* ist das Wunder und gegenüber diesem ewigen Rätsel hat Staunen, Ehrfurcht, ja, wenn man will, Glaube seinen Sinn: *Ziffern* und *Maße*, hohe wie niedere, sind nichts als ein unerläßliches Mittel der Verständigung zwischen uns Menschen; Andacht aber vor den *Quantitäten*, vor verschwindend kleinen und ungeheuer großen Zahlen, welches Maß immer in Zeit und Raum sie ausdrücken mögen, ist nicht Frömmigkeit, sondern Götzendienst.

Mystik –?

Den Verlauf einer Infektionskrankheit im menschlichen Körper dürfen wir uns vielleicht als die Geschichte eines Geschlechts von Bazillen vorstellen, sein Entstehen, Blühen und Vergehen; – Geschichte so gut, wie die Geschichte des Menschengeschlechtes, freilich in anderen Maßen, aber doch der Idee nach das gleiche.

Solch ein Bazillengeschlecht lebt im Blut, in der Lymphe, im Gewebe eines menschlichen Individuums; dieser von unserem Standpunkt aus erkrankte Mensch ist ihre Landschaft, ihre Welt; und daß jene kleinsten Individuen unbewußt und absichtslos diese ihre Welt zu vernichten streben und oft wirklich vernichten, ist Bedingung, Notwendigkeit, Sinn ihres Daseins. (Wer weiß, ob die einzelnen Individuen eines solchen Bazillengeschlechtes nicht geradeso wie die menschlichen Individuen von höchst verschiedener Begabung und Willensstärke sind und ob es nicht auch unter ihnen Alltagsbazillen und Genies gibt?) Wäre es nun nicht denkbar, daß auch die Menschheit für irgend-

einen höheren, uns als Ganzes unfaßbaren Organismus, innerhalb dessen sie Bedingung, Notwendigkeit und Sinn ihres Daseins findet, eine Krankheit bedeutet und daß sie jenen Organismus zu zerstören sucht und endlich, je höher sie sich entwickelt, zerstören *muß* – geradeso wie das Bazillengeschlecht das »erkrankte« menschliche Individuum zu vernichten trachtet?

Und dürfen wir nicht weiter fragen, ob es nicht vielleicht die Aufgabe jeder lebendigen Gemeinschaft bedeutet, sei es Bazillengeschlecht, sei es Menschheit, die ihr übergeordnete Welt – sei dies ein menschliches Individuum, sei es das Universum – allmählich zu vernichten?

Auch wenn diese Annahme der Wahrheit nahe käme – unser Vorstellungsvermögen wüßte damit nichts anzufangen; denn unser Geist ist nur fähig, das Absteigende, Tiefere, niemals aber das Aufsteigende, Höhere zu erfassen; nur das *Niedere* kann von uns relativ gewußt, doch das *Höhere* von uns immer nur geahnt werden. In diesem Sinne darf man die Geschichte der Menschheit vielleicht als ihren ewigen Kampf gegen das Göttliche begreifen, das trotz allen Widerstandes allmählich doch mit Notwendigkeit durch das Menschliche vernichtet wird; und diesem Gedankengang folgend dürfen wir vielleicht annehmen, daß diesem uns göttlich erscheinenden oder als göttlich geahnten uns übergeordneten Element ein noch höheres übergeordnet ist, und so immer weiter bis in die Unendlichkeit.

Skepsis – ?

Der Gedanke der Seelenwanderung wird völlig sinnlos, wenn wir nicht zugleich eine Fortdauer des Ichbewußtseins als gegeben annehmen. Als ein *anderer* dagewesen sein, das heißt: überhaupt nicht dagewesen sein.

Wie zum Beweis dafür, daß die Seelen wandern, erzählen uns manche Leute, Männer, und noch öfter Frauen, daß sie die deutliche Empfindung hätten, schon früher einmal, etwa zur Zeit der Antike oder der Renaissance oder in irgendeiner anderen vergangenen merkwürdigen Epoche, in anderer Gestalt, selbstverständlich immer als merkwürdige Persönlichkeiten, als Fürsten, Künstler, Abenteurer männlichen oder weiblichen Geschlechts, als dämonische oder satanische Naturen auf der Welt gewesen zu sein. Keiner noch hat sich erinnert, in früherer Zeit

als Bettler, als Kanalräumer, als Sklave, als Bierversilberer, als Waschfrau, als Sitzkassierin, als Pfahlbauer, als Menschenaffe – oder gar in irgendeiner Epoche gelebt zu haben, von der er früher niemals aus Büchern oder Erzählungen Kenntnis erhalten hätte.

Man möchte auch gerne wissen, wie sich solche Leute technisch (man verzeihe dieses allzu konkrete Wort in so metaphysischem Zusammenhang) den Vorgang der Seelenwanderung eigentlich vorstellen? – Geht die Seele des Dahingeschiedenen schon im Augenblick des Todes in den neuen Leib ein – und wenn das der Fall wäre, in einen Leib, der eben geboren oder in einen, der eben gezeugt wird? – Oder sollen wir eine Art von Quarantäne annehmen – eine Wartezeit innerhalb der Unendlichkeit, wo die Seelen der Verstorbenen verweilen oder wenigstens in der Idee vorhanden sind – solange bis sich wieder ein richtiges oder, wie es leider meist zu geschehen scheint, ein nicht ganz passendes leibliches Quartier für sie gefunden hat? Und wandern *alle* Seelen? Oder gibt es welche, die nach ihrer ersten oder nach ihrer tausendsten irdischen Existenz des Wanderns müde sind und als reine Seelen weiter existieren und nichts weiter zu tun haben, als neugierigen Spiritisten durch Tischklopfen auf törichte Fragen törichte (vermutlich ironisch gemeinte) Antworten zu erteilen? Und hängt das Wandern und am Ende auch das Erscheinen von ihrem Belieben ab? Oder folgen sie einem höheren Auftrag? – Wie der Glaube hat auch sein mißgewachsener Bastard, der Aberglaube, seinen Ursprung weit seltener in den metaphysischen Bedürfnissen der Menschheit (die weniger verbreitet sind, als die freundlichen Überschätzer ebendieser Menschheit ihr zu schmeicheln pflegen), als in den allgemein menschlichen Eitelkeiten und Angstgefühlen. Und es gibt keine Torheit, durch die sich die Menschen nicht – für Augenblicke wenigstens – interessanter machen wollten, als es ihnen in ihrem armen, vermutlich doch nur einmaligen Leben vergönnt zu sein pflegt.

Falschspieler –?

Nehmen wir einmal an, du setztest dich mit deinem Partner zum Kartenspiel nieder, und eine Weile würde anständig, den Regeln nach und ohne Zank gespielt. Wie nun, wenn in irgendeinem Augenblick, da du eben mit deinem As den König des andern stechen wolltest, dein Partner behauptete, daß nicht das As,

sondern der König die höhere Karte bedeute? Oder daß es gar nicht das As sei, das du in Händen hieltest, sondern die Dame, oder der Siebner oder ein weißes Blatt? – Oder wenn er es als einen Grundirrtum der überhaupt höchst reformbedürftigen Spielregel bezeichnete, daß man gerade das As als höchste Karte gelten ließe? – Oder wenn er gar erklärte, daß eine Karte sich unter Umständen in eine andere verwandeln könne, da ja bei Gott kein Ding unmöglich sei? Und wenn er, falls du solches zu bezweifeln wagtest, dich beschuldigte, daß es dir an Demut mangle und daß sein König schon deshalb etwas Höheres bedeute als dein As, weil er eben die Gnade habe, du aber nicht? – Oder wenn er, deines Widerstandes müde, einfach die Karten hinwürfe: es sei ja nur ein Spiel und darum nicht ernst zu nehmen – und wenn er sich mit dieser Begründung weigerte, dir deinen Gewinnst auszuzahlen?

Unsinnige Beispiele meinst du? Keineswegs. Immer wieder bist du als redlicher Mann Abenteuern solcher Art ausgesetzt, wenn du dir's einfallen läßt, dich mit einem unlautern Gegner in ein religiöses, auch wohl in ein philosophisches oder politisches Gespräch einzulassen. Denn im Geistesspiel gibt es noch öfters unehrliche Partner als am Kartentisch; und solche Falschspieler des Geistes gebärden sich um so unverschämter, als sie immer wieder Leute finden, die sich aus Dummheit, aus Snobismus oder in der Erwartung, bei der Sache auch ein Geschäft zu machen, auf die Seite jener unredlichen Spieler stellen und mindestens deren guten Glauben, wenn nicht gar ihr gutes Recht zu beschwören bereit sind.

Psychophysisches Gesetz –?

Es ist nun einmal so, daß die Menschen immer erst Raum in ihren Herzen schaffen müssen, wenn ein neues Wesen ihnen gegenübertritt, das auf ihre Liebe, Freundschaft, Sympathie, ja nur auf ihre Beachtung Anspruch erhebt. Das menschliche Gefühl ist nur selten einem unerschöpflich sprudelnden Quell vergleichbar, meist ist es wohl abgemessen in ein Reservoir gezwängt, aus dem es unter ewig gleichem Druck in eine beschränkte Anzahl von Leitungen abfließt; und wenn ein neues Rohr sich füllt, muß ein anderes sich leeren oder gar völlig versiegen. Und ebenso verhält es sich auf geistigem Gebiete. Sobald von einer neuen Seite her Begeisterung, Anerkennung, Aufmerksamkeit gefordert wird,

werden alle diese Gaben von einem anderen Objekt, so weit als möglich, mit größter Hast abgezogen. Und so ausnahmslos wirkt dieses Gesetz sich aus, daß nicht nur ein Mensch gegen den andern als Gesamterscheinung, sondern daß auch die Eigenschaften und Leistungen *innerhalb ein und derselben Persönlichkeit* immer wieder gegeneinander abgewogen und ausgespielt werden, als müßte jede unvorhergesehene neue Ausgabe durch sorgfältigste Sparsamkeit an anderem Ort gleich wieder gutgemacht, und die etwaigen Folgen einer sträflichen Verschwendung verhütet werden.

Mythos gegen Historie –?

Die Bedeutung einer Gestalt für die Menschheit beruht nicht auf ihrer *historischen*, sondern auf ihrer *mythischen* Wahrheit, die in jedem Fall eine Wahrheit von höherem Range bedeutet. Nur wenigen historischen Gestalten wohnt die Kraft inne, ins Mythische emporzuwachsen, ja manche von diesen mythisch werdenden Gestalten hören eines Tages sogar auf, historisch zu sein; sie sind es vielleicht niemals gewesen. Die Sehnsucht war es, die solche Gestalten ins Licht rief, der Glaube erhält sie lebendig, und der Zweifel vor allem ist es, der an ihrer Vergöttlichung teilhat.

Wahn als Selbstbehauptung –?

Wie leicht sind wir geneigt, andere des Größen-, des Verfolgungswahns zu bezichtigen – und vergessen dabei, daß die Empfindung, Mittelpunkt der Welt zu sein, eine nahezu normale Art der Selbstbehauptung vorstellt und daß das innere Gleichgewicht eines Individuums eigentlich schon gestört ist, sobald dieses sich nicht mehr als Zentrum, sondern als peripherisch zu empfinden beginnt; daß also die Menschen im allgemeinen ihren sozusagen physiologischen Größenwahn bestenfalls nur zu dissimulieren versuchen. – Daher wird nicht nur Feindseligkeit oder Abneigung, sondern auch schon Gleichgültigkeit von den meisten Menschen als Verfolgung empfunden, – und gewissermaßen mit Recht. Denn Mangel an Interesse und Förderung ist in seiner Wirkung von Schädigung nur graduell unterschieden und in der Ökonomie menschlicher Beziehungen besonders von ethischem Standpunkt aus kaum anders zu bewerten.

Der Ästhet als Bösewicht –?

Jede Art von ästhetischer Weltanschauung ist mit Egoismus nahe verwandt, wenn er nicht geradezu als eine ihrer Quellen gelten darf; und auf die Wirklichkeit angewandt, kann eine rein ästhetische Betrachtung leicht wie Schurkerei erscheinen. Wenn wir uns beispielsweise sorgfältig in acht nehmen, dem bunten Schmetterling etwas zuleide zu tun und im nächsten Augenblick den uns widerlichen Wurm achtlos oder gar absichtlich mit unserem Fuß zertreten; – was haben wir denn anderes getan, als den Wurm mit dem Tod zu bestrafen, weil er vor unserem Schönheitssinn nicht so gut bestand wie der Falter, der unser Aug' entzückt hat?

Gespensterfurcht –?

Wie einsam du zeitlebens gewesen bist, das kannst du nie völlig erfassen und wirst es nie, – es sei denn, du vermöchtest als Dahingeschiedener in die Seele eines Menschen zu schauen, dem du vor allen lieb gewesen bist. Dann würdest du erfahren, wie sich auch in dieser treuesten Seele der Gedanke, du könntest wiederkehren, aus der Sehnsucht nach einem Wunder ohnegleichen allmählich, doch unaufhaltsam, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, in grausame Schauer der Angst wandelt.

(Buch des Gesamtverbandes Schaffender Künstler. Hrsg. v. Ernst Lothar. Wien: 1929.)

Wie aber, fragte die Unendlichkeit den Herrn, soll ich der Menschheit erscheinen, daß sie nicht vor Grauen erstarre?

Da verkleidete sie der Herr in das Blau des Himmels.

Und ich? fragte die Ewigkeit, wie soll ich mich der Menschheit offenbaren, daß sie nicht vor Grauen in Vernichtung sänke?

Da sagte der Herr: Ich will dem Menschen einen Augenblick geben, da er dich begreifen wird. Und er schuf die Liebe.

Keiner wird sich entrüsteter gebärden als einer, den du zu Unrecht beschuldigst, daß er in deinem Haus einen silbernen Löffel hat mitgehen lassen und der beim Nachbarn ein Dutzend gestohlen hat, ohne daß man ihn erwischt hat.

Manche Musik übt die seltsame Wirkung aus, daß wir in ihrem Anhören gegen uns selbst milde werden und uns alle Sünden nachsehen möchten, die wir je begangen haben. Aber von noch höherer Macht ist jene andre, von deren Klängen umrauscht wir beinah das Böse verzeihen möchten, das die Menschen uns angetan.

Wir werden immer glauben, auf dem Weg zu sein, auch wenn wir schon am Ziele sind. Der letzte Irrtum der Menschheit.

Nur wer den Tod fürchtet, darf sich seines Mutes rühmen.

Das Gefühl der Sicherheit verzeihen uns die Frauen noch viel weniger als das des Mißtrauens. Denn mit dem Mißtrauen beleidigen wir nur ihre Ehrlichkeit, mit der Sicherheit ihre Verführungskraft und ihre Empfindungsfähigkeit.

Der Wert der großen Persönlichkeiten besteht nicht darin, daß sie Nachahmer hervorbringen können, sondern daß sie manchen Kleineren den Mut zu Schöpfungen oder Lebensäußerungen geben, die sie sonst nie gewagt hätten.

[Publikationsort nicht ermittelt.
Im Manuskript handschriftlich angemerkt: »veröffentlicht«.]

[APHORISMEN UND BETRACHTUNGEN AUS DEM NACHLASS]

»UND EINMAL WIRD DER FRIEDE WIEDERKOMMEN...«

National

Das alberne Geschrei. National fühlen. Wie nützt man seiner Nation? Wie erweist man ihr seine Liebe? Dadurch, daß man schreit: Ich bin ein guter Deutscher! Wir sind die erste Nation! Dadurch, daß man die andern als minderwertig hinstellt? Man ist national, indem man innerhalb seiner Fähigkeiten das denkbar Höchste zu leisten bestrebt ist; so fördert man zugleich sich selbst und die Nation, der man angehört. Für die Nation von Bedeutung sind ausschließlich die, welche arbeiten; auf die, welche sich darauf beschränken national zu fühlen, kann sie verzichten.

Als wenn es sich immer noch um einen Vorrang handelte, als wenn es sich darum handelte, mehr zu sein als ein anderer und von diesem andern in diesem Sinn anerkannt oder gar gefürchtet zu werden. Es handelt sich ausschließlich darum, seine Fähigkeiten in einer bestimmten Richtung auszuarbeiten und sie mit Zielbewußtsein anzuwenden. Alles übrige versteht sich von selbst. Die Nationen, welche im Fortschritt begriffen sind, zeichnen sich immer dadurch aus, daß sie die Errungenschaften aller anderen Nationen in die Möglichkeiten ihrer Entwicklung aufnehmen.

Suttner[1]

Gerade in den letzten Jahren ihres Lebens war es mir beschieden, mit der merkwürdigen Frau einige wenige Stunden zu verbringen. Und da habe ich gefühlt: sie wäre eine wundersam helle Erscheinung gewesen, auch ohne das Leuchten jener Idee, die ihr eigentliche Größe gab und die ihrem Namen die Unvergänglichkeit geben wird.

Und wieviel muß ich, müssen viele, die ihre Sehnsucht, wenn auch nicht ihren Glauben teilten, in diesen ungeheueren Tagen ihrer denken, die sie nicht mehr erleben sollte, vielleicht nicht mehr erleben wollte – wenn wir annehmen dürfen, daß in hohen Seelen auch ein höherer Wille ahnungsvoll unbewußt waltet.

Und doch, sie ist zu früh dahingegangen, wie sie auch viel zu früh, um Jahrhunderte zu früh kam, wenn wir nur diejenigen als die rechtzeitig Erscheinenden bezeichnen wollen, die die Welt zu ihrem Empfang bereit finden. Gerade aber das wird in jenen späteren Zeiten, die wir alle mit geringerem oder größerem Vertrauen ersehnen, ihren Ruhm bedeuten.

Und doch auch sie, wie wir anderen, hätte zu ihrem eigenen Staunen vielleicht, angesichts der ungeheueren Ereignisse, die wir miterleben, noch andere Regungen in ihrer Seele gefunden als Schmerz, Grauen und Verzweiflung. Denn auch sie hätte irgendwo in der Tiefe ihres Wesens gefühlt, wie das, was sich jetzt in der Welt begibt, nicht nur furchtbar, sondern auch so glühend von unerbittlicher Notwendigkeit sich darbietet, daß wir alle – und wehrte sich unser Verstand tausendmal dagegen – in all unserer Verzweiflung, in unserem Schmerz und in unserem Grauen irgend etwas im Herzen spüren, das der Andacht zum mindesten verwandt ist.

Das hat mit ästhetischer Betrachtungsweise nichts zu tun, um so weniger, als es diesmal keine Zuschauer gibt, sondern nur Beteiligte. Und selbst wer sich für einen Zuschauer hielte, wird sich bald dabei betreffen, mitzutrauern, mitzuhassen, mitzurasen; und wer es versuchen sollte, gerecht zu sein, mild, verstehend, der wird fühlen, daß es ein Höheres gibt, als den Dingen nachzugehen, bis an jene letzten Urgründe, wo wir achselzuckend, ermüdet, verzweifelt einen unbegreiflich waltenden Gott am Werke sehen. Dies Höhere aber heißt: der Gegenwart bewußt sein, einer unter vielen sein, und wissen, daß Gerechtigkeit in einer Welt des Unrechts fast im Sinne eines mathematischen Gesetzes notwendig als Ungerechtigkeit wirken muß. *Oktober 1914*

An etwas zu denken und sich zurechtzulegen, wie man sich dazu verhalten möchte, wenn man weiß, daß es unausbleiblich ist, ist zu keiner Zeit verfrüht, wie man denn auch an den Tod in gewissem Sinn niemals zu früh denken kann.

Daher soll man für den Frieden so gut gerüstet sein wie für den Krieg. Es ist vielleicht ebenso schwer, ihn in der richtigen Weise, in der gleichen würdigen Haltung zu empfangen.

Lassen wir uns daher durch die Bitterkeit, den Haß, die Ungerechtigkeit (auch diese letztere ist wohl begründet – und in der seelischen Ökonomie des Kriegswesens nicht zu vermissen) womit die Gegner einander jetzt gegenüberstehen, nicht ver-

wirren. Aus tausendjähriger Erfahrung weiß die Menschheit, daß es zwischen den Völkern keinen ewigen Haß gibt, ja, daß er sich endlich beruhigt, nicht nur, wenn die Rache erfüllt, sondern auch, wenn sie mißlungen ist.

Und wenn wir selbst es nicht mehr erleben sollten, daß diese Leidenschaften sich beruhigen, denken wir unserer Söhne, unserer Enkel, für die wir den Krieg führen, denen wir den Frieden zu schaffen haben. Und so sei es schon heute erlaubt, einiges auszusprechen auf die Gefahr hin, daß es im Lärm der Schlachten verhallt, daß es auch von denen nicht vernommen, daß es abgelehnt, daß es belächelt wird, von denen, die zu Hause geblieben, nur das drohende Echo der Kanonen hören.

Denn ich sage es gleich. Wenn ich von einem künftigen Frieden spreche, so weiß ich so gut wie irgendeiner, daß der Krieg, den wir heute führen, ein unvermeidlicher, nicht nur ein aufgezwungener war.

Ja mehr als das, ich habe niemals geglaubt, daß das Zeitalter des ewigen Friedens gekommen ist und glaube nicht einmal, daß dieser ungeheuere Krieg – und sollte er sieben oder gar dreißig Jahre währen – der letzte ist, den Kulturvölker miteinander führen.

Denn Kulturvölker führen ihn, das wollen wir nicht vergessen. Wenn auch auf dem Grund aller dieser Völkerseelen, auf dem einen mehr, auf dem anderen weniger, ein Bodensatz von Barbarei oder zumindest von Pöbelei ruht. Wenn auch im – leider nicht genügend fernen – Osten die Barbarei bis hart an die Stufen des Thrones brandet, ja vielleicht dort grauenhafter waltet als in den sogenannten tieferen Schichten. Und wenn wir auch bei unseren westlichen Nachbarn, noch ehe der Krieg ausbrach und schon in seinen allerersten Anfängen starr vor Verwunderung und Empörung eine fessellose, ja absichtlich nicht gebändigte von gewissenlosen Regierungsleuten aufgehetzte Menge an wehrlosen Fremden, ja an jahrelangen Gastfreunden sich feig und erbärmlich vergehen sahen.

Aber es scheint zweifellos, daß daran die Regierungselemente eine viel größere Schuld trifft als die Bevölkerung selbst. Ein gewisser Teil der Bevölkerung ist stets unter gewissen Bedingungen bereit, die Elemente der Bestialität, Raubsucht und Tücke frei walten zu lassen, und bei aller verhältnismäßigen Gutmütigkeit der Österreicher läge es durchaus nicht außerhalb aller Möglichkeit, auch sie entsprechenden Falls zu Akten der Brutalität

und Grausamkeit anzueifern. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß a priori die Wiener Plattenbrüder ein besseres Menschenmaterial darstellen als die französischen und belgischen Apachen. Hingegen halte ich es für sicher, daß bei allem, was man sonst gegen die Verwaltung unseres Vaterlandes auf dem Herzen haben mag, im Ernstfalle alles getan würde, um die bösen Elemente der Volksseele niederzuhalten und einzudämmen.

Was aber könnten wir für den Frieden, zum mindesten im Sinne eines künftigen Friedenszustandes schon heute leisten? Heute, da noch überall die Kämpfe toben, da ein Verkehr von Volk zu Volk so gut wie unmöglich scheint, ja, solange selbst ein Versuch, eine solche Verständigung anzubahnen, wie ein unzeitgemäßer Ruf nach Versöhnung, ja beinahe wie ein Verrat am eigenen Vaterlande gelten könnte, in dessen Interesse es liegt, die Kampfwut seiner Soldaten nicht auskühlen zu lassen, – das ihr wildes Blut nicht mit dem abgestandenen Wasser sentimentaler Menschenliebe und Gerechtigkeit darf verdünnen lassen.

Nun, lassen wir denen, die hinausgezogen sind, unser Vaterland zu verteidigen, ihren heilsamen und edlen Zorn, den wir mit ihnen teilen und der sich ja immer wieder von selbst weiter entfacht, wenn sie ihre Kameraden an ihrer Seite hinstürzen sehen. Ja, feuern wir selbst, wir Daheimgebliebenen, sie durch Rufe der Bewunderung und der Liebe an. Aber vergessen wir darüber nicht in der Tiefe unserer Seele, daß auch die Feinde, gegen die sie kämpfen, Väter und Mütter, Geschwister und Gattinnen und Kinder, daß sie, alle, ein Vaterland haben, dem sie, beinahe alle, mit dem festen Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache dienen und daß auch diejenigen ihrem Vaterland dienen müssen, die an der Gerechtigkeit seiner Sache zweifeln mögen. Denken wir daran, daß unsere Feinde, die Gegner unserer Soldaten, von ihren Regierungen, von ihren Fürsten ins Gefecht geschickt worden, daß sie jedenfalls, ob nun gern oder ungern, verpflichtet, ja gezwungen sind, die Waffen gegen uns zu führen, mit welcher Begeisterung sie sie auch führen mögen, und daß wir daher später, wenn der Krieg einmal zu Ende ist, auch in unserem Gefühl die Bürger eines Landes, das gegen uns in Waffen stand, nicht ihre Taten dürfen vergelten lassen.

Gestehen wir ein, daß wir den Militarismus nicht oder falsch verstanden haben, sei es nun aus einer banalen Überschätzung der Menschheit oder aus Mangel an historischem Sinn. Wie notwendig die Opfer waren, die das Bürgertum oft widerstrebend,

ja eben nur gezwungen schon in Friedenszeiten dem Militarismus dargebracht hat, dieser Kriegsausbruch, der von uns vielleicht noch hinauszuschieben, keineswegs aufzuhalten gewesen wäre, er hat es uns gelehrt. Denn dies ist das Wesentliche: wir hätten diesen Krieg nicht auf zwei, vielleicht drei Jahre verschieben können, daß er unausweichlich war, weiß heute jedermann. Niemals, so lange die Welt steht, und vielleicht macht das das besondere Charakteristikum dieses Krieges aus, ist ein drohender Überfall mit einer solchen Frechheit und Schamlosigkeit vorher verkündigt und bis auf den Termin angesagt gewesen. Deutschland und Österreich hatten sich natürlich auch für den Krieg gerüstet, aber niemals für etwas anderes als für einen Verteidigungskrieg. Frankreich, Rußland, England haben den Angriff vorbereitet, das kann niemals geleugnet werden, hierfür liegen Dokumente vor, sowohl diplomatischer als journalistischer und solche weltgeschichtlicher Natur.

Manches, was uns teuer war in den guten Zeiten, da unsere Lieben nicht draußen im Felde standen, da unsere Besitztümer noch in Sicherheit ruhten und wir selbst unbehindert über die Grenzen wandern durften, es scheint uns nun wertlos, nichtig, ja in verzweifelten Augenblicken lächerlich geworden. Wir wenden uns mit ähnlichen Gefühlen davon ab, wie wir in eben jenen guten, sicheren, ach nur scheinbar sicheren Zeiten uns von mancherlei abgekehrt haben, was wir leichtfertig ungerecht Militarismus oder gar Soldatenspielerei genannt haben. Ungerecht, sage ich. Aber ich setze gleich hinzu, daß wir auch diesmal unrecht haben. Was einmal wichtig und bedenkungsvoll war, bleibt es für alle Zeiten. Und wenn auch manches Geringe und besonders Unechte, das sich als Kunst auftat, von dieser ungeheuren Epoche spurlos in den Grund gerissen werden wird, oder einmal nichts anderes bedenken wird, als eine komisch-rührende Erinnerung; – was echt und gar groß war, wird es auch späterhin bleiben, ist es sogar jetzt geblieben, in dieser wilden Zeit, auch wenn wir eben nicht Auge und Ohr dafür offen haben; und wir sollen ihm Treue bewahren, innerhalb dieser wilden Zeiten, geradeso, wie wir dem Heldentum, das man ja auch Militarismus nennen darf, Treue halten wollen in jener kommenden stilleren Zeit, wo die Törichten, die Kinder, die Nichtfernblickenden, geradeso wie wir es früher einmal getan, wieder von Soldatenspielerei reden werden.

Versuchen wir auch Leute wie Maeterlinck, wie Kipling zu begreifen, die großen Dichter, die in dieser Zeit von dem großen

Gefühl einer Dazugehörigkeit, eines mit ihrem Volk Verbundensein, das sie früher vielleicht nicht immer empfunden haben, nicht nur erhoben, sondern verwirrt, in töricht bösen Worten eine Nation, ein Volk zu beleidigen versuchen, dem sie – oh, nicht materielle Güter, nicht Ruhm, wie wenig scheint all das in solcher Zeit! – gar manches von dem zu verdanken haben, das sie zu dem gemacht hat, was sie eben sind.

Erstens glauben wir nicht alles, was wir zu lesen bekommen, so wie wir wünschen, daß auch unsere Feinde nicht alles blind glauben, was in ihren Zeitungen steht.

Ferner versuchen wir, selbst Unglaubwürdigkeiten zu verstehen.

Und endlich, das Schwerste, versuchen wir nicht schon in diesem Augenblick, denn dies wäre Lauheit, Schwäche, also Gefahr, aber nehmen wir uns wenigstens vor zu verzeihen, sobald der Friede geschlossen wird.

In der Versöhnung, die ja doch zwischen den Fürsten und Regierungen mit dem üblichen Pathos geschlossen werden wird, soll kein Bodensatz von Haß von Volk zu Volk zurückbleiben, wie es immer enden möge.

Es gibt neutrale Staaten, sogenannte neutrale Staaten, und es mag unter diesen einen oder den anderen geben, der in diesen ungeheueren Krieg noch eingreifen wird, ohne daß wir in diesem Augenblick zu sagen vermöchten, in welchem Sinn. Es ist also ebensogut möglich, daß unsere Soldaten noch im Laufe dieses Krieges Seite an Seite mit diesen jetzt neutralen fechten werden, als es möglich ist, daß sie gegen sie kämpfen werden. Und diese Soldaten des jetzt noch neutralen Staates haben in diesem Augenblick noch keine Ahnung, ob sie morgen verpflichtet sein werden, die Unsern tödlich zu hassen oder brüderlich zu lieben. Ihre Regierung wird es ihnen zu diktieren haben. Aber so ungeheuer ist die Macht der Politik, um so viel ungeheuerer wenigstens in ihren praktischen Wirkungen als nationale und sonstige Sympathien und Antipathien, daß wir schon heute sagen können: die Soldaten dieses jetzt noch neutralen Staates werden entweder, sie alle, unsere treuen Mitkämpfer oder unsere blutigen Gegner sein. Nicht einer unter diesen Hunderttausenden wird einem eigenen Gefühl folgen und im Widerspruch mit seiner Regierung sich für oder gegen uns entscheiden. Sollte aber einer von diesen zum Kampf verpflichteten Soldaten innerlich zu einem anderen Resultate gelangen als seine Regierung oder sein Fürst und nach die-

sem Resultate handeln, das möglicherweise ein viel vernünftigeres sein kann, als dasjenige, zu dem sein Fürst gelangt ist, so wird er es wahrscheinlich mit dem Leben zu bezahlen haben.

So niederdrückend diese Erwägung in einem höheren Sinne wirken mag, sie gibt für die Zukunft einen gewissen Trost. Sie sagt uns: sobald die Regierungen wollen, wird der Friede da sein. Ja, so furchtbar, so beschämend der Gedanke ist, wir alle wissen es, daß das Machtwort eines Menschen, und wäre es selbst aus der Laune eines Augenblicks geboren, vollkommen genügt, um eine mit Haß erfüllte Menschenmasse, die sprungbereit einer anderen gegenüber lauert, niederzuhalten, daß dieses eine Menschenwort genügt, hunderttausend Degen in die Scheide zu zwingen, in hunderttausend Gewehrläufen und Kanonenmündungen die tödliche Kugel zurückzuhalten. Und nach einem weiteren Augenblick würde durch diese ganze ungeheuere Masse, die vor einer Sekunde bereit war, Verderben zu bringen oder zu erleiden, gedankenlos bereit oder mit Begeisterung bereit, ein Seufzer der Erleichterung, der Erlösung gehen, und in denen, die sich über ihre inneren Vorgänge Rechenschaft zu geben vermögen, würde die Erkenntnis aufleuchten: Wir wollen ja gar nicht töten, wir wollen gar nicht verbluten! Wir wollen atmen, leben, unser Stück Brot essen, eine Handbreit Erde zum Wohnen haben und arbeiten. In diesem großen Augenblick, da der Friede übers Land zieht, würden sie es alle wissen, daß sie niemals etwas anderes gewollt haben, alle, auch die, die im Augenblick vorher noch nach dem Herzen ihrer Feinde gezielt haben und die bereit waren, für das Vaterland zu sterben.

Nicht das Erschütterndste, aber das Betrübendste vielleicht ist diesmal, daß die Intellektuellen, von denen wir gehofft haben, sie würden es uns doch möglich machen, ihnen über den Abgrund dieses Völkerkriegs die Hand zu reichen, beinahe völlig versagen, daß sie die Tatsachen nicht sehen wollen oder auch nicht sehen können.

Versuchen wir auch hier, Gleiches nicht mit Gleichem zu vergelten. Sagen wir uns vor allem: sie sind zum Teil mangelhaft orientiert durch die ungeheueren Lügen, die schon vor Beginn des Krieges eingesetzt haben und jetzt noch höher züngeln, irregeführt, verwirrt und endlich im Gebrauch ihrer logischen Fähigkeit durch ihr Nationalgefühl, durch das Zusammengehörigkeitsgefühl, das in solchen Zeiten sich mächtig entwickelt, so erheblich gestört, daß sie tatsächlich von dem Meuchelmord

am Erzherzog Franz Ferdinand nichts wissen, daß sie den Krieg Österreichs gegen Serbien ebenso wie der Zar in jener berüchtigten Depesche als schmählich auffassen, daß sie ernsthaft glauben, England habe den Krieg an Deutschland nur deshalb erklärt, weil sein sittliches Empfinden durch den Einmarsch der Deutschen in Belgien verletzt gewesen wäre, daß sie ernsthaft von den Deutschen verlangen, sie sollten eine vom Feind besetzte Kirche, von der aus auf sie gefeuert wird, nicht beschießen, weil es eben eine alte, schöne Kirche sei, daß sie tatsächlich glauben, Deutschland wollte diesen Krieg, obwohl, nicht geheim im Diplomatenkämmerchen, sondern öffentlich im Parlament von Frankreich, der Überfall auf Deutschland für 1916 angekündigt wurde; – ja, sagen wir uns alles dies, die Haltung von Menschen wie Maeterlinck und Rolland und Kipling enthält bei Berücksichtigung all dieser Umstände immer noch irgendwo etwas Rätselhaftes. Wenn man Deutschland in einem so bedeutungsvollen Moment der Geschichte so wenig kennt, so kann das eben nur daran liegen, daß man es auch bisher nicht gekannt hat, und die Unfähigkeit oder vielleicht der innere Widerstand, Fremdes zu begreifen, ist, wie es scheint, auch unseren besten Nachbarn so eingeboren, daß selbst ihre gutgemeinten Versuche so ziemlich mißglücken mußten. Und doch hüten wir uns, ungerecht zu werden. Ich will nicht sagen, daß wir glühende Kohlen auf ihr Haupt sammeln wollen, darauf kommt es wenig an, sie würden es nicht begreifen, sie würden uns darum verhöhnen, sie würden es vielleicht nie erfahren. Aber lassen wir uns durch die gerechte Verbitterung gegen ihre Irrtümer und Bosheiten, zu denen ihre Vaterlandsliebe sie verleitet, die Freude an ihren Talenten und an den Erzeugnissen ihrer Talente nicht vergällen. *Das Leben der Biene* von Maeterlinck bleibt ein wunderschönes Buch, wenn wir auch gegen die darin enthaltenen Tatsachen mißtrauischer werden dürften, sowie die Elberfelder Pferde nun auch weniger Verehrer finden werden; und die *Monna Vanna* ist nicht von heute auf morgen ein schlechteres Stück geworden – schon darum, weil das schwer möglich wäre!

Im Verstehen gehe ich so weit wie möglich. Ich entschließe mich sogar, den tückischen Bürgersmann zu begreifen, der den deutschen Offizier, seinen Tischgast, erschossen hat. Er hat dadurch das gegnerische Heer um einen vielleicht gefährlichen Feind vermindert. Der jungen Dame gegenüber, die hilflosen Verwundeten die Augen aussticht, versagt freilich mein Ver-

ständnis. Doch sollen wir auch hier bedenken, daß es neben dieser einen oder neben dem angeblichen Dutzend solcher Weiber gewiß Hunderte, auch in Belgien, gibt, die in diesem Fall geradezu entsetzt waren wie wir. Und so wage ich es zu gestehen, es ist nicht ausschließlich Siegesjubel, den ich bei der Nachricht empfinde, daß ein Schiff mit 170 englischen Matrosen in den Grund gebohrt worden ist. Diese 170 hätten auf Greys[2] Geheiß ebenso gern oder ungern gegen Rußland gekämpft. Und jener große Handelsmann im Norden wäre gewiß kein geringerer Schuft, wenn er aus Geschäftsrücksichten, zuweilen darf man es auch Politik heißen, mit uns föchte statt gegen uns. Nur dürften wir ihn dann keinen Schurken heißen.

Das mag in solcher Zeit nach platter Sentimentalität ausschauen; es ist nichts als der Versuch, eine kleine Provinz unserer so vielfach gefährdeten Seele vor Überflutung durch die brausenden Wasser der Verwirrung zu hüten.

Auch wollen wir euch, meine Lieben, die Versicherung schenken, daß ihr Goethe verehrt. Wir verehren Rousseau, Voltaire, Flaubert, Stendhal und noch viele andere, und hätten nicht einmal gegen den feinen Schriftsteller Barrès etwas einzuwenden, wenn er nicht außerdem ein beschränktes, bösartiges und lügenhaftes Individuum wäre, was wir aber auch zu Friedenszeiten gewußt und ausgesprochen haben.

Lächerlich, ja unwürdig, erscheint mir der Kleinmut mancher Künstler, die sich plötzlich überflüssig erscheinen, weil nun nach ihren Erzeugnissen keine Nachfrage ist. Das Militär ist sich durch ein halbes Jahrhundert, währenddessen wir es scheinbar nicht gebraucht haben, gewiß nicht überflüssig erschienen und hat mit dieser Empfindung völlig recht gehabt. Aber ebensowenig sind die Künstler nun überflüssig geworden. Sie sollen im stillen weiter manövrieren und stets in Bereitschaft sein. Jeden Moment kann der Friede ausbrechen. Wehe euch, wenn ihr nicht gerüstet seid.

Wenn es einen Beweis gibt für die Unehrlichkeit unserer Gegner, so ist es der, daß von ihnen allen von Anbeginn die eigentliche Veranlassung dieses Krieges in Telegrammen, in Polemiken, in Communiqués einfach verschwiegen wird. Nun wäre es natürlich kurzsichtig, diese Veranlassung in all ihrer Ungeheuerlichkeit als das einzig wesentliche Moment oder selbst nur als ein hervorragend wichtiges in der Vorgeschichte dieses Krieges hinzustellen, wie es denn hieße, das Wesen der Politik,

der Geschichte zu mißkennen, wenn man sich vorstellte, daß jemals der Wille oder die Willkür eines einzelnen Krieg oder Frieden in der Welt machen konnte. Immerhin bleibt der Mord am österreichischen Thronfolger der letzte Anstoß zu dem, was wir erleben. Und wir können annehmen, daß, wenn ein Attentat auf den Zaren glücken sollte, die Großfürsten auch noch ein paar Tage nachher davon reden werden.

Was heißt für eine Zeit reif sein? Ihr nichts schuldig bleiben und doch sich selbst in ihr bewahren.

Man sieht heute so viele, die sich ausgeben, verschwenden, in einer fiebrischen und großenteils nutzlosen Tätigkeit Kräfte verbrauchen, die sie nicht nur für sich selbst, für ihre Familie, sondern auch in einem weiteren Sinn, wenn auch vielleicht auf einem nicht ganz klar zutage liegenden Umweg für das Vaterland nutzbar machen könnten. *Oktober 1914*

Dieser Krieg ist unerhört durch den Heldenmut, mit dem er von den Armeen, durch die Bosheit, mit der er von den Völkern, insbesondere von einigen Regierungen und von den Journalisten geführt wird.

Die Hochachtung zwischen den Heeren wächst, die Verbitterung zwischen den Völkern steigt.

Man kann sich ganz gut vorstellen, daß sich eines Tages (wie es im Einzelnen schon geschieht) die feindlichen Truppen mit Rührung und Begeisterung gegenseitig begrüßen, daß die Führer einander in Ehrfurcht salutieren, und daß über all dies hinweg, weit hinter ihnen, die Diplomaten und Bürger einander weiter beschimpfen wie bisher. *November 1914*

Keine Repressalien! Man möge sich nicht ins Unrecht setzen. Immer wieder werden die Unschuldigen getroffen. Und nachher wird sich natürlich nicht mehr genau unterscheiden lassen, wer angefangen hat. Würden die Deutschen und die Österreicher ihre ruhige und vornehme Haltung gegenüber den Angehörigen feindlicher Staaten, die zufällig in ihrer Mitte leben, beibehalten, so würde das für die zukünftigen Friedensverhandlungen und insbesondere für die späteren Beziehungen zwischen den Staaten von unschätzbarem Werte sein. *Dezember 1914*

Die wichtigste Lehre dieses Krieges: Der vollkommene Zusammenbruch aller nationalen und religiösen Gegensätze, insofern sie eine Kriegsursache bedeuten wollen.

Ein Spiel von Mächten, das ist das Wesentliche. Der vollkommene Sieg des Absolutismus.

Es zeigt sich, daß sowohl z. B. die Rumänen als Italiener ebenso im Sinne Deutschlands als im Sinne seiner Feinde eingreifen könnten oder hätten eingreifen können, daß es immer nur das Belieben, die Laune, allerbestenfalls die Überzeugung eines einzelnen, dem die Macht gegeben war, gewesen ist, die die Entscheidungen über die Stellungnahme der Völker herbeiführte. Auch die Republiken werden absolut regiert. Es wird sich darum handeln, das unmöglich zu machen.

Die alte Forderung: das Volk hat über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Scheinbare Unmöglichkeit.

Aber wirklich nur scheinbar.

Verteidigungskrieg ist natürlich nicht aus der Welt zu schaffen.

Der Angriffskrieg ist der primäre.

Schwierigkeit der Bezeichnung, z. B. in diesem Fall: Nicht der den Krieg Erklärende führt den Angriffskrieg.

Die Feinde werden das immer wieder behaupten. Wer also hätte zu entscheiden?

Schiedsgerichte haben sich nicht bewährt.

Sie waren auf verlogener Grundlage aufgebaut.

Sie dürfen nicht nur von Diplomaten gebildet werden. So wie das Volk sein Parlament wählt, müssen die Völker ihre Schiedsgerichte wählen.

Es ist lächerlich, daß die Mitglieder der Schiedsgerichte immer wieder nur von den Regierungen ernannt werden.

Es liegt fast immer im Wesen der Regierung, daß sie immer wieder Entscheidungen über Krieg und Frieden zu treffen glaubt.

Wer den Krieg als Notwendigkeit ansieht, kann das nur auf Grund des Hegelschen Satzes: Alles was ist, ist vernünftig.

Im Sinne der Kausalität ist ja natürlich jeder Krieg eine Notwendigkeit gewesen.

Es geht aber nicht an, auf der einen Seite den Krieg als eine großartige, ungeheuerliche, alles Edle im Menschen, wie alles Böse zu herrlicher Entwicklung bringende, gewissermaßen göttliche Notwendigkeit zu preisen; zu erklären, daß ein langer Friede die Völker schlaff und feig macht, daß der Krieg reinigt und läutert, — und auf der anderen Seite diejenigen, die den Krieg entfesseln, zu verfluchen und dafür verantwortlich zu machen,

daß sie der göttlichen Notwendigkeit gewissermaßen rechtzeitig zur Hand gewesen sind. Wenn der Krieg etwas Herrliches ist, muß ich darauf verzichten, Poincaré[3], Iswolsky[4] und Grey für Schurken zu halten. *Dezember 1914*

Als Juden (als einen, der jüdischer Rasse entstammt) ist es mir im Lauf der Jahre oft genug begegnet, daß ich mich zu der Frage gedrängt fühlte: Warum kennt ihr uns nicht? Warum wollt ihr uns nicht kennen? Die, an die sich diese Frage richtete, eher ergrimmt und angeekelt als kummervoll, waren die Deutschen, unter denen ich lebte. Ich habe sie niemals laut ausgesprochen, denn sie konnte leicht mißverstanden werden. Mir fehlt jedes Bedürfnis, nicht nur in solchem Fall, mich an Leute anzuschließen, die mich nicht suchen. Ich habe mich nicht einsamer gefühlt, weil in dem Kreise, der sich um mich sammelte, Leute fehlten, die mich hätten verstehen können, ja, die mich ohne weiteres verstanden hätten und gern verstanden hätten, wenn ihnen zufällig unbekannt geblieben wäre, daß ich ein Jude bin.

Und nun erlebe ich als Deutscher, als Angehöriger des deutschen Volkes, mit Millionen anderen Deutschen, mit Hunderttausenden, die mich nicht zu den ihren rechneten, und die es vielleicht auch heute noch nicht tun, trotz der Zusammengehörigkeit, die von gemeinsam erduldeter Feindseligkeit stärker geschmiedet wird als von gemeinsam geatmeter Luft, gemeinsam geliebten Werken und Menschen; nun erlebe ich es wieder, daß ich mich frage, zusammen mit jenen, die mich nicht zu den Ihren rechneten: Warum kennt ihr uns nicht? Warum wollt ihr uns nicht kennen? Und diese Frage geht weit in die Welt hinaus, nach allen Himmelsrichtungen, in denen die Nationen, die Völker, die Staaten leben, die sich nicht nur mit kriegerischem Haß, nein, auch mit lang genährtem bürgerlichen Widerwillen gegen das große Deutschland wenden, in dem ich, ein Abkömmling jüdischer Rasse, ein Österreicher, mich jederzeit als dazugehörig, gleichberechtigt und mitverantwortlich gefühlt habe. Und ich frage nun die Deutschen, die gleich mir diese Frage nicht an die Feinde, nicht an die stellen, mit denen wir im Frieden leben, nein, die diese Frage zum wahrhaft neutralen Himmel aufsenden, die Frage: Warum kennen sie uns nicht? Warum wollen sie uns nicht kennen? Warum vergelten sie unser Verstehen mit Mißverstehen? Unsere Sympathie mit Abneigung? [unleserlich] schon frage ich, ob ihnen nun vielleicht eine Ahnung aufsteigt von

[dem,] was all die Jahrzehnte in den Juden vorgegangen ist, die unter ihnen lebten, verstehend mit einer von manchen, für mein Gefühl, allzu demütig zur Schau getragenen Neigung, und in denen sie sich immer wieder fragen mußten: Warum kennt ihr uns nicht? Warum wollt ihr uns nicht kennen? *Januar 1915*

Viele Feuilletonisten finden, daß die Menschheit nach diesem Kriege irgendwie gereinigt und geläutert sein werde.

Die Gründe für diese Annahme sind unklar: keiner der Kriege, die bisher in der Welt geführt worden sind, hat diese Folge gezeitigt.

Die Folge der siegreichen Kriege ist beinahe regelmäßig politische Reaktion; die Folge der verlorenen Revolution. Beide Folgen sind gewissermaßen Erschöpfungszustände.

Jedes Ereignis hat natürlich die Macht, in gewissen dazu veranlagten Menschen große, edle Eigenschaften zur Erscheinung zu bringen, die sonst keine Entwicklungsmöglichkeit gefunden hätten.

Gleiches gilt aber auch für schlechte Eigenschaften.

Außerdem müßte man sich über die Betrachtungsweise einigen. Manches sieht wie Heroismus aus, aber man darf nicht vergessen, daß gerade im Kriege sehr häufig Situationen eintreten, in denen Tapferkeit das sicherste Mittel ist, der Gefahr zu entgehen.

Es ist sehr wohl zu denken, daß derselbe junge Mann, der z. B. bei einem Brandunglück wehrlose Kinder und Frauen zertritt, um ins Freie zu gelangen, als Offizier seine Truppe mit Todesverachtung zum Sturm führt.

Man muß auch Zeit haben, seine großen Eigenschaften vorzubereiten. Wer werden die Geläuterten sein? Die ein Bein verloren haben oder ein Auge? Oder die Eltern, die ein Kind, die Frauen, die ihren Mann verloren haben? Oder die Leute, die zu Grunde gingen? Oder die Leute, die durch Armeelieferungen Millionen verdient haben? Oder die Diplomaten, die den Krieg angezettelt haben? Oder die Monarchen, die siegreichen oder die geschlagenen? Oder die Feuilletonisten, die daheim geblieben sind?

Diejenigen, die geläutert sein werden – ich wage es zu vermuten – sind es schon vorher gewesen. *Januar 1915*

»Beinahe niemals will ein Monarch den Krieg. Jeder muß zum Krieg gezwungen werden.« (Bis hierher Bemerkung von Professor

Redlich.)[5] In ihrem Beruf sind sie, wenn sie nicht Genies sind, wie Friedrich oder Napoleon, Marionetten. Außerhalb ihres Berufes sind sie Menschen wie andere. Hieraus entstehen tragische Konflikte. *Januar 1915*

Eine völkerpsychologische Tatsache: Bei langdauernden Regierungen passen sich die Individuen äußerlich und innerlich dem Typus des betreffenden Monarchen irgendwie an. Je schwächer das Individuum und je näher es sozial oder auch nur der Gesinnung nach dem Monarchen steht, um so deutlicher wird die Ähnlichkeit sich ausprägen.
(Eine Bemerkung des Abg. Prof. *Redlich* im Gespräch.) *Januar 1915*

Heroismus als Gelegenheitstugend; derselbe Mensch vielleicht, der bei einem plötzlich ausbrechenden Brand ein Kind zertritt, führt seine Truppen ins feindliche Feuer.
Heroismus als Mittel, sich am Leben zu erhalten.
Feigheit unter Kontrolle. *Januar 1915*

Die Weltgeschichte ist eine Verschwörung der Diplomaten gegen den gesunden Menschenverstand. *Januar 1915*

Welches ist denn das Charakteristikum für den Krieg? Der Tod? Jeder erfährt ihn, auch wer nie im Krieg gewesen ist. Heroismus? Dafür gibt es innerhalb der menschlichen Kultur unzählige bessere Gelegenheiten. Leiden? Armut? Brutalität? In allen ihren verschiedenen Formen? Nur quantitativ ist hier das Ergebnis des Krieges dem der friedlichen Epochen voranzustellen.
Das einzige, was dem Krieg eignet, ist die Wunde, die sinnlose Wunde im Körperlichen, und die Feindseligkeit, die sinnlose Feindseligkeit, d. h. die Feindseligkeit zwischen Menschen, die einander als Individuen ohne Haß, ja, vielleicht mit Liebe gegenüberständen. *Januar 1915*

Die Verschwörung der Völker gegen die Mächtigen ist ein gelegentlicher Vorgang, die Verschwörung der Mächtigen gegen die Völker der reguläre Zustand der Welt. Auch während des blutigen Krieges fühlt sich der König, wenn auch manchmal unbewußt, dem andern König, mit dem er im Krieg steht, näher und verwandter als seinem Stallmeister, seinem Minister oder selbst seinem Adjutanten. *Januar 1915*

Wodurch werden Kriege möglich?

1. durch die Schurkerei der Mächtigen, 2. die Dummheit der Diplomatie und 3. die Phantasielosigkeit der Völker.

Diese letzte wird unterstützt durch die in Geschichte und Politik übliche Flucht ins Abstrakte.

Schon die Mehrzahl an sich hat die geheimnisvolle Kraft, das Konkrete ins Abstrakte umzuzaubern.

Tausend Verwundete stellen sich für die Phantasie keineswegs so schlimm dar wie ein Verwundeter. Sie bedeuten nicht tausendmal eins, auch nicht eins, auch nicht einen Bruchteil von eins, sondern sogar etwas qualitativ anderes.

Es liegt im Interesse des Staates, diesen Denkfehler aufrecht zu erhalten, vom einzelnen abzusehen. Er selbst geht ja mit schlechtem Beispiel voran.

Die Unfähigkeit der Menschen, selbst der phantasievollen, sich etwas »vorzustellen«, ihre Phantasielosigkeit ist eine außerordentliche, immer wieder von neuem überraschende. Zu erklären ist sie nur als eine im Laufe der Zeiten allmählich entstandene innerliche Abwehr gegenüber der von den menschlichen Sinnen nicht zu ertragenden Grauenhaftigkeit der Welt. Könnte man sich den Tod vorstellen, so wäre das Leben gewissermaßen unmöglich. Und ebensowenig wie den Tod stellt sich jemals der Mensch Ende, Trennung, Leid wirklich vor. Was er gewohnt ist, als »Vorstellung« zu bezeichnen, ist Erinnerung, und zwar nicht einmal Tatsachenerinnerung, sondern Wort- oder Bilderinnerung. Daß alles, was geschieht, schon im nächsten Augenblick Erinnerung ist, macht das Dasein erst möglich. Manches, was wir Wahnsinn nennen, ist zweifellos nichts anderes, als eine durch angeborene oder erworbene Gefühlsintensität hervorgerufene Fähigkeit, den Augenblick festzuhalten, ihn nicht sofort zur Erinnerung werden zu lassen. Und Phantasie in ihrer höchsten Ausbildung bedeutet nichts anderes als Fixierung eines hohen Augenblicks; mit anderen Worten: Vergangenes, in manchen Fällen auch Zukünftiges, als Gegenwart zu empfinden. Wäre diese Fähigkeit eine allgemeine oder bei gewissen Menschen eine ununterbrochen wirkende, so wäre damit gewissermaßen der im menschlichen Verkehr übliche (keineswegs der philosophische) Begriff der Zeit aufgehoben.

Wie aber die Herrschaft der Phantasie letzten Endes Wahnsinn bedeuten müßte, so bedeutet der vollkommene Mangel an Phantasie Schwachsinn. Und dieser Schwachsinn, ganz in der

pathologischen Bedeutung des Wortes gebraucht, ist der geistige Zustand der Menschheit, an dem nicht nur die große Masse, sondern selbst diejenigen Leute teilnehmen, die durch Anlage, Beruf und Entwicklung als verpflichtet gelten könnten, mit wachem Bewußtsein die Geschichte der Menschheit zu begleiten oder selbst zu beeinflussen. *Februar 1915*

So sonderbar es klingt, bei dem künftigen Friedenskongreß dürfte von Politik im rückschauenden Sinn nicht gesprochen werden. Die Schuldfrage darf nicht aufgerollt werden, denn bis wohin müßte man die Geschichte rückwärts verfolgen, um zu einem vollkommen gerechten Urteil zu gelangen. Es wäre natürlich kurzsichtig, nur von den letzten Ursachen des Krieges zu sprechen. Und doch würde es ins Leere führen, wollte man Ursache an Ursache reihen, endlich bis zur wahren Quelle des Übels sich durchforschen wollen. Man kann sich nicht anders helfen als durch eine vollkommene, auch die nächste Gegenwart miteinbeziehende Amnestie. Man müßte ernsthaft versuchen, eine neue Epoche einzuleiten. Und so wenig man im bürgerlichen Leben dem Verurteilten nach Abbüßung die Strafe vorhalten darf, darf es gestattet sein, im politisch-historischen Dasein dem Schuldigen seine Schuld vorzuhalten, ob sie nun abgebüßt ward oder nicht.

Wir werden keinen Staat finden, der ganz im Unrecht, keinen, der ganz im Rechte war. Im Ganzen wird man nur sagen dürfen, daß für denjenigen, der einerseits angegriffen wurde, andererseits mehr aufs Spiel gesetzt hatte, die Wahrscheinlichkeit einer geringfügigeren Schuld und Verantwortung bedeutender ist als für andere, die angegriffen haben und deren Risiko ein geringes war.

Aber es ist ein Unterschied zwischen Bedrohung, Angriff und Überfall, und es ist ein Unterschied zwischen Vorsicht, Verteidigung und Präventivkrieg.

Da es hier Übergänge gibt, wo nicht das Urteil allein, sondern auch das Gefühl notwendig mitspricht, wird sich eine im logischen, politischen und historischen Sinne vollkommen unanzweifelbare Entscheidung nicht aussprechen lassen. *Februar 1915 [?]*

Notwendigkeit, zwei Dogmen zu bekämpfen.

1. Das Dogma von der Schicksalsnotwendigkeit des Krieges.
2. Das Dogma von dem läuternden Einfluß des Krieges.

Schwierigkeiten. Man hat gegen sich Gedankenträgheit der Menschen, tausendjährige Tradition, angebliche Lehren der Geschichte, scheinbare Organisation der Welt und die allgemein menschlichen Eigenschaften: Dummheit und Phantasielosigkeit.

Die Gefährlichkeit der letzteren wird unterschätzt.

Die Mächtigen lassen es sich angelegen sein, diese Eigenschaft zu unterstützen.

Statt Bilder gibt man den Menschen Worte.

Statt Mehrzahl gibt man ihnen Abstrakte.

Alte Gewohnheit der Menschen, sich aus dem vollkommen Unerträglichen und auch wohl Unfaßbaren der Vielheit in die Kühle des Begriffs zu flüchten. Das ist nicht immer eine Erhöhung ins Symbolische, sondern eine Flucht ins Abstrakte.

Der alte Kunstgriff der Politik vom einzelnen abzusehen, mit Massen zu rechnen, im Gegensatz zum Künstler, der die Masse in die einzelnen auflöst.

Dieser Irrtum, vielmehr diese bewußte Täuschung ist zu zerstreuen.

Ein Unternehmen, das nur dann gelingen kann, wenn die Vernünftigen sämtlicher Staaten untereinander einig sind.

Das heißt also, wenn die Macht der Vernünftigen so groß geworden ist, daß sie gegen die Macht der Dummen, der Schurken, der Mächtigen (die durchaus nicht immer eins von beiden sein müssen, sondern oft nur an den angeborenen Fehlern ihrer Abstammung oder ihres Metiers leiden) aufzukommen vermag.

März 1915

Ein ungeheures Mißverhältnis besteht zwischen der Empfindung, die den Soldaten bewegt, und dem Ausdruck, der Geste, die er ihr notgedrungen geben muß. Er lädt ein Gewehr, drückt ab, hat gewiß nicht das Bewußtsein, daß er nicht nur ein Menschenleben zerstört (oder als Artillerist hundert), Dutzende von Beziehungen vernichtet usw., sondern er hat jedenfalls eine Empfindung, die dem Sportlichen viel mehr verwandt ist als dem Menschlichen oder gar Philosophischen. Auch hier, wie in allem, was mit Politik nur entfernt zusammenhängt, kommt es darauf an, die Leute im Unklaren zu lassen. Die ganze Weltgeschichte ist eine Intrige der Mächtigen gegenüber dem Bewußtsein und der Phantasie des einzelnen, oder vielmehr der Masse. *Mai 1915*

Krieg und Kritik.

Das Verhältnis der Dichter zum Weltkrieg ist oft genug besprochen worden.

Wie gewöhnlich aber kommen die, die der Kritik am meisten Anlaß zu Bedenken geben könnten, am besten weg, die Kritiker.

Unter den Dichtern schweigen immerhin einige, unter den Kritikern keiner.

Sie beziehen sich auf den Weltkrieg, und sie beziehen sich auf die Beziehung der Dichter zum Weltkrieg.

Sie passen von amtswegen sorgfältig auf, wie die Dichter sich anläßlich des Weltkrieges benehmen und können nicht umhin, sich zu äußern.

Sie finden es bemerkenswert, daß manche Dichter dichten und daß manche schweigen. Auch das Schweigen veranlaßt sie nicht, selbst das Maul zu halten, nein, sie kritisieren auch das Schweigen; sie loben es zuweilen, wobei sie durchblicken lassen, daß der Dichter, der lange nicht so klug und so politisch und so überlegen sei wie der Kritiker, am Ende nichts Besseres tun könne.

Aber auch das Privatleben des Dichters ist gegen ihre Kritik nicht gefeit. Richard Dehmel geht ins Feld, er wird photographiert, er schreibt einen Brief an seine Kinder, der veröffentlicht wird. Man kann das mehr oder minder geschmackvoll finden. (Ich persönlich wüßte nichts dagegen einzuwenden.) Der Kritiker bemängelt es. Er sieht in der Photographie, in dem veröffentlichten Brief eine Eitelkeit, die der Zeit, die des Dichters nicht würdig ist. Denn der Kritiker ist nie eitel, er läßt sich nie photographieren und veröffentlicht stets nur Artikel, durch die er die Sache der Menschheit fördert.

(Gut. Der Dichter schreibt einen Brief an seine Kinder. Er ist immerhin interessant genug, selbst wenn ein wenig Eitelkeit mitspielt. Aber es ist vollkommen uninteressant, wie sich Schmock[6] zum Brief des Herrn Dehmel an seine Kinder äußert.)

Irgendwo las ich auch, daß Dehmel deswegen in den Krieg gezogen ist, weil er innerlich als Dichter fertig war, neuen Inhalt für sein Werk brauchte. So wird er bei lebendigem Leibe kommentiert und ist außer den Flintenkugeln und Schrapnells den Stinkbomben der Kritik ausgesetzt. Und die werden immer weiter durch die Welt fliegen, auch wenn die Kanonen schweigen.

Welche herrliche Gelegenheit, ein neues Maß an die Werke der Dichter zu legen und an ihre Gestalten: Den Weltkrieg und die Helden, die draußen kämpfen. Schon sind sie darauf aus zu be-

stimmen, welche Werke, welche Dichter vom Sturmwind dieser großen Zeit für immer hinweggefegt sind und bilden sich ein, selber im Kampf zu stehen und an der Läuterung mitzuwirken.

Sie schmähen auch die Leute, die daheim sitzen und Gedichte machen. Sie aber sitzen gleichfalls nicht im Schützengraben und kritisieren daheim die Leute, die Gedichte machen und die, die keine machen. Die Kritiker, das sind die Leute, denen nie das Handwerk gelegt wird. Sie sind im Krieg so lästig und so überflüssig, so verlogen und so frech, wie sie im Frieden waren. Nichts wird weggefegt. Der Friede wird kommen, auch hierzu werden sich die Dichter vernehmen lassen, und andere werden schweigen. Der Kritiker wird aufpassen und übelnehmen. Dies ist sein Beruf. *Mai 1915*

Kriegsgreuel: Ein wehrloser Verwundeter wurde auf dem Schlachtfeld geblendet, verstümmelt, von einem Feind natürlich.

Ich weiß noch Ärgeres zu erzählen: ein Dutzend Soldaten saßen in einem Schützengraben, ein Schrapnell kam, der eine wurde blind, dem anderen wurde der Bauch aufgeschlitzt, dem dritten der Kehlkopf zerfetzt, dem vierten das ganze Gesicht weggerissen, dem fünften zwei Arme und ein Bein zerschmettert und so weiter. Die nicht gleich tot waren, lagen stundenlang da in Durst, Martern, Höllenschmerzen, Todesangst. Auch sie waren wehrlos gewesen, vollkommen wehrlos. Es gab keine Möglichkeit, sich gegen das Schrapnell zu verteidigen. Auch davonlaufen durften sie nicht, dann wären sie mit Recht wegen Feigheit erschossen worden. Die Wehrpflicht hatte sie wehrlos gemacht. *1915*

Wir beklagen kindischerweise die Leute, die während des Krieges sterben, weil sie von dem Ende nichts erfahren werden. Als wenn irgendeiner das Ende erleben würde! Haben die Leute im Jahre 73 geahnt, daß sie noch nicht das Ende des 70/71er Krieges erlebt hatten? Man wird erinnert an den Vorschlag eines Gemeinderats, der irgendeine Änderung erst durchgeführt wissen wollte, wenn alle alten Leute gestorben wären.

Der Satz von Clausewitz, daß Krieg nichts anderes sei als die Politik mit andern Mitteln, ist geistreich, also halbwahr, also gefährlich, also Unsinn.

Ebenso auch der Satz, daß der Krieg eine Notwendigkeit sei und man sich daher nicht gegen ihn auflehnen dürfe. Auch Pest

und Cholera sind Notwendigkeiten. Erst daß wir uns gegen angebliche Notwendigkeiten auflehnen, macht uns ja zu Menschen. Und jedenfalls ist auch das Sichzurwehrsetzen Notwendigkeit. Glauben wir nicht an den freien Willen, so ist die Welt ja Unsinn; und wir haben allen Grund, an den freien Willen zu glauben, denn da er die Welt zu schaffen vermochte, kann er auch nicht aus der Welt geschwunden sein.

Der einzige unbezweifelbare Besitz des Menschen ist sein Leben. Alle seine anderen Besitztümer sind zum mindesten zeitweise in irgendeinem Sinne bezweifelbar: Geld, Ruhm und Macht. Die allgemeine Wehrpflicht aber ist die ungeheuerste Vergewaltigung an dem einzigen unbezweifelbaren Besitz des Menschen und überdies zugunsten einer im ganzen und oft im besonderen höchst diskutablen Idee wie Dynastie, Vaterland, Staat. *1915*

Das Solidaritätsgefühl der Machthaber, auch wenn sie miteinander im Kriege stehen, wurzelt tiefer als das Solidaritätsgefühl der Völker untereinander, selbst wenn sie im Frieden miteinander leben.

Der Absolutismus ist Tradition, ist uralt, wie die Weltgeschichte. Ja, man könnte sagen, er ist eine Idee, eine angeborene Idee und in den echtesten Instinkten der Menschheit begründet. (A priori ist jeder Mensch Absolutist in eigener Sache, schon indem er Egoist ist und es sein muß). Wenn irgendwo Menschen aber diese Idee des Absolutismus verkörpern, ja personifizieren, wie es Könige, ebenso wie Präsidenten und [unleserlich] tun, so reichen sie sich über Jahrhunderte und über Landesgrenzen brüderlich die Hände.

Die demokratische Idee dagegen ist jung, nicht älter als der moderne Staat, der überhaupt noch nicht existiert, den wir erst zu entwickeln trachten. Die Demokratie der Antike hat mit der unsern kaum etwas zu tun, da die ökonomischen, sozialen und religiösen Bedingungen damals durchaus andere waren. Die moderne Demokratie existiert kaum länger als seit 48. Man darf sie nicht einmal bis zur französischen Revolution zurückverfolgen.

Trotzdem, oder vielmehr deswegen, mißtrauen die Machthaber einander auch in Friedens- ja sogar in Bündniszeiten, und die Völker empfinden eine gewisse schüchterne, täppische Zärtlichkeit für einander, auch wenn sie gezwungen werden, auf einander mit der Waffe loszugehen.

Auf dem fruchtbaren Boden dieser sonderbaren Beziehungen ist die Diplomatie entstanden. Solche Widersprüche sind stets ein fruchtbarer Boden für die Wortmacher und Geschäftigen. *1915*

Die Vernünftigen sollen ihre Vernunft in der nächsten Zeit dazu verwenden, um die Macht zu bekommen statt dazu, sich ihrer Gerechtigkeit und Weisheit zu freuen. Sobald sie einmal die Macht haben, steht dem Genuß ihrer Gerechtigkeit und Weisheit nichts mehr im Wege. Ja, dann erst werden diese schönen Eigenschaften ihren Sinn erhalten. Vorher sind sie beinahe vom Übel. *1915 [?]*

Wenn einstmals die Diskussion über die Vorbedingungen eines Weltfriedens ernsthaft eröffnet werden kann, so sollten sich sämtliche Teilnehmer, wie überhaupt alle diejenigen, die zu dieser Frage das Wort ergreifen, dazu verpflichten, von der Behandlung gewisser Punkte abzusehen, die vollkommen aussichtlos wäre und nur einen Zeitverlust sowie die Verschwendung von Denk- und Seelenkräften bedeutete, ja durch Entfesselung von leidenschaftlichen Meinungsdifferenzen die ganze Diskussion unerquicklich, wenn nicht illusorisch machen müßte.

Es wären auszuschalten:

1. Die Schuldfrage hinsichtlich aller vorhergegangenen und insbesondere hinsichtlich des letzten Krieges. Man nehme als entschieden an, daß alle Staaten an diesem Krieg schuld sind, daß ihn aber kein einziger Staat als solcher, insbesondere kein Volk gewollt hat, sondern überall nur eine verschwindende Anzahl von einzelnen.

2. Die Besprechung der einzelnen Kriegsgreuel. Auch hier erscheint es zwecklos, Unterschiede zu machen. Es bleibt die gleiche Ungeheuerlichkeit, ob nun sogenannte Zivilisten, Frauen, Kinder aus der Luft durch Bomben getötet und verstümmelt werden, ob man diese Zivilisten zum Hungertode zu verurteilen gedenkt oder ob junge und ältere Leute (ebenso unbeteiligt und ebenso unschuldig wie die Zivilisten und bewußt oder unbewußt zum Kriegsdienst gezwungen) durch Mordwaffen umgebracht und zu Krüppeln gemacht werden. Auch Schurkerei und Heldenmut, Verrat und Patriotismus sind in Kriegszeiten so nahe beisammen, daß im Einzelfall für den objektiven Beurteiler sich eine Differentialdiagnose nur selten stellen läßt und die Entscheidung nur opportunistischen Erwägungen anheimgestellt bleiben muß. Al-

les, absolut alles, was der Krieg mit sich bringt, in seiner Unsinnigkeit, in seiner Brutalität, ist in gleicher Weise grauenvoll.

3. dürfte in den künftigen Diskussionen, Erwägungen und Vorschlägen die Möglichkeit, daß die Menschen in absehbarer Zeit im allgemeinen besser und klüger werden könnten, gar nicht in Rechnung gezogen werden. Vielmehr müßten wir immer wieder von der Überzeugung ausgehen, daß die Menschen denkschwache, beeinflußbare und in ihrer Feigheit selbst zu jedem sogenannten Heldentum fähige Geschöpfe bleiben werden.

An eine Besserung der Menschen ist so wenig zu glauben, daß man vielmehr als einen unumstößlichen Grundsatz aufstellen kann: so lange es einen einzigen Menschen auf Erden geben wird, der ohne ersichtliche persönliche Gefahr die Möglichkeit vor sich sieht, selbst um den Preis von hunderttausend Leichen und Krüppeln für sich einen Vorteil zu erringen, und so lange sich dieser selbe Mensch im Besitz der Macht und des Einflusses befindet, einen Krieg herbeizuführen, ebenso lange wird die Menschheit sich vor der Gefahr eines Krieges nicht als geschützt betrachten dürfen. Der Mensch ist das mitleidsloseste Lebewesen der ganzen Natur. Sein Mitleid reicht im allgemeinen nicht weiter als bis zu dem Leid, das seine Sinne eben noch fassen können. Und die tiefsinnige Anekdote von dem Mann, der ruhig in seinem Zimmer sitzt und immer nur auf einen Knopf zu drücken braucht, um für den geringen Preis, daß im gleichen Augenblick in China einem Mandarin der Kopf abgeschlagen wird, für sich einen Wunsch erfüllt zu bekommen, geht nicht nur auf Kriegslieferanten, Diplomaten, auf Könige und Generäle, sondern auf uns alle. Wüßte der Mann im Zimmer mit der Hand auf dem Knopf, könnte er sich vorstellen, daß er zugleich für irgend jemanden anderen der Mandarin ist, so würde er sich das Knopfdrücken vielleicht überlegen.

Worum handelt es sich also? Die staatlichen Organisationen soweit umzugestalten, daß die Existenz eines solchen Individuums (dem der Krieg einen Vorteil bringen kann und dem zugleich die Macht gegeben ist, ihn zu entfesseln) vollkommen unmöglich gemacht werde.

Die Schwierigkeiten einer solchen Umgestaltung sind natürlich ungeheure und sind nur aus der Welt zu schaffen durch eine sich über die ganze bewohnte Erde spannende Organisation aller derjenigen Menschen, denen der Krieg nur Nachteile bringen kann. Und da sich diese unbezweifelbar in der hunderttausend- oder millionenfachen Überzahl befinden, so müßte man glauben,

daß die Schwierigkeiten einer solchen Organisation bei dem ungeheuren Vorteil, den sie für die ungeheure Majorität der Menschheit mit sich brächte, doch nicht unüberwindlich wären. Alle Beratungen, die in den einzelnen Staaten für den Weltfriedenszweck abgehalten werden, müßten die Schaffung einer solchen über- und zwischenstaatlichen Organisation zur Voraussetzung haben, andrerseits aber würde der Zusammenschluß der vorerst getrennt in den einzelnen Staaten beratenden Elemente in einem gewissen Moment automatisch erfolgen.

In der internationalen Sozialdemokratie waren diese Tendenzen schon vor diesem Kriege angedeutet. Im allgemeinen ist ihr sogenanntes Versagen darauf zurückzuführen, daß bei dem heutigen Stand der Dinge die Sozialdemokratie, ja die Demokratie überhaupt, als Idee gegenüber der des Absolutismus kaum in ihren Anfängen begriffen ist. (Unter Demokratie ist keineswegs die Herrschaft des Volkes zu verstehen, sondern eine Regierungsform zu Gunsten und im Sinne des Volkes.)

Jene Organisation zu schaffen ist die Aufgabe und die Pflicht aller Vernünftigen. Ich sage nicht aller Menschenfreunde. Man muß noch kein Menschenfreund sein, um sich dagegen zu empören, daß die Schicksale von Millionen in die Hände einzelner, leider nur scheinbar verantwortlicher Individuen gelegt sind. Es kommt darauf an, sich in der Idee der Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit zu finden, die zusammengefaßt wir ja wohl als die der göttlichen Vernunft bezeichnen könnten.

Weltfrieden hat also in diesem Sinne mit Menschenliebe direkt nicht das Geringste zu tun. Es genügt beinahe, daß jeder sich selbst, daß er seine Angehörigen, daß er seine Heimat (wir vermeiden hier absichtlich das Wort Vaterland) liebe, um den Weltfrieden im höchsten Grade erstrebenswert zu finden.

Die Aussichten auf einen Erfolg der Weltfriedensidee werden sich natürlich umsomehr steigern, je weniger Arbeit und Kraft auf die Auseinandersetzungen oder Kämpfe mit den Gegnern dieser Weltfriedensidee verwendet werden müssen, und daher müßten die Gründe dieser Gegner, ihre Listen und Ausreden, ihre Gutgläubigkeiten und ihre Phrasen noch vor Beginn einer positiven Arbeit endgültig widerlegt werden. Es ist ohne weiteres verständlich, daß die Freunde des Weltfriedens nicht ruhig an ihr Werk schreiten können, so lange es nicht nur Leute gibt, die den Krieg als etwas in der Weltordnung Begründetes, als etwas niemals aus der Welt zu Schaffendes ansehen, sondern sogar solche,

die ihn als etwas Hohes, Schönes, der Entwicklung der Menschheit im Ganzen Förderliches preisen. Diese Leute müßten so vollkommen und so für alle Zeit zur Ruhe verwiesen werden, wie etwa Wahnsinnige, welche die Pest als etwas in der Weltordnung Begründetes, der Menschheit im allgemeinen Förderliches betrachten und sich daher weigern würden, an der Sanierung pestverseuchter Gegenden mitzuarbeiten, Pestkulturen auszurotten – oder die gar aus einer perversen ästhetischen Freude Pestbazillen in die Welt versenden würden. Dieser Vergleich scheint übertrieben und irgendwie verletzend zu sein. Daß es so empfunden werden kann, ist nur ein neuer Beweis dafür, daß der Phrase von der Herrlichkeit und der läuternden Kraft des Krieges noch immer eine gewisse dogmatische Kraft innewohnt.

Damit diese Organisation ins Leben treten könne, ist es notwendig, die Feinde der Friedensidee nicht nur zu bekämpfen, sondern vor allem sie kennen zu lernen. Diese Feinde sind:

1. Die Philosophen des Krieges (Krieg ist Politik mit anderen Mitteln).
2. Die Quietisten (es war immer so, muß daher immer so bleiben).
3. Die Snobs (der Krieg, die Courage, das Abenteuer etc. ist irgendwie elegant).
4. Die Phrasendrescher (die von dem läuternden Einfluß des Krieges sprechen).

Nehmen wir an, einige Menschen würden durch persönliche Kriegserlebnisse tatsächlich besser und einige Neurastheniker würden durch ihre Erlebnisse gesund. Das scheint eine etwas zu teure Bezahlung für die Opfer, die sämtlichen übrigen auferlegt sind.

Man sagt, erst nach einem Krieg käme ein Volk auf seine eigene Höhe. Unwahr. Selbstverständlich sind die Menschen im allgemeinen nach einem Krieg nicht besser geworden, auch nicht begabter. Es gibt nur unendlich viele, denen es ökonomisch schlechter, einige, denen es ökonomisch wohler ergeht.

Außerdem fehlt es an der notwendigen Gegenprobe.

Wer beweist mir, daß es nicht allen Völkern ohne Kriege besser ginge?

Notwendig ist auch der Kampf gegen die Literatur, die den Krieg verherrlicht. Alles, was innerhalb des Krieges lobenswert, der Verherrlichung würdig ist, läßt sich auch innerhalb anderer Gebiete erreichen. Mut, Aufopferung, Abenteuer usw.

Charakteristisch genug, daß alle, auch die, die von der großen Zeit sprechen, auch die, die Einzelheiten feiern, auch die, die den Krieg mit Willen herbeigeführt haben, daß sie alle das Ende herbeisehnen.

Nun jammert Ihr alle in Verzweiflung über den Wahnsinn des Krieges. Ja, seid Ihr nicht mitschuldig alle, beinahe alle? Dadurch, daß Ihr das, was Ihr heute als Wahnwitz betrachtet, in der Zeit des Friedens durchaus als etwas Vernünftiges ansaht, wie über etwas Vernünftiges darüber spracht, ihm in der Ökonomie Eures Denkens durchaus keinen Platz innerhalb der wahnwitzigen und der verbrecherischen, sondern innerhalb der gerechten und vernünftigen Elemente einräumtet. Ihr spracht tatsächlich vom Krieg als von der Politik mit anderen Mitteln, wie von irgend etwas, das innerhalb der Welt genau so seine Berechtigung hätte wie Verhandlungen, ja wie der Frieden selbst, wie über irgend etwas, das auch bei anständigen, vollsinnigen Menschen als etwas Erlaubtes, ja oft genug als etwas Hohes oder gar etwas Unabwendbares in Betracht käme.

Und Ihr, die Ihr zu Beginn des Krieges jubelnd ins Feld hinauszogt und begeisterte Briefe nach Hause schriebt und heute, wenn Ihr nicht indes gefallen oder Krüppel oder irrsinnig geworden seid, das Ende herbeisehnt und Euren Ekel, Euer Grauen, Euren namenlosen Zorn ob der sinnlosen Menschenschlächterei in die Welt schreit, habt Ihr damals, als Ihr begeistert hinauszogt, wirklich nicht gewußt, was der Krieg ist? Habt Ihr nicht gewußt, daß in dem Wort Krieg wie in einer durchsichtigen und zerbrechlichen Schale alle jenen andern Worte enthalten sind: Mord, Verstümmelung, Raub, Plünderung, Seuche, Blindheit, Läuse, Vergiftung, lebendiges Verbrennen, Ersticken, Verdursten und noch hundert andere, die nun plötzlich, da die Schale endlich zerbrochen ist, wie böse Insekten durch die Luft fliegen und die Atmosphäre verdunkeln?

Und Ihr alle, die Ihr jetzt seufzen und stöhnen und fluchen und nach den Schuldigen suchen und die Schuldigen hängen wollt – seid Ihr nicht alle schuldig, da Ihr doch Eure ganze Existenz, die Erziehung Eurer Kinder, das Leben des Alltags, Eure ganze Weltanschauung darauf gegründet habt, daß der Krieg etwas Erlaubtes, ja etwas Vernünftiges, ja etwas Notwendiges, ja – man glaubt es heute nicht mehr und doch war es so, und man konnte es tausendmal hören und lesen – daß er etwas Schönes, Hohes und Läuterndes sei, – habt Ihr nicht aus der Geschichte der Welt eine

Geschichte der Schlachten gemacht, des Kampfes, statt eine Geschichte des Geistes?

Und Eure Könige, von denen nun jeder die Verantwortung abwälzen möchte, daß er auch nur die geringste Schuld an dem Furchtbaren trage, gehen sie nicht alle trotzdem im Gewand des Krieges umher und haben auch im tiefsten Frieden so getan, statt in der Gewandung des Bürgers?

Und alle die Offiziere von Beruf, die jetzt auch ein Ende des Mordens wünschen, haben sie nicht ihre Existenz darauf aufgebaut, daß von Zeit zu Zeit ein solches Morden anbefohlen werde, ja haben sie sich nicht danach gesehnt, und nicht etwa um des Vaterlandes willen, sondern zu Gunsten ihrer Karriere, aus Abenteuerlust, aus Langeweile?

Und die Diplomaten, von denen nun jeder unschuldig sein möchte, haben sie in ihren Beratungen nicht immer wieder erwogen, ob in diesem oder jenem Falle die Ehre der Nation oder die guten Geschäfte der Nation überhaupt noch durch friedliche Verhandlungen aufrecht erhalten oder weitergeführt werden könnten und ob es nicht unerläßlich sei, zur Wahrung des Prestiges oder zur Erweiterung der Grenzen oder zur Verbesserung des Handels zum Schwert zu greifen? Sogar die Schiedsgerichte, von denen sie sprachen, sollten nicht richten und entscheiden, sondern es sollte vorbehalten bleiben, ob eine Nation, ein Volk, ein Staat sich dem Urteil eines solchen Schiedsgerichtes zu fügen willens sei oder nicht.

War dies alles vorher im Lauf der Welt begründet, war dies alles sinnvoll und erwägenswert, kurz, war der Krieg etwas Vernünftiges, so lang er als Möglichkeit betrachtet wurde, wie kann, wie darf er als Wirklichkeit Unsinn und Wahnsinn scheinen?!

März 1916

Ihr wollt den Krieg menschlicher machen?

Da müßte man ja die Menschen menschlicher machen. Und das scheint unmöglich.

Nicht die Grausamkeit, die doch immer nur gewissermaßen als eine akute Krankheit auftritt, sondern die Gleichgültigkeit ist das furchtbare, weil gefährlichere und unüberwindlichere Übel. Denn gleichgültig sind wir im Grunde alle mehr oder weniger. Diese Gleichgültigkeit hat sich wahrscheinlich im Kampf ums Dasein entwickelt, da nur durch sie das Leben, das Weiterleben überhaupt möglich wurde. Die Mitleidigen im wahren Sinn des

Wortes (nicht die Sentimentalen) mußten aussterben. In Wirklichkeit sind wir alle ohne Mitleid. Was kümmern uns hunderttausend, die ein Erdbeben in Australien vernichtet? Was kümmern uns die zwanzigtausend Feinde, die gefallen sind? Was kümmern uns die zehntausend gefallenen Landsleute, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, die Landsleute, die wir nicht kennen, die uns nichts bedeuten? Unser Herz sieht gerade zehn Schritte weit. Ja, unser Sohn, unser Bruder, unser Neffe, unser Freund, meinetwegen unser guter Bekannter, um den tut es uns leid, aber der Herr X. aus Schärding, der als schwerverwundet auf der Liste steht – schlägt unser Herz darum stärker? Ja, der Krüppel, der eben an uns vorbeihinkte, der Blindgeschossene, den sie eben vorüberführen, der treibt uns vielleicht die Tränen ins Auge, aber weinen wir tausendmal mehr, wenn wir von tausend Krüppeln lesen? – Nein, nicht einmal soviel, wie wir beim Anblick des einen geweint haben. Wir sind völlig ohne Vorstellungsgabe. Eher haben wir noch Phantasie. Die Phantasie ist zuchtlos und geht ins Irre; daher sind wir ihr gewachsen. Wir haben das Recht, an ihre Bilder nicht zu glauben. Aber die konkrete Vorstellung wehren wir ab, wahrscheinlich auch darum, um überhaupt weiterleben zu können. Wieviel sind gestern gefallen? Vierzigtausend. Entsetzlich! Am nächsten Tag kommt die Korrektur: es waren einundvierzigtausend. Schlägt unser Herz um diese tausend lauter? Und hierin liegt ein Teil der Erklärung, daß nichts geschieht, daß in einem höheren Sinne nichts geschehen kann, was die Welt von Grund auf änderte. Denn ich rede nur von denen, die eine Art von Gewissen haben, die des Mitgefühls nicht ganz bar sind und die sogar den redlichen Willen haben, die Welt zu ändern. Diese Leute, es ist nicht daran zu zweifeln – ganz abgesehen von dem, was jedem privat begegnet –, leiden auch unter dem allgemeinen Übel und Grauen. Aber wie unbestimmt, wie vage, wie unsäglich schwach ist dieses Mitleid. Nun aber bedenke man, daß die große, die ungeheure Mehrzahl der Menschheit so gut wie gefühllos ist, was die Allgemeinheit anbelangt, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen um Ehre, um Ruhm, um Karriere, für einen Orden, um Geld zu verdienen, in jedem Augenblick bereit ist, Tausende, Hunderttausende Menschen in der jämmerlichsten Weise zugrunde gehen zu lassen, wenn sie nicht selber darunter sind, ja manche nehmen sogar dieses Risiko auf sich, worin sie eben durch jenen Mangel an Vorstellungsgabe unterstützt werden. *März 1916*

Zu Rollands Gesammelten Aufsätzen *Au-dessus de la mêlée.*

Ich finde in ihnen den stärksten Beweis für meine Forderungen, daß zwischen denjenigen, die zu den Bedingungen und Möglichkeiten eines künftigen Weltfriedens das Wort ergreifen wollen, über die Vergangenheit, insbesondere über die Ursachen dieses Krieges nicht mehr diskutiert werden dürfe.[7] *März 1916*

Welcher Tod ist der beneidenswertere Heldentod? Der durch eine gezielte oder durch eine abgeirrte Kugel? Der durch Flecktyphus oder durch eine Granate? Der des Jünglings, der noch ein Leben vor sich hätte? Oder der des Familienvaters, der unversorgte Kinder zurückläßt? *1916*

Das einzige positive Moment, das immer wieder als Beweis dafür angeführt wird, daß wir in einer großen Zeit leben, ist der Umstand, daß eine Anzahl von Menschen in die Lage gesetzt wird, gewisse Eigenschaften, von denen man in normalen Zeiten nichts erfahren hätte, oder die in solchen Zeiten überhaupt nicht zur Entwicklung gekommen wären, also Tapferkeit, Opferfreudigkeit aufleuchten zu lassen. Wenn man nun bedenkt, daß dasselbe auch mit den schlechten Eigenschaften der Fall ist, von allen übrigen Übeln des Krieges gar nicht zu sprechen, so muß man sagen, daß jenes bestenfalls ästhetische Vergnügen, einen Schneidergesellen als Helden zu bewundern, doch etwas allzu teuer bezahlt wird. Sehr sonderbar, daß gerade diese gewissermaßen ästhetische Betrachtungsweise des Krieges von denjenigen Leuten geübt wird, die eine ungeheure Verachtung für das Ästhetentum zur Schau zu tragen pflegen. *1916*

Der Einwand, daß Kriege immer dauern werden, weil die Menschen in berechenbarer Zeit nicht anders werden, ist hinfällig. Man hätte diese selbe Einwendung hinsichtlich der Inquisition, der Hexenverbrennung, der Folter machen können, und es ist ganz unzweifelbar, daß die Menschen als solche heute um nichts besser sind als sie vor Hunderten von Jahren waren. Aber nicht daß sie brutal, grausam, neidisch, rachsüchtig sind ist das Wesentliche. Das Wesentliche ist, daß sie schwach sind – im Sinne von Beeinflußbarkeit. Nur so ist auch das zu verstehen, was von vielen oberflächlichen Beobachtern als der läuternde Einfluß des Krieges betrachtet zu werden pflegt, nämlich die Fälle von Selbstaufopferung, Tapferkeit, usw. (hierüber an anderer Stelle). Nicht

die Menschen sind zu bessern, sondern die Organisationen. Bei diesen Organisationen kommt es auch keineswegs auf Solidaritäten oder Verbrüderung an, wenigstens nicht im sentimentalen Sinn, sondern nur auf das Ersichtlichmachen desjenigen, was für den einzelnen praktisch oder gar vorteilhaft ist. Von hier aus ist eine eventuelle Bewegung einzuleiten. *1916*

Die Feinde.

1. Die Dogmatiker, die den Krieg als Schicksalsnotwendigkeit erklären (Wurzel: Geistesträgheit).

2. Die Philosophen (ihr Motto: Krieg, Politik mit anderen Mitteln).

Unterabteilungen: Schwätzer, Feuilletonisten, Literaten.

Wurzel: Oberflächlichkeit, Dummheit, Wichtigtuerei.

3. Die Snobs, für die der Krieg etwas im wesentlichen Reaktionäres, etwas Elegantes vorstellt, ähnlich wie das Frommsein und das Monarchischsein. Wurzel: Feigheit, Bedürfnis unterzukriechen. *1916*

Ein Völkerrecht? Laßt uns den Traum begraben.
Und träumen wir ihn neu, wenn wir ein Volksrecht haben.
Denn Traum im Wahn des Kriegs sind Volks- wie Völkerrechte.
Und unser nur die Wahl: Verräter oder Knechte.
Drum sagt: was wollt ihr sein! – *1916*

Niemals ist wirklich für eine Idee Krieg geführt worden; weder für eine nationale noch für eine religiöse. (Das läßt sich nicht nur in diesem Krieg nachweisen). Aber die Ideen werden immer vorgeschützt, als Banner vorangetragen, sozusagen als Fahnen der Seele. Man kann natürlich jede Phrase zu einer Idee ernennen. Dies gehört zu den Hauptaufgaben des Politikers, der das Gleichgewicht auch dadurch wiederherstellt, daß er aus jeder Idee eine Phrase macht. *1916*

Der Haß gegen die Leute, die sich am Krieg bereichern und von ihm leben, hat die Abneigung gegen diejenigen allzusehr in den Hintergrund treten lassen, die ihre Existenz auf die Möglichkeit, die Erwartung, das ununterbrochene Inbetrachtziehen des Krieges gegründet haben: die Militärs und die Diplomaten. Durch sie wird auch der Friede ewig mit Kriegsgedanken vergiftet. *1917*

Ich kannte eine Dame, die von den Mittelmächten zur Entente abschwenkte, weil ein Herr am Nebentisch rauchte und sie einmal gehört hatte, daß Engländer in Gegenwart von Damen niemals rauchen. *1917*

Nicht auf die Grenzregulierungen kommt es an, sondern darauf, daß eine Zeit kommt, in der es vollkommen gleichgültig ist, wo die Grenzen verlaufen, wo Grenzen nur mehr eine administrative Bedeutung haben, ganz in der gleichen Weise, wie heute etwa eine Grenzlinie zwischen zwei italienischen Städten, die vor Jahrhunderten im Kampf miteinander gelegen sind, nicht mehr die Bedeutung hat, daß die Bürger dieser Städte einander hassen und totschlagen dürfen und sich manchmal einbilden, es tun zu müssen. *1918*

Niemals ist um irgendeine Idee Krieg geführt worden, es hat sich nie um etwas anderes als um Machtkämpfe gehandelt, doch waren die Ideen als Vorwände, geglaubte oder ungeglaubte, niemals zu entbehren.

Es ist eine historische Fälschung, daß der 30jährige Krieg ein Religionskrieg war. Beweis dagegen, daß schon wenige Jahre nach Beginn Protestanten im Heere des Kaisers und Katholiken bei seinen Gegnern kämpften. Und in der zweiten Hälfte war das perzentuelle Verhältnis geradezu verschoben.

Es läßt sich nicht nur beweisen, daß die Ideen, um die Kriege geführt wurden, den Völkern oder den Heeren vorgespiegelt wurden, es läßt sich sogar beweisen, daß die Führer, die Entfeßler selbst entweder nicht an die Idee geglaubt haben, für die sie angeblich kämpften, oder daß sie Monomanen waren.

Hier spielt natürlich die insbesondere bei Politikern zu hoher Vollendung ausgebildete Kunst, die eigene Seele gebietsweise freiwillig ins Dunkel zu versetzen, eine große Rolle. *1919*

Sie schreiben und gebärden sich nicht etwa als hätte Deutschland diesen Krieg angezettelt, sondern als hätte Deutschland überhaupt den Krieg erfunden.

Geschichtliche Unkenntnis kommt ihnen zustatten.

Trotzdem dürfte selbst dem größten Ignoranten nicht unbekannt sein, daß Krieg geführt wurde, so lange die Welt steht und daß er – dies ist das Wesentliche – immer als Möglichkeit, wenn schon nicht als Notwendigkeit in Betracht kam.

Niemals galt es schon an sich als eine ungeheuere Schurkerei, einen Krieg anzufangen oder ihn gar zu erklären (wenn es auch wahrscheinlich immer eine war). Kriegerisch, kampfesfreudig, Heldenhaftigkeit und andere Worte ähnlicher Bedeutung galten keineswegs als Schmähungen (wenn sie vielleicht auch immer dafür hätten gelten sollen).

Aber freuen wir uns immerhin, daß die Menschheit in ihrer ungeheueren Mehrzahl für den Augenblick (lange wird es ja nicht dauern) zu einer richtigen Auffassung ethisch vom Wesen des Krieges und psychologisch vom Wesen des Heldentums gekommen zu sein scheint. Keinesfalls bestand diese Auffassung im Jahre 1914.

A priori darf und durfte die Welt also nicht einen Staatsmann oder einen Regenten schon deswegen für einen ungeheueren Verbrecher erklären, weil er in einem bestimmten Augenblick das tat, was bis dahin einige tausend Menschen getan hatten, die in der Geschichte als Helden ihres Volkes, als Patrioten, als große Politiker fortleben; – nämlich einen Krieg anzufangen oder zu erklären.

Die Frage ist nun: hat Deutschland diesen Krieg erklärt oder angefangen?

Daß es ihn erklärt hat, ist zweifellos, daß es ihn angefangen hat, bedarf des Beweises. Dieser Beweis kann natürlich nicht dadurch geführt werden, daß man die Ursachenkette, also in diesem Fall gewissermaßen die Weltgeschichte an einem beliebigen Punkte einsetzen läßt, und alles vor diesem Punkte Liegende einfach vernachlässigt, vergißt, ausschaltet.

Ebenso gewiß ist es, daß Deutschland Schuld daran ist, wenn der Krieg gerade am 1. August 1914 ausbrach, ebenso gewiß ist es, daß es nicht allein Schuld an dem Kriege trägt und ebenso gewiß, daß der Krieg unter anderen Umständen etwas später, vielleicht schon am 1. September, allerspätestens aber etwa drei Jahre darauf ausgebrochen wäre.

Will man deswegen diesen Krieg einen Präventivkrieg nennen, so sollte Deutschland diesen Vorwurf ruhig hinnehmen, und vielmehr beweisen, daß das Wort Präventivkrieg an sich keinen Vorwurf zu bedeuten hätte, in ethischem Sinn, sondern nur im Sinne politischer Unklugheit.

Es gab in Deutschland eine Kriegspartei, wie in jedem anderen Land. Die alldeutsche Partei hat überall ihre Analogien.

Richtig ist der Vorwurf, daß das österreichische Ultimatum zu scharf gewesen ist.

Falsch, daß der Krieg ohne dieses Ultimatum nicht ausgebrochen wäre.

Richtig, daß Deutschland und Österreich auf den Vorschlag eines Schiedsgerichts hätten eingehen müssen.

Unrichtig die Annahme, daß dieses Schiedsgericht nach Recht und Gerechtigkeit entschieden hätte.

Über allen Zweifel erhaben, daß die bei diesem Schiedsgericht zweifellos erfolgende Demütigung Österreichs und Deutschlands die Kriegspartei in den Ententeländern gestärkt hätte.

Rußland hätte weiter gerüstet, die französischen Milliarden hätten weiter gewirkt, die strategischen Bahnen wären besser ausgebaut gewesen, der Krieg wäre in dem Augenblick ausgebrochen, in dem Rußland und Frankreich ihn gewünscht hätten.

Spräche noch nicht die Ermordung Jaurés[8] deutlich genug für den Riesenanteil der französischen Schuld, der Umstand, daß bis zum heutigen Tag die Verhandlung gegen den Mörder noch nicht stattgefunden hat, steigert diese Beweiskraft ins Ungeheuere.

Warum hat Wilson, der Gerechte, noch nicht den Wunsch ausgesprochen, daß König Peter von Serbien und die Könige von Italien und Rumänien zugleich mit Kaiser Wilhelm vor Gericht gestellt werden?

Warum hat ihn noch niemand in Deutschland ausgesprochen?

Warum hat Kurt Eisner, der die Schuldbeweise für Deutschland aus den Archiven hervorgeholt hat, nicht den Wunsch ausgedrückt, daß im selben Augenblick auch die französischen Staatsarchive geöffnet werden? Und seine edle Geste bis zu der Erfüllung dieses Wunsches verschoben?

Es ist eine üble Verwandtschaft, die sich im Nachtrab der Gerechtigkeit bemerkbar macht – Renegatentum. *1919*

Nichts beschämender für die Nation, für das Volk, für den Bürger, als die sogenannten Blau- etc. Bücher. Erst wenn ungeheure Entscheidungen getroffen sind, erfahren wir, daß Konversationen, Beratungen zwischen einer ganz geringen Anzahl von nichtigen, müßigen, meinetwegen selbst bedeutenden, aber doch in jedem Falle fehlbaren Menschen ausschlaggebend gewesen sind.

Später ist dann alles natürlich historische Notwendigkeit gewesen. Aber auch eine historische Notwendigkeit hat ihre individuellen Ursachen, und wir dürfen nicht vergessen, daß es in der Ideenwelt sozusagen keine großartigere Karriere gibt, als die des

politischen Ereignisses, das zur weltgeschichtlichen Tatsache wird.

Die sogenannte historische Notwendigkeit ist auch nichts anderes als das Kausalitätsgesetz, das für das Kleinste und Größte in gleicher Weise gilt. Entweder müssen wir alles als unausweichlich, als notwendig ansehen, oder nichts. Sind wir der Ansicht, daß der Wille eines einzelnen mächtig genug ist, die Reihe der Notwendigkeiten abzulenken, so haben wir das Recht, diesen Willen überall zu suchen; ebenso im Privatleben des einzelnen, wie im Laufe der sogenannten weltgeschichtlichen Ereignisse.

Es wiederholen sich die Anekdoten von den Feinden, die einander in den Schützengräben gegenüberliegen, einander in den Schießpausen Zeichen geben, sich in der neutralen Mitte begegnen, Zigaretten und Nahrungsmittel austauschen, einander die Hände drücken (einmal sollen sich zwei weinend um den Hals gefallen sein) und dann in ihre Gräben zurückkehren, um sich gegenseitig totzuschießen, ohne Haß. Sie haben sich kennengelernt.

Hinter ihnen steht die Artillerie. Die Kanonen schießen auf Unbekannte, Unsichtbare, ins Leere gewissermaßen, in eine undifferenzierte Masse, ohne Haß.

Wieder hinter ihnen die Stäbe in den Hauptquartieren. Ihnen ist das Ganze vor allem ein mathematisches Problem. Immer mehr schwindet der Begriff des Einzelmenschen; es handelt sich um ein Spiel mit Figuren, die zufällig Menschen sind. Auch hier nicht Haß von Mensch zu Mensch.

Noch weiter hinter ihnen die Diplomaten. Hier werden Geschäfte gemacht mit Geld, Macht, Ruhm, Fragen der Karriere. Selten unter ihnen ein Staatsmann, der ins Weite blickte. Auch hier kein Haß. Und noch weiter hinten der Hof, die Regierungen. Man ist miteinander verschwägert. Vorgestern hat man einander umarmt. Es gab Trinksprüche, Freundschaftsversicherungen, gestern noch hat man sich gegenseitig beschworen und versprochen, alles für die Erhaltung des Friedens zu tun. Und heute soll der Haß da sein? Eifersucht, dieselbe, die auch vorgestern, gestern da war – und übermorgen nach dem Friedensschluß, nach den Trinksprüchen und Umarmungen wieder da sein wird.

Dort, wo der Krieg eine ernste Sache ist, wo es um Leben und Tod geht, gibt es keinen Haß. Je mehr er zum unverantwortlichen Spiel wird, um so eher findet er Entwicklungsmöglichkeiten.

Primär ist er niemals.

Wo ist innerhalb dieses Aufbaus, dieser Aufstellung der Platz für die Presse? für die öffentliche Meinung? Sie ist das Unfaßbare, das nirgend und überall Befindliche, ein geheimnisvolles Gemisch von Echtem und Verlogenem, von Ursprünglichem und künstlich Gemachtem, zugleich bedeutungsvoll und unwesentlich, etwas, wovon Entschlüsse manchmal abhängig gemacht werden müssen und was andere Male übersehen und verlacht wird, gefährlich und gleichgültig zugleich.

Wo also ist der Haß –?

Gewisse Epochen lassen ihre ganze Grauenhaftigkeit besonders darin erkennen, daß innerhalb ihrer zum größten Unrecht werden kann, was sonst das erste Gebot aller Sittlichkeit scheint, nämlich: die Wahrheit auszusprechen.

Epochen, in denen die Wahrheit nicht nur gefährlich werden kann für diejenigen, die sie aussprechen, sondern auch für diejenigen, die sie hören, sind im Innersten ungesund.

Der Staat ist keine Angelegenheit der Diplomatie, sondern der Bürgerschaft; insbesondere aber darf er nicht die Angelegenheit einer Diplomatie sein, die seit Jahrhunderten, gewissermaßen durch Inzucht, degeneriert ist. So kommt es, daß jeder Staat, Republik genau so gut wie Monarchie, absolut regiert wird, in dem Sinn, daß das Schicksal der Länder stets nur von einzelnen gemacht wird und daß die Volksstimme, wenn sie sich auch manchmal das Gegenteil einbildet, oder wenn man ihr das Gegenteil vorspiegelt, jeder wirklichen Bedeutung entbehrt.

Man sagt, er ist den schönen Heldentod gestorben. Warum sagt man nie, er hat eine herrliche Heldenverstümmelung erlitten? Man sagt, er ist für das Vaterland gefallen. Warum sagt man nie, er hat sich für das Vaterland beide Beine amputieren lassen?

(Die Etymologie der Machthaber!)

Das Wörterbuch des Krieges ist von den Diplomaten, den Militärs und den Machthabern gemacht. Es sollte von denen richtiggestellt werden, die aus dem Krieg heimgekehrt sind, von den Witwen, den Waisen, den Ärzten und den Dichtern.

Das Schwierigste bei der Betrachtung der Schuldfrage hinsichtlich der Entstehung eines Krieges ist immer: die Weltlage in den

richtigen Rahmen zu spannen, zu wissen, bis zu welchem Kettenglied der Kausalität man vordringen darf, ohne sich ins Grenzenlose zu verirren. Historisch betrachtet existiert kein Staat, der völlig ohne Schuld wäre – das ist bei diesem Krieg genau so wie bei jedem anderen. Nichtsdestoweniger muß man an irgendeinem Punkte einsetzen, um zu einem klaren Bild zu gelangen. Für künftige Friedensverhandlungen aber wird es notwendig sein, die Schuldfrage vollkommen auszuschalten. Denn ist sie einmal angebrochen, so würde man notwendig immer weiter zurückgehen müssen, nicht nur bis zu den Fehlern österreichischer und deutscher Politik in den letzten Jahrzehnten, sondern auch auf Mißverhältnisse z. B. zwischen Österreich und Rußland im Krimkrieg, auf die Verhandlungen des Wiener Kongresses, ja selbst bis auf die Teilung Polens, an der Katharina, Friedrich der Große und Maria Theresia gleich schuldig waren und in der man, wenn man will, auch eine der Ursachen der Rivalität zwischen Österreich und Rußland finden kann. Geht man noch weiter zurück, so wird man finden, daß die Revanchegelüste Frankreichs nicht zu rechtfertigen sind, da ja Elsaß und Lothringen erst von Ludwig XIV. dem Deutschen Reich entrissen wurden, geht man weiter und noch weiter zurück, so kommt man auf die Zeit, wo Frankreich und Deutschland überhaupt noch eines und die Staaten, die heute existieren, weder ideell noch politisch vorgebildet waren. Man könnte sagen: alles politische Geschehen ist Schuld. Denn ganz natürlich beruht alle politische Entwicklung auf dem Recht des Stärkeren. Das sogenannte Völkerrecht bedeutet nichts als einen Versuch, gegenüber diesem seit Jahrtausenden immer geübten Recht des Stärkeren ein ethisches auszuspielen, und seine Anwendung muß natürlicherweise versagen. Das Völkerrecht kann, wenn es seinem Sinn überhaupt entsprechen soll, nur als ein Volksrecht wiederaufleben oder vielmehr dann erst wirklich zu leben beginnen. Das internationale Recht kann nie real werden, wenn nicht das Recht der einzelnen Völker vollkommen sichergestellt ist; und nie noch hat es sich so sehr wie jetzt gezeigt, daß von einem solchen Recht noch keine Rede sein kann, schon deswegen, weil sich das Volk seiner ihm auf dem Papier zustehenden Rechte in ernsten Momenten der Geschichte teilweise aus Überzeugung, teilweise aus Suggestibilität, teilweise aus Feigheit sofort selbst entäußert.

Die sogenannte Schicksalsnotwendigkeit.

Wir vergessen immer wieder, daß dasjenige Ereignis, das uns, nachdem es geschehen, als das absolut Notwendige, also im Geist der Geschichte gelegene oder von Gott gewollte (je nach der Weltanschauung) erscheint, bevor es eintrat, auch nichts anderes war als eine von tausend Möglichkeiten. Natürlich mußte es geschehen nach dem Gesetz der Kausalität, aber häufig genug lag die letzte Ursache nicht auf der großen Linie, sondern diese letzte Ursache kam auf einem Seitenweg daher, kann also wohl auch als Zufall bezeichnet werden, wenn natürlich auch der Zufall nichts anderes ist als die Notwendigkeit, die außerhalb der von uns hauptsächlich beobachteten Linie liegt. Man darf also sagen, daß alles was geschah, metaphysisch, d.h. unter Mitwirkung sämtlicher von Urbeginn wirkender Kausalitäten, also von Gott aus, oder vom Schicksal aus, mit Notwendigkeit geschehen ist, daß aber der Logik nach jedes Geschehnis nur die vom Zufall ausgewählte eine Möglichkeit unter tausend Möglichkeiten bedeutet.

So müssen wir denken, wenn wir nicht fatalistisch alles, was kommt und noch kommen soll, als das Unausbleibliche, das Schicksalhafte, das Gottgesandte hinnehmen, wenn wir uns überhaupt das Recht vorbehalten wollen, uns gegen das, was uns ungerecht, unsinnig und nicht als endgültige Lösung erscheint, aufzulehnen. Andernfalls müßten wir für den schlimmen Ausgang genau so dankbar sein wie für einen guten und dürften uns eines Sieges so wenig freuen wie wir uns einer Niederlage schämen dürften.

So wie das Weiterbestehen der religiösen Dogmen aller Konfessionen und die fortdauernde, offizielle Herrschaft der Kirchen den Forscher nicht hindern wird, auf naturwissenschaftlichem Gebiete weiter zu arbeiten, auch wenn er immer wieder zu Resultaten kommt, die jenen Dogmen widersprechen und er keineswegs seine Zeit damit verlieren darf, einen speziellen Kampf gegen alle jene Dogmen zu führen, die zu ihrer Zeit aus der Welt verschwinden werden, wie sämtliche Dogmen aus der Welt verschwunden sind und durch neue abgelöst wurden, – ebenso darf die Männer, die auf den Weltfrieden, ja auf den ewigen Frieden, besser gesagt auf das Unmöglichwerden des Krieges hinarbeiten, die Herrschaft des Kriegsdogmas an ihrer Arbeit nicht hindern. Das Dogma lautet: Der Krieg ist eine Schicksalsnotwendigkeit; er ist in der Organisation der menschlichen Natur

begründet. Dieses Dogma ist falsch. Der Krieg ist nicht in der menschlichen Natur begründet, sondern im Wesen der Staatenbildung und in dem Verhältnis der einzelnen Staaten zueinander. Das Individuum als solches will niemals den Krieg – zumindest nicht in dem Sinn, daß hiedurch Neuordnungen in der staatlichen Organisation der Welt herbeigeführt werden –, ausgenommen diejenigen, für die der Krieg eine Gelegenheit ist, ihrer persönlichen Abenteuerlust, ihrem Ehrgeiz, ihrer Habsucht Befriedigung zu verschaffen und in deren Interesse es liegt, bewußt oder unbewußt, mit ihrer oder gegen ihre eigene Überzeugung, das Dogma von der Schicksalsnotwendigkeit der Kriege aufrechtzuerhalten. Die ganze Arbeit der Friedensfreunde muß dahin gehen, den Einfluß dieser Leute zu brechen, was bei ihrer Minderzahl keineswegs aussichtslos erscheint. Der Krieg, selbst wenn er mit einem Siege endet, liegt stets nur im Interesse einer verschwindenden Minderheit. Alle Fragen, die angeblich nur kriegerisch zur Entscheidung gebracht werden können, das sind also Grenz- (meist nur dynastische Macht-), Handels- und Ehren- (Prestige-) Fragen, sind stets auch auf einem andern Wege in Ordnung zu bringen. So wird die Friedensarbeit, historisch gesehen, nichts anderes zu bedeuten haben, als eine weitere Etappe auf dem Weg, den die Demokratie bis zu ihrem endgültigen Sieg über den Absolutismus im weitesten Sinn zu gehen hat. Dies aber scheint mir der Sinn der ganzen Weltgeschichte. Wir sind erst am Anfang.

So lang nur ein Mensch da ist, dem der Krieg Vorteil bringen kann, und dieser eine hat Macht und Einfluß genug, diesen Krieg zu entfesseln, ist jeder Kampf gegen den Krieg vergeblich.

Dringt der Friedensgedanke nicht in allen europäischen Staaten zugleich und völlig durch, so bedeutet er nur eine Gefahr. Akzeptieren z.B. neun Staaten die Friedensidee, und ist das Ganze soweit geregelt, daß diese unter keiner Bedingung Krieg zu führen geneigt sind, so hat der eine Staat, der Krieg führen will (oder besser gesagt, die Regierung, die so mächtig ist, daß sie ihr Volk in einen Angriffskrieg hetzen kann, denn das Volk will niemals einen Krieg) gewonnenes Spiel, so wie ein Bewaffneter gegen neun Unbewaffnete im Vorteil ist und sie natürlich dazu zwingen wird, gleichfalls zu den Waffen zu greifen.

Also ist die Verständigung zwischen allen Staaten unerläßlich.

Daß das durch Friedenskongresse nicht erreicht werden kann, besonders wenn Könige in diesen Kongressen sitzen, brauchte nicht erst erwiesen zu werden. Eher könnte man an ein Friedensparlament denken, das natürlich ununterbrochen tagen müßte. Sofort erhebt sich die Frage: Wo soll es tagen? In welcher Sprache soll verhandelt werden? Wie ist es möglich, daß Angehörige irgendeines Staates, die in ein solches Parlament gewählt würden, sich gewissermaßen auf Lebenszeit expatriieren usw. Für diese Parlamentarier dürfte der Krieg so wenig in Betracht kommen, wie etwa in einem der bisherigen Parlamente in Streitfällen ein Duell zwischen den Parteiführern als Ausweg auch nur in Erwägung gezogen werden dürfte. Ebenso wie in den innerstaatlichen Parlamenten, müßte durch Abstimmung alles entschieden werden, und die überstimmte Partei müßte sich fügen.

Die Fragen, um die es sich handeln kann, zerfallen in drei Gruppen: Grenz-, Handels-, Ehrenfragen. Also Fragen des dynastischen Ehrgeizes, der Konkurrenz, des Prestiges.

Die Ehre eines Staates kann aber, wie die des einzelnen, niemals durch andere, sondern nur durch ihn selbst verletzt werden.

Die Handelsfragen ließen sich dadurch schlichten, daß der Fleißigere, Tätigere, Begabtere den Vorteil haben sollte. Auch hier kommt es nicht zu Duellen zwischen den Schustern, die einander ihre Kunden streitig machen. Warum sollte es bei den Völkern durch Blut entschieden werden, ob Michel oder John Bull seine Waren beim Nachbarn absetzt?

Ungeheure Schwierigkeiten, aber alle aufgehoben durch die eine unbestreitbare Tatsache, daß die ungeheure Mehrheit nirgends in der Welt den Krieg will und daß diese Mehrheit am Ende recht behalten muß gegenüber der kleinen Minderheit, die ihn will oder braucht und von denen wieder nur eine verschwindende Minderheit im Ernstfall unter den Nachteilen, Gefahren und Greueln des Krieges zu leiden hat.

Irgendwo in der Welt steht eine verkorkte Flasche. Darin wirbelt, zuckt, brodelt es in steter Bewegung. Und überall ist große Angst, daß die Flasche zerspringen und der glühend flüssige Inhalt sowie die fliegenden Splitter viel Unheil anrichten könnten. Nach einem merkwürdigen Gesetz aber ist das Recht, diese Flasche zu entkorken, nur einer bestimmten Gruppe von Leuten anheimgegeben, und die Gefahr des Verletzt- und Getötetwerdens durch den ausströmenden Inhalt der Flasche steigt um so

höher, je entfernter von der Flasche man sich aufhält. So daß gerade diejenigen, die sich um das Gebrodel und Gezische am wenigsten kümmern und denen es gleichgültig ist, ob die Flasche entkorkt wird oder verschlossen bleibt, viel schwererem Leid durch die Entkorkung ausgesetzt sind als jene anderen.

Große Zeit, das ist diejenige, in der die Entdeckungen und Erfindungen, die in der kleinen Zeit gemacht worden sind, zur Tötung und Verstümmelung von Menschen sowie zur Vernichtung der in der kleinen Zeit entstandenen Werte und Werke ausgenützt werden.

Sobald ich einen im Feld Erblindeten kennengelernt haben werde, der auch um den Preis seines Augenlichtes nicht darauf verzichten würde, diese große Zeit tätig und leidend mitgemacht zu haben, erst dann werde ich glauben, daß es wirklich eine große Zeit gewesen ist.

Man spricht von dem läuternden Einfluß des Krieges auf den einzelnen in dem Sinn, daß der Krieg Eigenschaften zu Tage fördern soll, die sonst verborgen geblieben wären.

Solche Eigenschaften spielen in der Seelenökonomie keine Rolle. Es ist ganz gleichgültig, ob der Buchbinder X., der Schuster Y., der Bankbeamte Z. seine Brust den feindlichen Kugeln mutig darbietet. Wenn er heimkehrt, wird er ganz der gleiche sein, der er gewesen ist, und wird alle jene Eigenschaften, die keinen Zusammenhang mit den Erlebnissen des Krieges haben, die guten wie die schlechten, weiter betätigen.

Der wirkliche Held findet im Alltagsdasein hundertfache Gelegenheit, sich zu betätigen.

Man soll die Bedeutung der beruflichen Kühnheit, der Gelegenheitstugenden nicht überschätzen. Jeder Arzt z. B. setzt sich im Laufe seiner Existenz tausendfachen Lebensgefahren aus. Trotzdem gibt es unter Ärzten perzentuell nicht mehr edle und nicht mehr mutige Menschen als unter den Advokaten beispielsweise. Berufstugenden haben für die Entwicklung der Menschheit nichts zu bedeuten, fast so wenig wie Berufslaster. Es gibt eine berufliche Schamlosigkeit der Dirnen, eine berufliche Frömmigkeit der Geistlichen, eine berufliche Kühnheit der Soldaten. Daß auch die Gelegenheit alle diese Tugenden zur Erscheinung oder mindestens zur Entwicklung bringen kann, ebenso wie alle

Laster, weist darauf hin, daß die Keime entweder erst vom Sturm der Ereignisse in die Seelen getragen wurden, oder daß in ihnen eben alle Tugenden und Laster im Keime schon von Geburt an vorhanden sind.

So lange der Krieg als eine Möglichkeit überhaupt in Betracht kommt, d. h. also, so lange es Berufszweige gibt, die auf die Möglichkeit eines Krieges gestellt sind, ferner so lange es auch nur einen Menschen gibt, der durch den Krieg seinen Reichtum vergrößern oder solchen erwerben kann und der zu gleicher Zeit die Macht hat oder den Einfluß, einen Krieg herbeizuführen, genau so lange wird es Kriege geben. Und hier ist die Frage des Weltfriedens anzupacken, nirgends anders. Weder in religiösen, noch in philosophischen, noch in ethischen Motiven. Diese spielen absolut keine Rolle. Weder die Vernunft, noch das Mitleid, noch die Ehre dürfen wir mit der geringsten Aussicht auf Erfolg anrufen. Es handelt sich ausschließlich darum, die Ordnung der Welt so umzugestalten, daß kein Mensch, auch nicht ein einziger, weder in Freundes- noch in Feindesland, die geringste Aussicht hat, seine persönlichen Verhältnisse durch einen Krieg zu verbessern. Unmöglich? So lange das unmöglich ist, hat die Friedensbewegung nicht die entfernteste Aussicht auf Erfolg. Mit Tiefsinn und mit Sentimentalitäten werdet Ihr weder die Herzen der Diplomaten, noch die der Attachés, noch die der Generäle, noch die der Heereslieferanten rühren.

Es wird sich darum handeln, daß unter den Millionen, die jetzt ihr Leben für Ideale aufs Spiel setzen, so für nationalistische, kapitalistische, bestenfalls für die Verteidigung des Vaterlandes, sich später einige wenige finden, die gewillt sein werden, das Leben für etwas, das sogar noch höher ist als die Verteidigung des Vaterlandes, für die Befreiung der Menschheit aufs Spiel zu setzen.

Die Motive alles Geschehens stecken tief in der menschlichen Natur. Was wir gewöhnlich als Ursache anerkennen, sind beinahe immer Vorwände, die ausgenützt werden. Kein Franzose würde einfach durch die Überzeugung, daß Elsaß eigentlich zu Frankreich gehört, kein Russe durch die Überzeugung, daß Rußland den Weg durch die Dardanellen frei haben muß, kein Engländer durch die Erwägung, daß Deutschland ein gefährlicher

Handelskonkurrent ist – keiner von diesen würde unmittelbar durch diese Erwägungen und Überzeugungen sich dazu verstehen, sich einen kleinen Finger abschneiden zu lassen, viel weniger sein Augenlicht, sein Leben, sein Hab und Gut, das Leben seiner Kinder hinzuopfern. Gewissermaßen wird der Krieg als Abstraktum im Sinne einer Idee geführt. In eine individuelle Gefahr begibt sich der einzelne stets nur aus individuellen Motiven, aus Abenteuerlust, aus Ehrgeiz, allermeistens aber unter einem gewissen Zwang und aus Herdentrieb.

Es wäre gegen die Frömmigkeit oder Gottergebenheit oder Gläubigkeit (oder wie wir diesen Seelenzustand immer nennen wollen) von keinem Standpunkt etwas einzuwenden, wenn die mit diesem Zustand behafteten Leute ihre Frömmigkeit nicht nach Willkür oder Bedarf auf- und niederzuschrauben verstünden. In jeder Diskussion kann man diese Erfahrung machen. Ein Beispiel. Einer sagt zu mir: Die Rede von Bethmann-Hollweg war ein Unsinn. Hätte er sie nicht gehalten oder eine andere statt ihrer, so könnten wir bald Frieden haben. Ich: Mag sein, aber auch der ganze Krieg ist ein Unsinn. Darauf der andere: Das können wir nicht wissen. Das ist uns verborgen, da können wir nicht hineinblicken. Darauf ich: Entweder haben wir das Recht, irgendetwas, das uns bei unserem beschränkten Verstande ein Unsinn scheint, sei es nun irgendeine Einzelheit oder irgendein großes Ganzes, zu kritisieren, also einen Unsinn zu nennen, oder wir haben dieses Recht nicht. Jedenfalls ist es vollkommen unmöglich, eine Abgrenzung festzustellen und uns in dem einen Fall als zu einer Kritik berechtigt, im anderen als inkompetent zu erklären. Wir können nicht hineinblicken – zugegeben. Aber wie uns der tiefere Sinn dieses Kriegs verborgen bleibt, so bleibt uns auch der tiefere Sinn irgendeines im Verlaufe dieses Krieges vorkommenden Details, wie z. B. jener Rede Bethmanns verborgen, und wir können nicht wissen, was Gott oder das Schicksal oder die Vorsehung in dieser scheinbar unsinnigen Rede (die anderen wieder sehr sinnvoll scheinen mag) für unserem Menschenauge dunkle Zwecke verfolgt hat. Oder wir gestehen uns die Fähigkeit zu, hineinzublicken, dann wüßte ich nicht, an welcher Stelle dieses Recht der Kritik, also auch der Auflehnung, seine Grenze finden sollte.

Diskussionen müssen während ihres ganzen Verlaufs unter den gleichen logischen, man könnte sagen logisch-religiösen Gesetzen

stehen. Aber selbst die Frömmsten nehmen sich das Recht heraus, gelegentlich in einer Einzelheit sozusagen anderer Ansicht zu sein als der liebe Gott. Sie deuten zum mindesten an, daß irgend etwas auch anders hätte kommen können und daß dieses andere besser gewesen wäre. (Es verschlägt nichts, daß sie dann zur Sicherstellung etwa hinzusetzen: unerforschlicher Ratschluß oder dergleichen.) Die Unfrommen, die Aufrührer, die Empörer hingegen ertappen sich zuweilen auf der Vermutung (insbesondere dort, wo ein Ausgang ihre persönliche Meinung bestätigt) oder auf der Ahnung, daß der Weltenlauf nicht durchaus unsinnig ist, sondern daß irgendwo Gerechtigkeit, Vernunft, also ein Gott zu walten scheint. Wie aber soll man annehmen, daß Gott, vor dem alles gleich groß oder gleich klein ist, wohl für das Ganze, nicht aber für das Einzelne Interesse hat, daß er den Unsinn des Details duldet, während er doch für den Sinn des Ganzen besorgt ist? Das ist um so unvorstellbarer, als nach dem Gesetz der Kausalität alles zu gleicher Zeit Ursache und Folge bedeutet und auch das scheinbar geringfügigste Detail für das Ganze von der ungeheuersten Wichtigkeit sein kann, wie ja auch ein Staubkorn den Gang einer Riesenmaschine verlangsamen, ja vollkommen aufzuhalten imstande ist.

Das Individuum als solches will nie den Krieg. Es will die Tat (im guten oder üblen Sinne), die Gefahr, das Abenteuer, den Ruhm, die Ehre und benützt den Krieg als Mittel und zwar als das unverantwortlichste Mittel zu seinem Zweck. Denn all dies, Tat und Abenteuer, Gefahr und Ehre ist auch auf andere Weise zu bekommen, nur bedarf es dazu eines größeren geistigen Aufwands und vor allem einer gewissen Selbständigkeit des Denkens. Vor allem des Entschlusses.

Das Individuum als Staatsbürger will zuweilen Krieg, dann aber nur als Verteidigungsmaßregel. Und da der Bürger jedes Staats gelehrt wird, daß sein Krieg ein Verteidigungskrieg sei, so will er im allgemeinen den Krieg, so lang er eben dauert.

Das Individuum als wehrpflichtiger Soldat will niemals den Krieg, denn wollte es ihn, so bedürfte es ja nicht der Wehrpflicht.

Die Solidarität der Mächtigen ist viel stärker als die der Völker. Sie geht durch die Jahrhunderte einher, und es besteht (in gewissem Sinne) eine stärkere Zusammengehörigkeit zwischen den römischen Caesaren, den Königen von Frankreich und den Zaren

als zwischen den gleichzeitig lebenden Proletariern zweier Nachbarvölker. Die Solidarität der Mächtigen ist eine solche der Idee, die der Völker eine solche der Not.

Epoche Karl V.

Er kann nicht Krieg führen, weil er kein Geld hat.

Einzig reelle und erlaubte Basis des Militarismus.

Einfall der Könige. Geld steht uns nicht immer zur Verfügung, aber wir haben die Macht; also erfinden wir etwas Neues: die allgemeine Wehrpflicht. Das kommt uns billiger. Lassen wir uns die Soldaten von den Bürgern bezahlen, die Söhne, die wir in den Tod schicken, von ihren Vätern.

Wir haben nicht das Recht dazu? So erfinden wir das Gottesgnadentum.

Unsere Soldaten wissen nicht, wofür sie in den Tod gehen? So erfinden wir das dynastische Gefühl.

Was für armselige Leute, die dieser Krieg tatsächlich etwas Neues gelehrt hat. Sie wissen so wenig von den Menschen als sie jemals wirklich Geschichte verstanden haben. Und technische Fortschritte, sowie die Notwendigkeit mit höheren Ziffern zu rechnen, verwirren ihre Köpfe so sehr, daß sie nicht wiedererkennen, was seit Beginn des Menschengeschlechtes sich immer wiederholt hat und sich doch immer gleich geblieben ist.

Der einzelne hat niemals den Krieg gewollt; er will vielleicht Kampf, Abenteuer, Unterhaltung, auch Gewinn, Ruhm, Gefahr, – manchmal will er auch den Tod eines andern, das Elend des anderen, er will Mord, Raub, Plünderung (was vielleicht gerade im Krieg mit dem verhältnismäßig geringsten persönlichen Risiko zu erreichen ist). Er will in den allerbesten Fällen Sieg, Triumph, Erhöhung des Vaterlandes auf Kosten anderer Leute, die in einem anderen Lande leben. Kein Mensch wird behaupten, daß jemals ein einzelner für sich selbst Verwundung, Qual, Hunger, Krankheit, Elend, Vernichtung wünscht. Er würde also auch den Krieg nicht wünschen, wenn er fähig wäre sich vorzustellen, was alle diese Dinge – Verwundung usw. – für ihn als einzelnen zu bedeuten haben. Gerade diese Unfähigkeit wird von denjenigen Leuten, die nur Gewinn oder Ruhm oder Sensation (nicht einmal Abenteuer oder gar Gefahr) wünschen, dazu benützt, um der Masse zu suggerieren, daß sie den Krieg als solchen

wünscht, als Kampf von Heer zu Heer und von Volk zu Volk. Und als Motive für diesen ihren angeblichen Wunsch werden ihnen vorgetäuscht sogenannte verletzte nationale Interessen oder eine Gefahr, in der ihr eigenes Land und damit sie selbst und ihre Familien schweben, und endlich die Vorteile einer Expansion des eigenen Landes aus Prestige- und Geschäftsgründen; – und wenn man mit allen diesen Gründen bei den leidlich Vernünftigen doch nicht ausreicht, kommen die Ideologen mit der historischen Notwendigkeit. Diese aber ist von allen Fiktionen die lächerlichste und manchmal niederträchtigste. Die Geschichte geht in jedem Fall ihren Gang, und was immer geschehen wird, muß nachher als historische Notwendigkeit proklamiert werden. Zum mindesten hat man noch niemals etwas von historischen Überflüssigkeiten gehört. Und warum beten sie denn eigentlich zu Gott? Gäbe es eine historische Notwendigkeit – und dieser Begriff fügt sich ja auch in die religiöse Ideologie –, so müßte sie doch von aller Zeiten Anfang an feststehen. Denn daß solche historischen Notwendigkeiten mit historischen Unnotwendigkeiten abwechseln, läßt sich weder mit historischer noch mit religiöser noch auch mit einfach logischer Anschauung im allergeringsten vereinigen. Historische Notwendigkeit, das ist nichts anderes als Al fresco-Kausalität; und kein Geschehnis ist mit mathematischer Sicherheit vorauszusagen, *ehe* es wirklich geschehen ist, und Gott selbst könnte es nicht voraussehen und um so weniger, je mehr er eben Gott wäre.

Das Militär könnte ohneweiters ohne Krieg leben. Sie kämen ganz gut mit den Manövern aus. Nur die Diplomaten brauchen ihn dringend.

Laßt die Soldaten regieren, so wird es mit den Kriegen vielleicht bald ein Ende haben, mindestens so lange, bis die Diplomaten wieder ans Ruder gekommen sind.

Bekenntnis

Ich liebe mein Vaterland nicht, weil es mein Vaterland ist, sondern weil ich es schön finde. Ich habe Heimatgefühl, aber keinen Patriotismus.

Ich bin nicht stolz auf irgend jemanden, weil er der gleichen Rasse angehört.

Ich trete für niemanden ein, weil er zufällig derselben Familie entstammt wie ich*.

Ich habe auch gewiß kein Standesbewußtsein und bin gar nicht beschämt, weil es auch unter den Dichtern Lumpen (und Heuchler) gibt.

Ich war niemals der Kamerad von irgendwem, weil er zufällig dieselbe Charge bekleidet hat, nie der Kollege von jemandem, weil er auf derselben Schulbank saß wie ich.

Ich liebe auch nicht die Menschheit als Ganzes; nur einige wenige einzelne Menschen.

Ich fühle mich mit niemandem solidarisch, weil er zufällig derselben Nation, demselben Stand, derselben Rasse, derselben Familie angehört wie ich. Es ist ausschließlich meine Sache, mit wem ich mich verwandt zu fühlen wünsche; ich anerkenne keine angeborene Verpflichtung in dieser Frage. Ich habe Mitbürger in jeder Nation, Kameraden in jedem Stand und Brüder, die keine Ahnung von meiner Existenz haben. *1904*

Vaterland

Ich liebe dieses Land, dessen Wälder und Auen mir vertraut sind.

Die Sprache lieb' ich, die mein Vater sprach.

Ist dies Tugend?

Doch wie kann ich einen staatlichen Komplex lieben, der sich allmählich bildete, durch Eroberungslust, durch Heirat der Ahnen meiner Herren; wie kann ich diesen Herren lieben, von dem ich nichts weiß, als daß er mein Herr ist, nicht mein Leben

und Gut zu schützen, sondern neues Land zu erwerben für seine Söhne mit meinem Blut. – Nein! nennt ihr das Vaterland, so lieb' ich's nicht und keiner liebt's.

Es ist ja auch wahrhaftig so unsinnig, daß man sich nicht anders helfen konnte, als indem man dieses närrische Gefühl, das keiner wirklich hegt, zur Tugend stempelte.

Und denkt doch: wird dieses Stückchen Land, das mich gebar, vom großen Ganzen abgerissen, und behalt' ich das große Ganze lieb, so bin ich ein Verräter! *1904*

Nichts ist dem mittelmäßigen Menschen wohltuender, als wenn er es in der Macht hat, ein Wort schon durch den Ton verächtlich zu machen. So gibt es eine ganze Anzahl von Worten, die im Laufe der letzten Jahre aus harmlosen Buchstabenfolgen von einer ganz bestimmten Bedeutung zu Worten niedrigeren Ranges degradiert worden sind. Schuld daran sind die Journalisten, die Feuilletonisten.

Wir wollen die guten alten Worte wieder ehrlich machen.

Worte, die diese sehr charakteristische Laufbahn durchgemacht haben, sind unter andern: Liberalismus, Skepsis, Psychologie. Jeder Zeitungsjunge fühlt sich berechtigt, diese Worte mit einer Art von Hohn anzuwenden, als wenn die Begriffe, die damit ursprünglich bezeichnet worden sind, nicht durchaus achtbare wären. Die Mißbräuche, die – wie auf jedem Gebiete – innerhalb der Politik mit dem Begriff des Liberalismus, in der Philosophie mit dem Begriff der Skepsis, in der Kunst mit dem Begriff der Psychologie getrieben worden sind, bieten dem Oberflächlichen ebenso wie dem Unehrlichen willkommenen Anlaß, den Mißbrauch als die Regel, als den Brauch hinzustellen und die Aufmerksamkeit der Leser, der Zuhörer, von der ursprünglichen Bedeutung jener Worte wegzulocken. Daß Liberalismus nichts anderes bedeutet, wenigstens zu Beginn der so bezeichneten politischen Bewegung nichts anderes bedeutet hat, als das Bestreben, die Menschen in jeder Beziehung zu befreien (gegen Übergriffe der Mächtigen zu schützen, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen etc.), daß Skepsis nichts anderes bedeutet, als den Vorsatz nichts auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern zu prüfen, ehe man entscheidet, daß Psychologie einfach die Lehre von der Seele ist, das wird übersehen, vergessen: und gewisse nebensächliche Eigenschaften, die bei untergeordneten Adepten liberaler Politik, skeptischer Philosophie, psychologi-

scher Literatur zu Tage treten, werden als charakteristisch, als wesentlich angenommen.

Es ist uns wohl bekannt, daß der Liberalismus schlechtweg zu einer gewissen billigen, flachen, ja rührsamen Weltanschauung und zur Phrasenhaftigkeit, daß die Skepsis zu einer gewissen wohlfeilen Zweifelsucht, zu einer Art von Gescheitersein um jeden Preis, endlich zu einer gewissen Trägheit in der Menschenbeurteilung und zu Egoismus und Ungütigkeit führt – und es ist uns endlich bekannt, daß ein Überwiegen des psychologischen Elements bei minder begabten Literaten zu einem selbstgefälligen, tüfteligen Beharren auf Einzelheiten, auf Unwichtigkeiten verführt. Aber es wird nicht schwer fallen, überall – also auch innerhalb der hier gekennzeichneten direkt kontradiktorischen Anschauungsformen – in gleicher Weise das Mißliche und Gefährliche, ja das Lächerliche zu entdecken, wenn man statt des Wesentlichen das Nebensächliche als Charakteristikum hervorzuheben sucht. Warum aber versucht man heute derartiges nicht, oder zumindest nicht in dem Maße, gegenüber dem Konservatismus in der Politik, gegenüber dem Optimismus in der Philosophie (es gibt sonderbarerweise kein dem Skeptizismus in entsprechender Art gegensätzliches Wort, da man das Wort Glaube innerhalb des Philosophischen kaum wird gelten lassen können), gegenüber der pragmatischen Darstellung in der Literatur (womit ebensowohl das oberflächlich Erzählende als das Pathetisch – Theatralische bezeichnet werden soll)? All dies hängt zusammen mit jenem mächtigsten Element moderner sozialer Entwicklung und Gliederung, die man mit einem weit über dessen ursprünglichen Sinn hinausgehenden Wort *Snobismus* nennen darf. Der Snobismus bedarf der politischen Atmosphäre des Konservatismus, der philosophischen des Glaubens und des Optimismus; und gar im Literarischen hat er keinen gefährlicheren Feind als die Seelenkunde. *15. 1. 1915*

Die Revolution des Proletariats konnte man letzten Endes gelten lassen; mehr als das, sie war eine Notwendigkeit, wofür der beste Beweis ist, daß sie kam – eine Notwendigkeit, wenn auch, oder obwohl sie oder weil sie nicht gelang. Aber schlimmer ist, daß diese Revolution des Proletariats sich selber proletarisiert hat, in einer kläglicheren Weise als es die französische 1789 tat. Jene begann doch immerhin als eine Revolution des Geistes. Um Befreiung handelte es sich, um Befreiung des Geistes, und diese

Uridee wirkte immer noch nach, selbst als die Jakobiner wüteten. Unsere Revolution aber ist aus dem Ressentiment geboren: nicht der Wunsch, die eigenen Verhältnisse zu bessern war das Primäre, sondern der Drang, Rache zu nehmen an denen, die es so lange besser gehabt hatten. In Rußland kam diese unreinste Idee sozusagen am reinsten heraus*. *1918*

Parteiführer sind in sehr vielen Fällen Renegaten ihres früheren Milieus; insbesondere bei den Sozialdemokraten und bei den Kommunisten ist das deutlich zu beobachten. Man könnte wahrscheinlich psychoanalytisch beweisen, daß eine große Anzahl solcher Parteiführer durch Verrat an ihrem früheren Milieu den Haß gegen den Vater abreagiert. *1918*

Den Staat aus seiner vertrackten Anonymität heraustreiben, was nur durch Revolutionen und dergleichen gelingt. *1918*

Zwang – Sklaverei
Mission – Genie
Dazwischen Bürgerlichkeit – Pflicht. *1921*

Im Kino hat man jetzt zuweilen das Vergnügen, sogenannte Zeitaufnahmen, Aufnahmen mit der Zeitlupe zu sehen. Scheinbar einfache Bewegungen und Gesten werden dadurch, daß man die Einzelaufnahmen mit außerordentlicher Langsamkeit sich abrollen und in eine Anzahl von Teilbewegungen sich auflösen sieht, in seltsam lächerlicher, grotesker, ja auch unheimlicher Weise verändert. Ein Sprung vom Trampolin in die Tiefe, den wir statt in einer halben Sekunde in einer halben Minute ablaufen sehen, reizt uns irgendwie zum Lachen. Ein Tanzschritt, ebenso aufgelöst, zeigt uns vielleicht seine Schönheit, seine Grazie, in einer neuen unvermuteten Weise; freilich kann es auch geschehen, daß er durch die Verlangsamung an Reiz verliert. Schon mehr dem Grotesken nähert sich der Eindruck eines Shimmy tanzenden Paars*; das Treiben in einem Seebad. Insbesondere wenn wir vorher eine Normalaufnahme mit den herumtollenden Kindern, den Spaziergängern, den fröhlich Badenden gesehen haben, und nun aus all diesen Individuen und Gruppen eine gewissermaßen unsichtbar gefesselte, scheinbar gelähmte Gesellschaft geworden ist, schleichende, kriechende, schwebende, schlaggerührte Subjekte, dann wird uns beinahe unheimlich zu-

mute. Eine Bewegung in [Einzelvorgänge] auflösen heißt nicht sie erklären, sondern ihren Sinn zerstören, indem man ihren Rhythmus fälscht. Es gibt eine Verlangsamung, in der der Sinn der Bewegung völlig verloren geht, besonders für den Ungeduldigen.

Man sollte nun einmal versuchen, solche Aufnahmen mit der Zeitlupe auch von Phrasen, besonders politischen Phrasen zu machen. Dazu ist der Apparat noch nicht erfunden. Wir müssen den Verstand zum Ersatz heranbemühen. Und das ist nicht jedermanns Sache.

Ein Beispiel. Der Minister eines fremden Staats fühlt sich durch die vielleicht nicht taktvolle Rede eines Abgeordneten in einem benachbarten Staat in seiner Eitelkeit verletzt und gibt seinem Zorn Ausdruck in den Worten: Wenn sich die Regierung nicht entschuldigt, so werde ich dreißigtausend Soldaten über die Grenze spazieren lassen.

Das klingt, das hat Rhythmus, das dringt ein. Machen wir nun eine Zeitlupenaufnahme, wodurch die Gedankengänge dieser scheinbar klaren und großartigen Phrase bloßgelegt werden, Gedankengänge, die vielleicht sogar dem Sprecher der Phrase selbst nicht ganz zu Bewußtsein gekommen sind. Die Zeitlupe ergibt folgendes Bild.

Der Abgeordnete eines benachbarten Staates, der sich jetzt unmöglich wehren kann, weil er kein Heer besitzt, hat sich unehrerbietig über mich geäußert. Ich habe es glücklicherweise in der Macht, mich zu rächen. Ich besitze Energie, eine ungeheure Masse Getreue steht hinter mir, ich kann es mir erlauben zu drohen. Überdies verbessere ich meine Stellung durch das Deklamieren einer solchen Drohung. Sie klingt stolz und tapfer, obwohl nicht die geringste Tapferkeit dazu gehört, sie auszusprechen. Es ist evident, daß sich jener andere Staat nicht rühren kann und daß die Entschuldigung daher stattfinden wird.

Sollte man sich wider Erwarten weigern, so werde ich die Soldaten über die Grenze schicken und die beleidigte Ehre meiner Person und des Vaterlandes, das ich jetzt repräsentiere, rächen. Das heißt, ich werde dreißigtausend Soldaten, die sich nichts Besseres wünschen, die damit beinahe so gut wie gar nichts riskieren, dazu benützen, um hunderttausend vollkommen unschuldige Menschen, die sich nicht wehren können, zu drangsalieren, in jeder Weise zu schädigen, sie ihrer Freiheit, ihrer Selbstbestimmung zu berauben, Leute darunter, die nicht das geringste von der Sache verstehen, von der Rede jenes Abgeord-

neten vielleicht nichts wissen, sie möglicherweise nicht billigen würden. Falls irgendeiner von diesen Hunderttausend sich dem Terrorismus meiner Soldaten widersetzen sollte, werde ich auch keinen Anstand nehmen, ihn einkerkern oder umbringen zu lassen. Sollte daraus ein Krieg entstehen, so werden eben wieder Tausende und Tausende vollkommen unschuldig erschossen, verstümmelt, geblendet werden, so und so viele werden verhungern, es wird Witwen und Waisen geben usw. Daß unter all diesen Opfern keineswegs jener Abgeordnete und überhaupt kein Mitglied der Regierung sein wird, gewiß nicht *ich*, ist selbstverständlich. Aber auch von meinen Anhängern und Freunden und natürlich auch von Leuten, die sich keineswegs mit mir und meiner Ansicht identifizieren, werden viele ähnliches zu leiden haben wie unsere Feinde. Ich selbst werde jedenfalls das allergeringste Risiko tragen. Der Beifall, der mich umbraust, tut mir wohl. Ich weiß freilich, daß auch von den Leuten, die mich umjubeln, keineswegs alle innerlich mit mir übereinstimmen und daß eine große Anzahl nur aus Opportunismus an meiner Seite steht. Meine Phrase ist also weder tapfer, noch großartig, sondern im Grunde eigentlich feig und niederträchtig. Viele von denen, die mir zujubeln, wissen das; aber die werden sich wohl hüten, es zu sagen.

Dergleichen Aufnahmen mit der Zeitlupe ließen sich von den meisten politischen Phrasen anfertigen und zwar in den verschiedensten Maßen. Es ist nur zu befürchten, daß in den meisten Ländern diese Apparate als unpatriotisch verboten werden dürften.

Der beste Patriot wird immer der sein, der seinem Vaterland am meisten genützt, nicht der, der es am heißesten geliebt hat.

Der Gemeinschaft, innerhalb der man lebt, nützt man aber nur, indem man innerhalb des Kreises seiner Fähigkeiten so intensiv als möglich arbeitet.

Daher ist ein namenloser Fabrikarbeiter ein besserer Patriot als ein General, der nie im Feld gestanden ist, manchmal auch als einer, der viele Schlachten mitgeschlagen hat.

National sein heißt nicht, seine Nation mehr lieben als eine andere, sondern innerhalb seiner Kreise zu arbeiten und unbewußt seine Nation zu fördern.

Denn der Vorteil einer Nation gegenüber einer anderen besteht in der größeren Arbeitsfähigkeit, Arbeitsleistung und dem grö-

ßeren Erfolg derjenigen, die ihr angehören. Man braucht daher sein Vaterland nicht zu lieben, um ein guter Patriot zu sein.

Es ist nicht nötig, sein Vaterland zu lieben, um als Patriot seinem Volk zu dienen; es genügt, Talent zu haben [und] zu arbeiten.**

Wenn man von Klerikalen spricht, so muß man sehr wohl diejenigen unterscheiden, die es ihrer Weltanschauung und ihrem Gehaben nach wirklich sind von solchen, die es nur richtig finden, daß die andern Menschen im Sinne dieser Weltanschauung leben und handeln. Dies gilt im übrigen für alle politischen Parteien.

Die schicksalhaften Unglücksfälle der neuesten Geschichte tragen die Namen dreier Menschen: Poincaré, Wilson und Lenin: Der Snob, der Feuilletonist, der Dogmatiker. Neben ihnen ist jeder andere, der in dieser Zeit mitgespielt hat, nur als ein kleines Malheur zu bezeichnen, z. B. Wilhelm II.

Politik, ein Wort vieldeutig wie Religion. Was kann sie alles bedeuten?

Vor allem Atmosphäre eines Landes, landschaftlich, ökonomisch, historisch bedingt. Überdies beeinflußt durch das Vorhandensein von bestimmten Persönlichkeiten.

Politik – das augenblickliche Verhältnis zwischen Regierung und Bürger, der Bürger untereinander, des Landes zu seinen Nachbarn und anderen Völkern.

Politik, die Verwaltungsmethoden usw.

Und so kann auch Mangel an politischem Interesse allerlei bedeuten.

Mangelndes Interesse am Gang der Geschichte, an ökonomischen Zuständen des Landes usw. Doch auch an den ephemeren Veränderungen, wie sie der Tag mit sich bringt.

Politisches Interesse kann hoher und niederer Art sein. Wird leicht überschätzt.

Kann auch einfach Mangel an Altruismus bedeuten, insofern uns das Schicksal der andern, soweit es durch Politik nicht bedingt ist, interessiert.

Anarchie wäre der wünschenswerteste Weltzustand, wenn die Menschen Maschinen oder Götter wären. Aber dann müßte sie nicht erst gepredigt werden. Sie wäre eben da.

Aber ob es auch eine wünschenswerte Welt wäre? Ich möchte nicht in ihr leben. Nicht einmal um den Preis, selber ein Gott zu sein.

Die Deutschen haben die Feierlichkeit des langsamen Verstandes.

In der Natur des Witzes offenbart sich der Charakter der Nationen.

Wie auch von sonst klugen Menschen aus Bequemlichkeit und wohl auch aus Feigheit die törichtesten Schlagworte nachgeplappert werden, wie sie vor allem in der trüben Atmosphäre gewisser Übergangsperioden zu entstehen pflegen, ist wahrhaft erschütternd. Eines der dümmsten von diesen Schlagwörtern, deren sich die Tageskritik mit besonderer Freude bemächtigt hat, ist dieses von der Verpflichtung des Dichters, nur aus seiner Zeit heraus und für seine Zeit zu dichten, wobei es wieder charakteristisch ist, daß diese Forderung an keinen anderen Künstler, weder an den Maler noch an den Musiker gestellt wird, sondern eben nur an den Dichter allein. Man verlangte vom Musiker nicht ausschließlich Militärmärsche, vom Maler nicht ausschließlich Kriegsbilder während des Weltkriegs, und sogar jetzt während der Revolutions- oder Friedenszeit verlangt man vom Musiker keine roten Symphonien und vom Maler ausschließlich Illustrationen zum Klassenkampf.

Es ist schwer zu entscheiden, wann sich die Dummheit in Schurkerei und wann die Schurkerei sich in Dummheit verkleidet hat. Darum wird es immer schwer sein, die Politiker gerecht zu beurteilen.

Daß plötzlich der Kollektivismus, die kollektivistische Weltanschauung in der Kunst einen höheren Rang besitzen soll als der Individualismus, ist eine jener albernen Phrasen, die durch die moderne literarisch-politische Mode in die Welt gebracht worden sind.

Der Kollektivismus ist naturgemäß beschränkter und unfruchtbarer als der Individualismus. Es wird auch nur dasjenige Werk des Kollektivismus als Kunstwerk in Frage kommen, das individuell konzipiert ist.

Der Kollektivismus bedeutet natürlich eine große Erleichterung für unzählige Dilettanten.

Das Individuum vergewaltigt am Ende nur sich selber; der Kollektivismus versucht wenigstens, alle zu vergewaltigen, er ist dem Wesen nach diktatorisch.

Das Individuum läßt auch dem Kollektivismus seine Rechte.

Einigermaßen schematisch ausgedrückt, gäbe es zweierlei Methoden, um die Zufriedenheit der Menschen zu erhöhen: entweder indem man versucht, die Zahl oder das Maß ihrer Bedürfnisse einzuschränken oder indem man ihre Bedürfnisse so weit wie möglich zu befriedigen trachtet. Nun ist das erstere immer nur von Fall zu Fall möglich, umso mehr als Zahl und Maß und sogar Art der Bedürfnisse zu wechseln pflegen; das letztere aber, die Befriedigung der Bedürfnisse, ist in beschränkter Frist überhaupt kaum durchführbar, ohne daß man zugleich oder noch vorher die Lebenslage einer Reihe von anderen Menschen, die bisher besser gestellt waren, ungünstiger gestaltet. Aus dieser Erkenntnis oder diesem Gesetz entwickelt sich leicht eine Neigung, vor allem einmal diesen andern Leuten Übles zuzufügen, als wären diese allein oder doch vorwiegend schuld an der schlechteren Lebenslage der andern. Darum hat die Feindseligkeit gegenüber der Gegenpartei immer das stärkere und echtere seelische Element bedeutet als das Solidaritätsgefühl mit der eigenen Partei.

Revolution, das ist eine Unternehmung, in der einige hundert oder tausend Unschuldige oder wenigstens Unrichtige umgebracht werden, damit irgendein Schuldiger oder wenigstens ein Unrichtiger zur Macht gelangt.

Der Staat hat sich um Ordnung im Innern, um Gesundheitspflege und Sicherheit nach außen zu kümmern. Sobald er sich Einfluß auf ethische, künstlerische und philosophische Fragen anmaßt, macht er sich nicht nur lächerlich, sondern durch die ihm eingeborene Macht wird er zu einer Gefahr für die Moral, Kunst und Philosophie.

Machen wir uns nicht mitschuldig an der Lügenhaftigkeit der Welt, insbesondere am Komödienspiel der Politik, wenn wir uns immer wieder anstellen, als hätten wir innere Ansichten, Überzeugungen, Ideen zu bekämpfen, da wir doch wissen, daß uns nur Parteiinteresse, Gedankenlosigkeit und Bosheit gegenüberstehen.**

Ich liebe die Vorkämpfer nicht, die, wenn es zu Kampf kommt, in der Etappe bleiben. Für die selbstverständlichste aller Forderungen sollte man es halten, daß Menschen, die eine Überzeugung oder gar eine Idee propagieren, im Sinn und im Geiste dieser Idee leben. Daß also solche Menschen, die für eine völlig gleichmäßige Verteilung aller Güter sind, sich des relativ Überflüssigen entledigen und es unter die Armen verteilen; ferner, daß Menschen, die sich nationalistisch gebärden, zum Kriege gegen ein anderes Volk predigen und Vorbereitungen treffen, sich als erste selbst einer persönlichen Gefahr aussetzen, ehe sie die andern in eine solche Gefahr schicken, die eventuell ganz anderer Ansicht sind.

Die Erfahrung aber lehrt, daß ein lächerlich geringer Prozentsatz diese Forderungen erfüllt und daß gerade die lautesten und unermüdlichsten Prediger und Schreier damit genug getan zu haben glauben, daß sie predigen und schreien, worauf sie sich allen weiteren Verpflichtungen, Unannehmlichkeiten und Gefahren zu entziehen wissen, als bedeute eben das Schreien einen Enthebungsschein für das Handeln.

Es liegt im Wesen der Revolutionen, daß sie von Pedanten mißverstanden, von Bösewichtern mißbraucht und von der Masse als Schicksal hingenommen werden.

Der *Staat als politischer Begriff* in die Wirklichkeit gestellt, ist immer ein Ungeheuer. Als Individuen gedacht, wäre England ein herzenskalter, heuchlerischer Bösewicht; Deutschland ein taktloser, überlauter Junker; Frankreich ein eingebildeter, phrasendrescherischer Geck; Italien ein eleganter, romantischer Bandit; Österreich ein verlogener, tückischer Lausbube – selbst wenn Minister oder diplomatische Vertreter oder parlamentarische Wortführer in manchem Einzelfall als anständige Menschen gelten mögen.

Wer den pythagoräischen Lehrsatz nicht erfinden *müßte*, hat überhaupt kein mathematisches Talent.

Wissenschaften, die man lernen, Wissenschaften, die man erfinden muß. *1913[?]*

So weit schauen als möglich, aber von dort, wo man hingehört. Die Augen schärfen, aber nicht den Standpunkt wechseln. *1915*

Positive Gewißheiten gibt es nur wenige in der Welt und verschwindend gering ist die Menge der erweisbaren und erwiesenen Tatsachen gegenüber denjenigen, die wir mit geringerem oder höherem Recht anzweifeln dürfen. Aber es gibt negative Gewißheiten, mit deren Hilfe sich immerhin ein Weltbild aufrichten und umreißen läßt. Eine Voraussetzung ist hierbei natürlich unerläßlich: das Vertrauen in unsere Sinne und das Vertrauen in unseren Verstand. Sind unsere Sinne auch beschränkt und unser Verstand keineswegs unfehlbar, so müssen wir doch annehmen, daß Sinne und Verstand uns nicht geradezu narren, wie es uns die sogenannten Frommen immer einreden wollen.

Für den konsequenten Deterministen steht der Glaube an eine Willensfreiheit mit den naturwissenschaftlichen Kenntnissen in absolutem Widerspruch.

Aber diese Erkenntnisse sind eben nur naturwissenschaftlicher Art. Es gibt andere, die wir meinethalben Ahnungen nennen wollen; das Wort Glaube gibt zu Mißverständnissen Anlaß. Nicht die Ahnungen als solche sind Realität, wohl aber das Bedürfnis, die Sehnsucht, der Zwang zu ahnen.

Die an die Willensfreiheit glauben, fassen wieder das Bereich des Willens häufig allzu weit und geben dem Determinismus eben nur so viel Raum, wie ihnen gerade genehm ist.

Man kann Determinismus und Willensfreiheit nebeneinander stellen, nicht aber aneinander messen. Determinismus und Glaube

an die Willensfreiheit könnten im besten Frieden miteinander leben. Der eine ohne den anderen ist Fatalismus, der andere ohne den einen Übermut.

Wenn wir neue Götter haben, müssen die alten notwendig Götzen gewesen sein?

Zwischen zwei Wundern schwebt die Welt. Plötzlichkeit und Allmählichkeit.

Absolute Güter: Leben, Gesundheit, Liebe. Relative Güter: Tugend, Ehre, Geld.

Die Dinge in der Nacht des Nichtgeschautwerdens harren des Menschenblicks, in dessen Licht sie sich baden.

Die Bestrafung des mittelbaren und noch mehr des fakultativen Mordes müßte die Forderung eines ethischen Zeitalters sein.

Es ist unzulässig, daß zum Exempel ein Wirt, der – vollkommen klar darüber, hierdurch das Leben eines ihm unbekannten oder gleichgültigen Menschen zu gefährden – ihm verdorbenes Fleisch vorsetzt, eine ganz geringfügige Strafe erleidet, ja selbst, wenn der Gefährdete das Leben wirklich verliert, keineswegs als ein bewußter und ebendarum besonders feiger Mörder, sondern nur wegen fahrlässiger Tötung bestraft wird.

Nicht nur die Absicht des Tötens, auch das bewußte Außerachtlassen der Vorsicht, der pflichtigen Rücksicht genügt zum Wesen des Mordes.

Ein ebenso schlimmes und feiges Verbrechen ist der mittelbare Mord, dadurch verübt, daß der zum Tode Bestimmte mit Bewußtsein einer Gefahr ausgesetzt wird. (Die Helden, die nicht nur an ihren Feinden, sondern auch an ihren Freunden zu Mördern werden. Die [unachtsame] Wärterin, der unvorsichtige Arzt.)

Wonach ist der Wert eines Menschen zu bestimmen?

Nach der Zahl und der Weite von Erkenntnissen? Seinem Streben?

Wie ist seine Fähigkeit zu erkennen?

Nach dem Maß des Glücks, das er zu geben vermag (geistigen oder körperlichen)?

Nach dem Wert derjenigen Menschen, denen er Glück bringt?

Nach dem Wert der neuen Weis' eiten oder Wahrheiten, die er entdeckt hat?

Nach der Fülle der Tatsachen, die er gefunden, die er vermittelt hat?

(weiter zu führen).

Wahrheiten sind immer zweifelhaft; sicher aber ist die Möglichkeit der Verständigung über die uns faßbaren konkreten Vorstellungen und zwischen Denkenden auch über Begriffe. Gewisse Dinge bezweifeln, das heißt nicht die Sachen sich schwer, sondern sie sich leicht machen. Gewisse physikalische Gesetze sind feststehend, so fest, wie daß die Planeten sich um Fixsterne drehen. An dieser Wahrheit würde sich nichts ändern, auch wenn einmal ein Planet, diesem Gesetz entwachsen, in den Weltraum stürzte oder wenn durch ein kosmisches Ereignis die ganze Welt auf einmal unterginge. Solches in den Kreis unserer Berechnungen ziehen wäre aber geradezu unsittlich.

Wenn zwei Menschen von der Sonne sprechen, meinen sie das gleiche Himmelsgebilde. Wenn zwei Menschen den Baum grün und die Rübe rot nennen, so ist ihre Verständigung eine Wahrheit, nicht die rote und grüne Farbe an sich.

Ein Mensch schwebt frei im Raum. Einer, meinetwegen Millionen, haben es gesehen, glauben, es gesehen zu haben, schwören, es gesehen zu haben – ein Wunder ohnegleichen, daß unter Abermillionen Menschen unter ganz besonderen Bedingungen ein Mensch die Schwerkraft überwunden hat – ein Wunder. Gut.

Aus dem Boden, der gestern noch unfruchtbar war, sprießt ein seltsames Gebilde, wunderschön anzusehen, violett und duftend, nicht ein Gebilde, hunderttausend Billionen. Und alle Menschen sehen es. Und jeden Frühling sehen die Menschen es wieder.

Und weil es millionen Mal geschieht und alle es sahen – ein geringeres Wunder? Nein, ein millionenfaches und dazu noch ein unbezweifelbar wahres und dazu noch einbeglückendes und ewiges.

Wer Materie sagt, sagt Geist, ob er will oder nicht. Denn sie wäre überhaupt nicht vorstellbar ohne Geist. Und wer Geist sagt, sagt Materie, denn ohne Materie könnte er es nicht sagen, nicht einmal denken.

Wer Grenze sagt, sagt Unendlichkeit und wer Unendlichkeit sagt, sagt Grenze. Denn es läßt sich ebensowenig leugnen, daß jenseits der Grenze wieder das Etwas ist, und wäre es selbst das Nichts, so wäre es ein Etwas mit Hinsicht auf die Grenze.

Duldsamkeit gegenüber der Unduldsamkeit, das ist von allen Verbrechen das schlimmste. Unduldsamkeit ist das geringere.

Man spricht so oft von Freigeistern, niemals aber von Freiseelen. Und dabei ist freier Geist und freie Seele keineswegs dasselbe. Die freien Geister bringen die Welt vorwärts, die freien Seelen reinigen die Atmosphäre der Welt.

Ob man überhaupt das Recht hat, sich eine freie Seele zu nennen, wenn man nicht vor allem ein freier Geist ist?

Ist eines die Vorbedingung des andern?

Ist Freiheit in beiden Fällen das gleiche?

Was man den heiligen Geist nennt, hat wenig mit dem Geist zu tun. Der Ausdruck heilige Seele würde dem, was gemeint ist, eigentlich näher kommen. Andererseits denkt man bei Heiligkeit immer mehr an die Seele als an den Geist und vergißt, daß die Heiligkeit des Geistes etwas gerade so Hohes bedeutet wie die Heiligkeit der Seele.

Mit dem aber, was wir im Gegensatz oder in Ergänzung zu Seele Geist nennen, hat die Religion, vor allem aber die Kirche wenig zu tun und will auch nicht viel mit ihm zu tun haben. Der Geist ist im kirchlichen Sinn überheblich, zweiflerisch, revolutionär; und doch, ein Geist, der nicht selbständig denkt, ist überhaupt ein Unding. Und jedes Denken wird aufgehoben, wenn man ihm nicht das unbeschränkte Recht des Weiterdenkens zugesteht.

Der Geist kann nicht nur rezeptiv gedacht werden. Das Wesen des Geistes ist Fortschritt, nicht im liberal-politischen, sondern einfach im logischen Sinn. Wer nicht weiterdenkt, denkt überhaupt nicht.

Reinlichkeit steht zu Reinheit in einem ähnlichen Verhältnis wie Gutmütigkeit zur Güte. Beides – Güte wie Reinheit – liegen schon auf dem Wege zur Heiligkeit. Beide sind ohne Selbstüberwindung nicht denkbar. Selbstüberwindung, auch ohne ersichtlichen augenblicklichen Zweck geübt, ist die Tugend an sich. Und sie vermag die Widerstandskraft für eine nächste Prüfung

zu stärken, wo Wesentlicheres auf dem Spiel stehen mag, sowie auch das hohe sportliche Bemühen über Rekord und Sieg hinaus seine sittliche Bedeutung hat.

Ein Epigone der Vergangenheit zu sein, das mag angehen. Eine wahrhaft klägliche Rolle spielen die Epigonen des gestrigen Tags oder auch des heutigen. Denn auch solche Käuze kommen vor.

Verspätete Vorläufer und Epigonen der Mitgeborenen –.

Die Gelehrten nennen etwas erklärlich, sobald sie gewisse Analogien mit anderen, früheren, bekannten [Tatsachen] entdecken, die doch in Wirklichkeit nicht minder unerklärlich sind als diese neuen, an die wir uns eben gewöhnt haben.

So heißt es irgendwo z.B. (Lippmann, Weltschöpfung und Weltanschauung): »Daß die mit negativer Elektrizität geladenen Elektrone, deren Masse etwa 1800 Mal kleiner ist als ein Wasserstoffatom, sich nicht mit dem positiven Kern verbinden, ist ebenso erklärlich wie der uns schon bekannte Umstand, daß die Erde nicht in die Sonne hineinfällt. Bei der Erde entstehen durch ihre Rotation Zentrifugalkräfte, die der Anziehungskraft der Sonne das Gleichgewicht halten, und beim Verhältnis vom Monde zur Erde ist das gleiche der Fall . . . Ebenso ist ein Atom . . . ein Planetensystem im Kleinen. Die Planeten kreisen wie die Elektrone um den positiv geladenen Kern des Atoms.«

Ebenso erklärlich? Das eine ist so wenig erklärlich wie das andere. Wir sehen zwar das gleiche Gesetz im Mikrokosmos wie im Makrokosmos, erklärlich ist keines. Wir sehen die Einheit der rhythmischen Gesetze und finden den gleichen Geist und den gleichen Willen im Atom wie im Planeten walten.

Aber dadurch, daß sich Unerklärliches milliardenmal wiederholt, oder daß sich Analogien innerhalb des unendlich Großen und des unendlich Kleinen finden, wird das Rätsel nicht zur Selbstverständlichkeit, das Geheimnis nicht zur Lösung und das Unfaßliche nicht zum Erklärlichen.

Jede Erkenntnis (Erfahrung) wird in unserer Seele vom hellen Licht des Zweifels umleuchtet; der Schatten, den sie in diesem Licht wirft, heißt Glaube.

Daß es Naturgesetze gibt, die zu erklären wir außerstande sind – die Entstehung der Welt aus dem Chaos ebensowenig wie

das Wachsen eines Grashalms –, das weiß der Rationalist so gut wie der Mystiker, der Zweifler so gut wie der Gläubige – und mehr weiß keiner.

Der Rationalist versucht, so weit wie möglich mit dem Verstande vorzudringen und je rationalistischer er angelegt ist, umso mehr weiß er, daß er bis auf die letzten Gründe vorzudringen nicht vermag.

Der Mystiker gibt das Vordringen auf, lange noch, ehe es notwendig wäre, er macht nicht einmal von dem bißchen Verstand Gebrauch, das ihm Gott geschenkt hat.

Unserem Verhältnis zur Wahrheit liegt der Irrtum, die Fiktion, ja man könnte sagen die Lüge zugrunde, daß wir sie (die Wahrheit) an sich für wünschenswert, als einen Ausdruck ethischer Vollkommenheit ansehen, was gar nicht der Fall ist.

Wahrheit, insofern sie nichts ist als Richtigkeit, hat keinerlei ethische Bedeutung.

Etwas, was wir als Wahrheit erkannt haben oder auch nur erkannt zu haben glauben, zu bekennen unter Gefahren für unseren Vorteil oder für unser Leben selbst, das ist ein Beweis persönlichen Mutes, nichts anderes, keinesfalls kann es als einen Beweis für die Wahrheit als solche gelten.

Philosophie ist auch Glaube, ja im letzten Sinne Dogma; auch dort, wo sie in Zweifel ausläuft – und dort vielleicht am meisten.

Denn wenn die Linien des Denkens nicht ewig unverbunden in hoffnungsloser Parallele weitergehen sollen, kommt einmal der Schnittpunkt, in dem sie einander treffen – und wir wollten so töricht sein, in diesem Schnittpunkt den Schlußpunkt zu sehen?

Schluß ist immer Willkür; unabhängig von unserem Willen laufen jene Linien weiter bis in die Unendlichkeit, wo sie einander doch treffen, so sehr sie scheinbar in verschiedenen oder gar entgegengesetzten Richtungen gegangen sind.

Ob die Philosophie den freien Willen behauptet oder den Determinismus, ob sie ein allerhöchstes Wesen annimmt, das allwissend und allmächtig ist oder ein ewiges Gesetz, nach dem alles sich vollzieht, oder ob sie das ganze Weltgeschehen als sinnloses Spiel des Zufalls ansieht, das in jedem Augenblick, ohne Eingreifen einer höheren Macht oder eines vorgefaßten Plans oder durch die Laune einer höheren Macht, geändert werden kann – ob der Philosoph die persönliche Unsterblichkeit der Seele an-

nimmt oder einen ewigen Weltgeist, in dem die Individualität wieder aufgeht oder ein absolutes Hinschwinden der Seele mit der Materie, in die das Individuum gehüllt war, oder als die, die bei Lebzeiten auftritt – all das hat mit Wissen nicht das geringste zu tun, all dies ist nur Glaube, und je überzeugter der Philosoph ist, umso mehr nähert sich sein Glaube dem Dogma.

Wenn die heutigen menschlichen Existenzen euch so wenig wert sind, daß ihr sie unbedenklich für eine künftige Generation hinzuopfern bereit seid, wie dürft ihr uns übel nehmen, daß wir diese künftige Generation, von der wir noch gar nichts wissen und deren Wünsche wir nicht kennen, hinopfern für die heutige, von der wir zumindest wissen, daß sie eine Realität bedeutet.

Und nehmen wir nun an, es wäre euch tatsächlich gelungen, diese nächste Generation um den Preis der unsern zu beglücken -- wenn nun das Schicksal irgendein Elementarereignis oder gar den Weltuntergang schickte und die nächste Generation das ihr bestimmte Glück gar nicht erlebte – was dann!

Aus der Logik, der Verantwortlichkeit und der Präzision ins Geschwätz, ins Leere, ins Gespenstische, ins Unverantwortliche flüchten, das nennen wir irrtümlicherweise metaphysisches Bedürfnis.

Könnten wir nicht für eine Weile die Worte: Gott und andere von ähnlich unbestimmtem Charakter aus dem Wörterbuch unseres geistigen Verkehres streichen, bis einigermaßen Ordnung geschafft sein würde?

Es geht doch nicht an, daß die Menschen auf Grund gegenseitigen, so oft absichtlichen Mißverstehens einander verspotten, verhöhnen, beschimpfen, prügeln, totschlagen – und weniger noch geht es an, daß sie sich aus gleichem Grund fromm, freigeistig oder gar geistreich erscheinen.

Sich selbst aufopfern, das könnte am Ende auch eine geringe oder gar lächerliche Idee zu einer großen oder edeln machen. Andere opfern, insbesondere ohne eigene Gefahr, macht auch die größte Idee zu einer geringen, wenn nicht gar zu einer Infamie.

Wer einmal völlig begriffen hat, daß er sterblich ist, für den hat eigentlich die Agonie schon begonnen.

Es geschieht viel mehr Rechtes und Richtiges auf der Welt, als wir zugestehen möchten. Was uns irre macht, ist der Umstand, daß das Rechte beinahe niemals aus dem rechten Grund, am wenigsten aber aus Rechtsgefühl oder aus Gerechtigkeit heraus geschieht.

Verlangt ihr wirklich von einem Satiriker, daß er darauf verzichte zu verletzen, zu verleugnen und zu vernichten – um einer so zweifelhaften oder wenigstens so gleichgültigen Sache willen, wie es die Gerechtigkeit ist? Die wird ihm doch von keinem gedankt, nicht einmal von demjenigen, den er geschont hat. Denn dieses Opfer weiß nichts von dem Pfeil, der an ihm vorbeiging und nichts von dem, der über ihn weg in die Luft gesandt wurde.

Nichts auf der Welt ist unmöglicher als Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Denn selbst wenn irgendeine Handlung, von außen betrachtet, mit irgendeiner anderen ein Gleiches zu bedeuten scheint, – es ist ja doch nicht der gleiche Augenblick, in dem sie geschieht, du bist der Gleiche nicht mehr, so wenig wie die anderen, und du stehst auf einem neuen Punkt der sich kreuzenden, unendlich vielen Kausalitätsketten, also in einer neuen Welt. Darum ist jede Art von Rache genau besehen immer ein Denkfehler.

Einem Bedürftigen oder auch Tausenden von Bedürftigen helfen – das hat mit Güte noch wenig zu tun; in jedem Fall zu tun verstehen, was nicht einem einzelnen in einem bestimmten Augenblick, sondern was ihm für die Zukunft, insbesondere aber was der Allgemeinheit zum Nutzen gereicht, wäre es selbst auf Kosten von einzelnen, darauf kommt es an.

Aber solche Entscheidungen zu treffen vermag nur der Weise. Und darum kann nur der Weise gütig sein, und wer nur gutmütig ist, der ist meistens nicht einmal das, sondern nur gedankenlos oder bequem.

Welch müßige Frage, ob die Materie früher da war oder der Geist, oder ob sie zugleich da war, da es doch in der Ewigkeit kein Früher, kein Später, keinen Anfang und kein Ende gibt. Materie ist geradeso geheimnisvoll oder so göttlich wie der Geist. Vorstellbar ist für uns freilich nur die Materie, aber daß wir die Fähigkeit besitzen, sie zu ahnen, hierin schon ist der Geist wirksam.*

Was wir rückhaltlose, schonungslose Aufrichtigkeit nennen, das pflegt entweder die perfideste oder die naivste Form der Lüge zu bedeuten.*

Welche Überschätzung der Tat an sich gegenüber dem Gedanken. Um wieviel fruchtbarer sind Gedanken als Taten. Die Tat an sich hat immer nur Unruhe, der Gedanke, wenn er wirklich einer war, immer einen Wert in die Welt gebracht. Charakteristisch genug, daß es gerade die Literaten sind, die immer wieder die Tat gegenüber dem Gedanken auszuspielen lieben.

Wenn sich der Tod, zwar unaufhaltsam wie stets, doch mit abgewandtem Antlitz uns nähert, so sprechen wir von Genesung.

Man muß den Mut haben, auch Selbstverständlichkeiten auszusprechen.

Eine Plattheit ist keineswegs dadurch widerlegt, daß man sie als Plattheit erkennt. Die meisten Wahrheiten sind Plattheiten, und man beschimpft sie nicht so sehr deswegen, weil sie Plattheiten, sondern weil sie unwiderlegbare und oft unbequeme Wahrheiten sind.

So wie auch das Atom noch aus Elektronen besteht, und diese Elektronen vermutlich auch noch aus kleineren Elementen, ebenso besteht auch die Ruhe sozusagen noch aus Bewegungen; und auch das scheinbar Konstante hat seinen Rhythmus.

Je mehr der Determinist überzeugt ist von der Alleinherrschaft der Kausalität, umso mehr müßte er auch denjenigen verstehen, der an den freien Willen glaubt, da ja auch dieser Glaube für den Deterministen eine Notwendigkeit bedeuten müßte.

Jeder Versuch, eine Idee praktisch bis in ihre letzte Konsequenz durchzuführen, ist ein Beweis, daß man sie selber nicht ganz verstanden hat.*

Nach Goethe muß man das Unmögliche postulieren, um überhaupt das Mögliche anzustreben. Statt dessen ziehen es die Menschen im allgemeinen vor, zwar das Unmögliche zu postulieren, aber meist zu dem Zweck, um sich damit der Verpflichtung überhoben zu wissen, auch nur das Mögliche anzustreben.**

Für jede Art von Wahrheit gibt es nur ein Kriterium: das Opfer.

Er hat nicht die Dinge, er hat nur die Worte. Doch nein, wenn er sie wirklich hätte, so hätte er ja die Dinge auch. Die Worte haben ihn. Die Worte spielen mit seinem Geist, nicht der Geist mit Worten. Zuweilen kommt es vor, daß die Worte durch seinen Mund auch Wahres, sogar Tiefsinniges aussprechen.

Schmerzlicher, als daß wir niemals die Wahrheit zu hören bekommen, ist, daß wir sie auch beim besten Willen niemals aussprechen können. Denn was wir auch sagen, der andere hört ja die Wahrheit nicht, die wir ihm vermitteln wollten. Was von unseren Lippen kam und was in des anderen Seele dringt, ist niemals das gleiche. Es ist schon im nächsten Augenblick nicht dasselbe mehr: es kommt auf so viel an, was mit deiner Wahrheit und mit deiner Wahrheitsabsicht nichts mehr zu tun hatte: es kommt darauf an, was der andere hören wollte, wie er zu dir steht und so weiter.

Und die Wahrheit um ihrer selbst willen ist kein Wert, so wenig wie ein Geldstück in einem Land, wo es keinen Kurs hat.

Drei Fragen:

1) Ist es überhaupt möglich, einen Begriff präzis zu definieren?

2) Ist es im Interesse der Menschheit wünschenswert, daß alle Begriffe präzis definiert werden?

3) Wird eine solche Definition im allgemeinen oder von Fall zu Fall aufrichtig gewünscht?

Zur ersten Frage: Die präzise Definition eines Begriffs ist nicht möglich, nur eine Allegorisierung, eine Umschreibung oder eine Tautologisierung. Aber durch redliche Bemühung gelingt es in der Mehrzahl der Fälle, sich über die Begriffe, auch über die schwierigsten, soweit zu verständigen, daß Umrisse [erkenntlich werden].

Zur zweiten Frage: Relativ präzise Definition ist immer wünschenswert – mit der geringfügigen Einschränkung, daß durch solche Definitionen manches anregende, dialektische Geistesspiel verloren ginge.

Zur dritten Frage: Präzise Definitionen werden von den wenigsten Menschen ernstlich gewünscht, oft auch von solchen nicht, die sich darum bemüht glauben. Denn sie spüren instinktiv, daß präzise Definitionen das Maß der menschlichen Verantwor-

tung steigern würde. Und das ist es, wogegen sich nicht nur die Masse, sondern auch der einzelne im Tiefsten zur Wehr setzt.*

Die Angst vor Verantwortung ist fast größer als die Angst vor dem Tod, nur wird man sich ihrer seltener bewußt.

Auch die edelsten Gefühle, wenn sie sich an sich selbst genügen lassen und nicht ihrem Sinn gemäß in Handlungen und Taten fruchtbar zu werden vermögen, haben die Neigung zu faulen, und bald erfüllen sie die Umwelt mit einem Duft von Verwesung, wie wir es eben in dieser Zeit mit dem erhabenen Gefühl der sogenannten Menschenliebe erlebt haben.

Vergangenheit, auch bei treuestem Gedächtnis, Zukunft, auch bei prophetischen Gaben, beide sind nur ein Traum, wenn auch die eine Wirklichkeit war und die andere Aussicht hat, es zu werden; in ihrem Verhältnis zur Gegenwart sind sie um nichts realer als Träume. Dem Ungeduldigen aber ist auch die Gegenwart nicht mehr, und so ist er sogar um jene bescheidene Realität betrogen, die dem Menschen immerhin gegönnt ist – den Augenblick.

Wie sollte es nur möglich sein, daß ein Philosoph den andern anerkennt. In dem Augenblick, wo er das aus vollem Herzen täte, müßte er ja seine eigene Überflüssigkeit einsehen.

Mein Respekt vor dem Tugendhaften sinkt im umgekehrten Verhältnis zu den Vorteilen, die jener Tugendhafte seinen Tugenden verdankt; und meine Achtung vor den Sündern steigt im geraden Verhältnis zu den Gefahren, denen er sich durch seine Sünden auszusetzen pflegt.

Auch an der Wahrheit, die einer ausspricht, können wir keine rechte Freude haben, wenn wir fühlen, daß jener sie vielleicht gar nicht ausgesprochen hätte, wenn er es für vorteilhafter gehalten hätte, sie zu verschweigen.

Schicksal –? Eine Baumwurzel, über die du stolperst, ist es ebenso sehr wie der Mörder, der dir mit seinem Dolche auflauert.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages, antwortet Goethe.

Dein Recht aber? Die Forderung des vorigen.
Und deine Ehre? Die Forderung des nächsten.

Flachköpfe – der Rationalist, der Materialist, der Zweifler? Es kommt immer nur auf den Kopf an, ihr Metaphysiker, ihr Idealisten, ihr Gläubigen!

Zwei Spiegel einander gegenüber: für den Kurzsichtigen bedeutet es Verwirrung, für den Weitsichtigen Unendlichkeit.

Wer mit Würde zu empfangen versteht, hat seine Schuld schon zur Hälfte beglichen. Aber das befreit ihn keineswegs von der Verpflichtung, die andere Hälfte mit hundert Prozent Zinsen zu bezahlen.

Man steht im Leben immer wieder vor der Wahl, es sich selbst leicht und den andern schwer zu machen – oder umgekehrt. Aber *hat* man denn die Wahl?

Man sollte sich hüten, Witze von der anderen Seite anzusehen oder auch nur weiterzudenken. Man ahnt nicht, wie traurig sie werden.

(Beispiele: Ehewitze, Schwiegermutterwitze, vor allem die Todeswitze, die immer die wirksamsten sind ⟨aus metaphysischen Gründen⟩.)

Wollen –? Undeutbares Wort.
Manches *müssen* wir wollen –
manches *dürfen* wir wollen –
manches *können* wir wollen.
Aber was *wollen* wir wollen?
Nur was wir wollen *müssen*, wollen wir wirklich. Und dies, ist es noch ein Wollen, ist es nicht schon ein Müssen?

Wenn von tausend Möglichkeiten immer wieder eine sich zur Wirklichkeit entzaubert oder entzaubern muß, hast du noch kein Recht, sie eine Notwendigkeit zu nennen. Eine Möglichkeit muß siegen. Es war selten die beste, nicht einmal die wahrscheinlichste und kaum jemals die notwendigste.

Metaphysische Antinomien: Unfähigkeit, die Unendlichkeit zu erfassen – und zugleich die Unfähigkeit, sich eine begrenzte Welt vorzustellen.

Psychologische Antinomien: Überzeugung, daß mit dem Tod der Person alles vorbei ist – und doch Sehnsucht, über den Tod hinaus zu wirken.

Oder die Überzeugung von der Nichtigkeit aller äußeren Ehren – und zugleich streben danach.

Die Verleumdung ist nicht ganz ohne ethische Bedeutung. Sie schätzt die Möglichkeiten höher ein als die Tatsachen.

Wenn ihr Christus schon als göttliche Erscheinung verehrt, um wieviel tiefer müßt ihr die Kniee erst vor einem Menschen beugen, dem es vielleicht gegeben war, die göttliche Gestalt eines Christus aus seinem eigenen Geist zu erschaffen.

Ein allgerechter Gott ist nur denkbar, wenn man zugleich ein Jenseits mit persönlicher Unsterblichkeit annimmt.

Denn nach unseren menschlichen Begriffen (und wenn wir begrifflich denken, können wir eben nur in menschlichen Begriffen denken, sonst wäre jede Verständigung von Mensch zu Mensch unmöglich) gibt es in unserm Diesseits nichts, was wir als göttliche Gerechtigkeit bezeichnen dürften. Es verträgt sich z. B. mit unseren menschlichen Begriffen von göttlicher Gerechtigkeit so wenig, wenn wir ein zweifellos unschuldiges Kind qualvoll leiden sehen, als wenn wir einen abgefeimten Schuften eine köstliche Existenz führen und ein seliges Ende finden sehen. Und auch wenn wir annehmen, daß die Sünden der Väter tatsächlich an den Kindern gestraft werden, so würde das nur einen neuen Beweis gegen das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit bedeuten; eher könnten wir es noch fassen, wenn Gott die Sünden der Kinder an den Vätern rächte.

Doch wir können niemanden hindern zu glauben, daß im Jenseits der Schuldige seine Strafe und der unschuldige oder gar edle Mensch seinen Lohn erhalte. Erfahrungstatsachen für das Bestehen einer solchen göttlichen Gerechtigkeit existieren nicht. Daß Menschen an sie dennoch glauben, entspringt nur dem Wunsche nach dem Vorhandensein einer solchen Gerechtigkeit und der Verzweiflung über die Ungerechtigkeit, die wir auf Erden überall in ungeheuerstem Maße walten sehen.

Das was, respektive das, worüber wir etwas wissen, macht gewiß nur einen geringen Teil aus von dem, worüber wir nichts wissen und worüber wir zum größeren Teil niemals etwas wissen werden. Aber darum auch das geringe Wissen, das wir uns im

Laufe der Jahrhunderte erworben anzuzweifeln, zu verhöhnen oder geradezu aus der Welt zu leugnen, ist gegen jede Vernunft. Leugnet man auch die – meinetwegen relativen – Erkenntnisse, die uns aus dem Gebrauch unserer Sinne und unseres Verstandes erwachsen, so ist es besser, jedes Forschen, ja jede Diskussion ein für alle Mal zu unterlassen. Auf diesen Standpunkt stellen sich die sogenannten Gläubigen, wenn sie von dem Hochmut der Wissenden sprechen, als wäre ihr Glauben etwas anderes als die Einbildung eines Wissens, für dessen Realität sie sich auf Erleuchtung, Offenbarung, Gnade berufen mit einer Unbelehrbarkeit, einem Hochmut und meistens auch mit einer Intoleranz, wie wir sie bei den Forschern nur in seltensten Fällen und da meistens auf Einzelheiten beschränkt finden.

Das Göttliche, das Unfaßbare und doch im Gegensatz zu manchem andern sogenannten Göttlichen nicht aus der Welt zu Leugnende – Realitäten trotz ihres scheinbar irrealen Gehalts – sind Musik, Mathematik, Gewissen.

Die erste – Schönheit, für die jede Erklärung versagt.

Die zweite – eine aprioristische Gesetzmäßigkeit, die außerhalb aller Erfahrungen steht, Brücke in die Unendlichkeit.

Das dritte – das absolut sichere Gefühl, daß wir Recht oder Unrecht tun, auch in Fällen, wo ein Nutzen oder ein Schaden weder für uns noch für andere nachzuweisen ist. Also das Gefühl von Recht und Unrecht an sich.

Gibt es einen Gott, so ist die Art, in der ihr ihn verehrt, Gotteslästerung.

Den Begriff des Ketzers hat erst das Christentum in die Welt gebracht, vorher kannte man nur den Heiden, der eigentlich nur ein Fremder war, aber kein Bösewicht, eher bedauernswert als der Vernichtung würdig. Erst wenn einer Ketzer sagt, klingt Verachtung, Haß, Drohung mit. Von allen hochmütigen Worten, die das Christentum – oder besser die Kirche – erfand, ist es das böseste, gottloseste und törichteste dazu.

Auch der Gottloseste hat immer noch seinen Glauben, und der Frömmste noch hat seinen Zweifel. Ob und wie Glauben und Zweifel in ein und derselben Seele sich zu verständigen wissen, darauf kommt es an; das gibt die Beziehung zur Welt, – Religion.**

Wenn die Pfaffen von Gotteslästerung sprechen, so meinen sie damit immer nur eine Gefährdung ihres Machtdünkels oder ihrer Macht. Die wahren Priester aber wissen, daß es Gotteslästerung überhaupt nicht gibt, so gut wie der wahre König weiß, daß das nur lächerlich ist, was die Höflinge Majestätsbeleidigung zu nennen pflegen.**

Das Ernstnehmen gewisser Probleme, die in Wirklichkeit keine sind, bedeutet einen Zeitverlust, der in der Entwicklung der Kultur eine viel bedeutungsvollere Rolle spielt als man gemeiniglich zugesteht. Es geht wahrhaftig nicht an, daß man sich vor der Betrachtung neuer Erkenntnisse, vor der Behandlung wesentlicher neuer Fragen immer wieder mit den törichtesten Dogmen, mit Vorurteilen, mit sogenannten religiösen Bedenken, mit dem wahnwitzigsten Aberglauben auseinanderzusetzen hat, daß man sich zu einer Verbeugung vor den Leuten verpflichtet fühlt, denen man zumindest ihre ehrliche Überzeugung zubilligen möchte, auch wenn man weiß, daß es mit der Überzeugung und auch mit der Ehrlichkeit nicht weit her ist.

Es ist genau so, als wenn man im alten Griechenland vor jeder naturwissenschaftlichen oder philosophischen Diskussion genötigt gewesen wäre, den Gläubigen zu beweisen, daß Minerva nicht wirklich aus dem Haupte Jupiters entsprungen sein könne, daß diese Auffassung eigentlich nur einen symbolischen Sinn habe. In jener Zeit aber hat man es den Menschen nicht mehr als Tugend angerechnet, wenn sie entweder eine vollkommene Unsinnigkeit tatsächlich glaubten, oder hat ihnen gar das Recht eingeräumt, sich über die anderen Leute erhaben zu fühlen, die zwischen Allegorie und Realität zu unterscheiden wissen.

Es sollte bedenklich stimmen, daß im allgemeinen die sogenannten Frommen schon einfach um dieses sogenannten Glaubens willen belobt werden, so wie die Patrioten um ihrer Vaterlandsliebe, ohne daß ein weiterer Beweis für jenen Glauben oder für den Sinn dieses Glaubens oder gar ein Opfer gefordert würde. Daß man aber diejenigen verdächtigt oder gar verfolgt, die ihre Vaterlandsliebe nicht als Banner voraustragen oder die es vorziehen, ihren Glauben (denn jeder hat irgendeinen) als ihre Privatsache zu betrachten, ohne daß sie Proselyten zu werben suchen – das ist das schlimmste und unsinnigste von allem.

Was man an Lobsprüchen für die sogenannten Gottsucher, für

die gläubigen Seelen, manchmal auch für die Patrioten in sonst leidlich vernünftigen Referaten und Artikeln zu lesen bekommt, das wird einer späteren Epoche unfaßbar erscheinen. Und vor allem wird man fragen, was denn eigentlich einer tun, wie sich einer gebärden müßte, daß man von ihm behaupten könnte, er sei kein Gottsucher oder kein Gläubiger. Sollen wir wirklich nur diejenigen gläubig heißen, die das Unglaubwürdige, das Unwahrscheinliche, das Törichte glauben? Nur derjenige als Gottsucher gelten, der seinen Gott dort sucht, wo er ihn mit Millionen anderen zu teilen hätte?

Der sogenannte Kampf der Weltanschauungen beginnt in Wirklichkeit erst jenseits aller religiösen Fragen, nicht nur aller politischen. Er spielt sich dort ab, wo es keine Partei, kein Parteigezänk und keine Unduldsamkeit gibt.

In keiner Zeit noch ist das Wort Gott so oft ausgesprochen worden als in dieser, und noch niemals hat es von Gottsuchern so gewimmelt wie heute. Noch niemals war so viel von religiösem Gefühl, seinem Mangel und seinem Vorhandensein die Rede. Religiöses Bedürfnis – nein, Schwatzlust, und zwar Schwatzlust ohne viel Risiko und viel billigem Ruhm ist ja fast ein Talisman gegenüber einer gewissen Sorte – ach sein wir nicht allzu vorsichtig – ein Talisman überhaupt gegenüber jeder Kritik.

Unsere Seele ist ewig, ja, aber nicht mehr in gleicher Weise die unsere. Das, was in uns Seele war, ist ewig, wie auch das, was in uns Körper war, ewig ist, wie überhaupt alles ewig ist, da innerhalb der Unendlichkeit nichts verloren gehen kann.

Sowie irgendeine Zelle ihres Lebens in einem zugrundegegangenen Zellenkomplex sich nicht mehr zu erinnern vermag, wie sie vor der durch unseren privaten Tod veränderten Zusammensetzung gewesen ist, so weiß auch jene Seele, die durch unseren Tod zur Allseele zurückkehrte, von ihrem früheren Dasein nichts mehr. Nicht das Leben, aber das Ich ist mit dem Tode vorbei. Was immer daraus wird, ist für dieses Ich, das sich bei Lebzeiten darüber Gedanken macht, gleichgültig. Und selbst wenn ein Ich in unserem Sinn, also ein bewußtes, übrigbliebe, weiterlebte, könnte es dem Ich, das es früher gewesen, nur mit Gleichgültigkeit gegenüberstehen, und ganz gewiß dem religiös eingestellten Ich.

Wenn der heilige Franziskus von Assisi vom Bruder Vogel und vom Bruder Schmetterling spricht, so vermögen wir es, ihm nachzufühlen, wenn sich der gute Geschmack vielleicht weniger gegen die Sentimentalität dieser Ausdrucksweise als gegen das gerührt-selbstgefällige Nachbeten und die Übertreibungen seiner Jünger wehrt. Aber immerhin hat er es vermieden, Bruder Floh zu sagen, und auch seine talentvollsten und edelsten Bewunderer dürften für den Bruder Pestbazillus keine besondere Zärtlichkeit aufbringen.

Das nichtigste und leerste Wort gerade in seiner Vieldeutigkeit ist das Wort Glaube. Wenn wir überhaupt verstehen wollen, was darunter gemeint ist, so müssen wir drei Stufen des Glaubens oder der Gläubigkeit unterscheiden.

Die erste: der Glaube, daß alles, also auch Qual und Schmerz und Unglück, dessen Sinn wir absolut nicht zu erfassen vermögen, (Krankheit eines unschuldigen Kindes, mörderische Elementarereignisse, offenbar an einem Wehrlosen verübtes Unrecht) doch einen Sinn haben muß; daß also Gott seine uns verborgenen Zwecke nicht anders erreichen kann oder erreichen will, als dadurch, daß er auch unschuldige Menschen grausam leiden läßt.

Die zweite Stufe, daß Gott jedes einzelne Schicksal, das größte wie das kleinste, nach seinen Wünschen und Absichten zu irgendeinem Guten lenkt, wenn dieses Gute sich auch erst in einem jenseitigen Leben zu entfalten vermöchte.

Die dritte Stufe: der Glaube, daß es Offenbarungen gibt, durch die sich die Gottheit den Sterblichen kundgibt und zwar, je nach den Konfessionen in verschiedener Art, in ethnologisch wechselnder Maskierung.

All diese verschiedenen Arten von Gläubigkeit haben mit unserer uns gleichfalls von Gott eingegebener Logik nichts zu tun, denn auch unter den weisesten Menschen ist diese Gläubigkeit in allen ihren Erscheinungsformen zu finden, und so bleibt uns nichts übrig, als hier entweder krankhafte partielle Störungen des Denkvermögens oder angeborene Seelenzustände anzunehmen.

Alle die Leute, die so bereit sind, bei den andern Frömmigkeit und Schicksalsergebung zu erwarten, ja zu fordern, sind sofort dabei, an ihrem Gott irre zu werden, wenn ein Unglück, wie sie es täglich dutzende Male in einiger Entfernung beobachten kön-

nen, ohne daß sie persönlich darunter zu leiden haben, sich in ihrer nächsten Nähe oder gar an ihnen selbst zuträgt. Und was noch sonderbarer ist, es besteht eine gewisse Neigung bei den Frommen, auch dieses Irrewerden an Gott und am Glauben verzeihlich zu finden, ja geradezu wieder als eine religiöse Erscheinung zu deuten.

Was die Gläubigen glauben oder zu glauben vorgeben oder zu glauben sich einbilden, ist an und für sich in keiner Weise wunderbarer als was der relativ Wissende glaubt oder zu glauben pflegt. Es ist nur minder wahrscheinlich und unbewiesen. Der Gläubige beruft sich auf die Offenbarung, die ihm keineswegs von Gott übermittelt wurde – es sei denn, er wäre selbst ein Heiliger oder Prophet –, sondern doch wieder nur von solchen Menschen, denen diese Offenbarung wieder von andern übermittelt wurde.

Es ist durchaus nicht einzusehen, warum uns solche Offenbarungen a priori glaubhafter oder gar verehrungswürdiger erscheinen sollen als jene anderen Offenbarungen, die uns durch unsere Sinne, durch unser Denken geworden sind und die wir Erkenntnisse nennen.

Um diesen zu mißtrauen, wie es die Gläubigen gerne tun, besteht gerade für Gläubige keinerlei Anlaß, da doch sie vor allem annehmen müssen, daß uns unsere Sinne und unsere Denkfähigkeit gleichfalls von Gott kommen, und sie doch nicht annehmen dürfen, daß Gott mit den Leuten, denen er solche Gaben verliehen, nur seinen Spaß treibt.

Gerade die Gläubigen müßten in dem, was wir Wissen nennen (alle Unzulänglichkeit, alle Irrtümer, alle Überheblichkeit zugegeben), eine Offenbarung Gottes ebenso erblicken, wie in all dem andern, was sie im besondern göttliche Offenbarung zu nennen pflegen, und für die es überhaupt keinen andern Beweis gibt als den Glauben daran.

Wissenschaftliche Entdeckungen lassen sich nachprüfen und wollen nachgeprüft werden, und kein Gelehrter, kein Forscher wird es jemals wagen, sich auf seine mühselig erworbenen Erkenntnisse als auf göttliche Offenbarungen zu berufen, an denen zu zweifeln Sünde wäre. Die Gläubigen aber wagen es, jeden Versuch einer Nachprüfung als lästerlich zu schmähen, wenn sie auf Erscheinungen und Dogmen bezogen wird, die sie als Offenbarung bezeichnen.

Der Zweifler – der Gläubige: sollten wir nicht andere Bezeichnungen für sie wählen? Statt Zweifler wäre nicht besser: der Fragende? (Denn der Zweifler ist keineswegs ungläubig, er weiß nur nicht, was er glauben soll. Da jede Religion andere Glaubenssatzungen hat, müssen sich alle außer einer, wahrscheinlich sogar jede, in einem Irrtum befinden.) Statt des Namens der Gläubige, sollten wir lieber sagen: der Leichtgläubige – dies im allerbesten Fall. Oder der Abergläubische, der Gedankenfaule, der Schwachsinnige oder der Schwindler? (Hochmütig ist der Gläubige in jedem Fall. Er sieht mit Verachtung, ja mit einer Neigung zu verdächtigen auf den sogenannten Zweifler herab.)

Glaube kann nichts anderes bedeuten als die Überzeugung davon, daß das Leben als solches mit all seinen Unbegreiflichkeiten, mit all seinen Grauen und mit all seinen Wundern einen Sinn hat. Jedenfalls ist der Glaube eine Sache, die mit dem Geist absolut nichts zu tun hat, er ist nur eine Angelegenheit des Gemütes, das mit dem Charakter zwar verwandt ist, aber doch wieder davon geschieden sein muß. Dieser Glaube gibt dem Leben im allgemeinen, keineswegs dem Leben an sich, aber doch dem Leben des Gläubigen einen Sinn.

Es gibt nur eines, was wir mit vollkommener Sicherheit wissen: daß wir um uns, über oder unter uns ein Element, ein Unbekanntes, ein Unfaßbares fühlen, das unserer Einflußnahme vollkommen entrückt ist. Wir wissen aber nicht, inwiefern wir selbst der Einflußnahme dieses Unfaßbaren ausgeliefert sind.

Du magst deinen neuen Glauben ebenso hoch halten, wie du deinen früheren gehalten hast, du bist indes in jedem Falle ein schlechterer geworden als du warst, denn du bist nun ein Renegat.

Und wenn du zu deinem neuen Gott ebenso andächtig betest als zu jenem, den du verließest, der neue Gott ist darum kein besserer als der frühere war, du bist aber ein schlechterer geworden.

Wenn ihr den Knaben züchtigt, der den Schmetterling aufspießt und ihn dann zappeln läßt, fürchtet ihr denn nicht, daß er sich auf euern Gott berufen könnte, von dem ihr allen Ernstes annehmt, daß er einen Menschen zuerst aufs grausamste foltert,

um ihn erst nach geraumer Zeit, wie ihr selbst sagt, durch den Tod zu erlösen?

Die bange Frage, die Christus am Kreuz zum Himmel stöhnte, ist allgemein bekannt geworden. »Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Aber kennt ihr auch die Antwort, die Gott ihm gegeben? Es gibt darüber verschiedene Versionen: Die eine: Wie, du fragst mich und hattest doch die Kühnheit, dich für den Messias auszugeben?

Eine zweite: Wenn du doch immer hofftest, daß ich dich im letzten Augenblick vom Kreuzestod erretten würde, warum gabst du dich für den Helden aus, der durch seinen Opfertod die Menschheit erlösen wollte?

Die dritte: Warum ich dich verließ? Weil ich von allem Anbeginn wußte, daß du mich fragen würdest.

Eine vierte: Weil du die Verwegenheit hattest, dich für meinen Sohn auszugeben.

Eine fünfte, die am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat: Warum ich dich verließ? Weil es nicht meines Amtes ist, mich um das Schicksal jedes Narren zu kümmern.

Ein fünfjähriges Kind will zur Mutter immer »Mutti« sagen. Die Mutter, besoffen, schlägt sie [*sic*] tot. Das hat sich neulich hier zugetragen.

Wenn mir nun einer sagen kann, wie sich ein solcher Vorfall mit dem Begriff eines allmächtigen, allgütigen, allwissenden Gottes in Einklang bringen läßt, so will ich ein frommer Mann werden.

Aber ich fürchte, man wird mir höchstens antworten, daß wir armen Menschen eben zu nichtig seien, um Gott und die Gründe seines Handelns zu verstehen und daß seine Allgüte, seine Allmacht und seine Allwissenheit überhaupt etwas ganz anderes bedeuten, als wir unter diesen Worten begreifen.

Nun gut. So würde ich vorschlagen, zur Vermeidung von Mißverständnissen andere Ausdrücke zu wählen. Umsomehr, als ja diese drei Worte und Eigenschaften in unserem Sinn auf den Gott, zu dem wir beten, in keiner Weise zutreffen.

Ist Gott der Traum der Menschheit? Er wäre zu schön. Ist die Menschheit der Traum Gottes? Er wäre zu abscheulich.

Die Gläubigen gestatten sich ohneweiters, an der Wahrheit und Verläßlichkeit wissenschaftlicher Entdeckungen zu zweifeln. Ja, sie tun sich auf diese Zweifel noch etwas zugute und verhöhnen die Gelehrten und Forscher, die, mit der immerhin gebotenen Skepsis, an ihre Beobachtungen, Erkenntnisse, Errungenschaften glauben. Sie empören sich aber und empfinden es als Hochmut, wenn nicht gar als Gotteslästerung, wenn andere Menschen an der Tatsache der sogenannten Offenbarung zweifeln, die sich von den wissenschaftlichen Erkenntnissen zum mindesten dadurch unterscheidet, daß auch die Gläubigsten der Gläubigen nicht imstande sind, sie nachzuprüfen, und daß sie keinem von ihnen auf direktem Wege geworden, sondern nur vom Hörensagen bekannt geworden ist.

Eine Gestalt wie Jesus aus der Phantasie zu erschaffen war eine wunderbarere Leistung als alle Wunder sind, die Jesus gewirkt hat, nur vorausgesetzt, daß sie geschehen sind.

Warum also ihr Gläubigen, seid ihr so ungehalten über die Leute, die an den Dichter der Jesusgestalt zu glauben eher geneigt sind als an die Gestalt Jesu selbst? Ihr Irdisches, sei es das eines Dichters, sei es das eines Jesus, ist lange dahin. Ihr Unvergängliches, wessen es auch sei, strahlt durch die Jahrhunderte.

Gott an die Menschheit.

Ihr mißversteht mich.

Ich kann nicht für euch alle sorgen, nicht nur ihr Menschen, auch die wilden Tiere und ebenso die Bazillen sind meine Geschöpfe.

Ich weiß nicht, warum ihr das Recht der Bazillen auf ihr Dasein als weniger im Sinne der Schöpfung anseht als das eure.

Vor mir sind alle lebendigen Geschöpfe gleich.

Ihr tut euch zuviel auf euer Bewußtsein zugute oder auf das, was ihr so nennt. Ihr wißt nicht, ob nicht die anderen Geschöpfe auch eines haben, das freilich dem euern nicht gleicht. Ist aber nicht euch Menschen das Leid der anderen Geschöpfe geradeso gleichgültig wie das eure jenen zu sein scheint, den wilden Tieren so gut wie den Bazillen?

Das Glaubensproblem ist im Grunde so einfach, daß man durchaus aus einer Charakterfrage, besser aus einer Seelenzustandsfrage, eine geistige zu machen sucht, die sie doch niemals werden kann und darf.

Als ein Geistiges kommt das Glaubensproblem überhaupt nicht in Betracht. Hier gibt es nur Tautologie, Wortstreitigkeiten und kindliche Mißverständnisse.

Die Frage ist immer wieder die: Kommt für Gott oder das Schicksal das Individuum überhaupt in Betracht, so daß Er oder Es persönlich lenkt, eingreift und fallweise das Kausalitätsgesetz aufzuheben imstande ist?

Übrigens geht auch der Gläubigste in seinem Glauben nicht weiter, als daß er eine solche Aufhebung des Kausalitätsgesetzes, nie aber so weit, daß er auch die Kategorien von Raum und Zeit aus der Welt zu denken vermöchte.

Der Glaube hat viele Stufen.

1. Es gibt Menschen, die glauben.
2. Menschen, die sich einbilden zu glauben.
3. Menschen, die anderen vorspiegeln, daß sie glauben.

Schon der Glaube an sich hat seine verschiedenen Grade.

Der einfachste: das Gefühl, daß irgend etwas Unfaßbares, von uns völlig Unabhängiges existiert, das dazu von uns absolut nicht zu beeinflussen ist.

Der Glaube, daß dieses Unfaßbare an unserem Schicksal teilnimmt, ja zu beeinflussen ist durch Andacht, Gebet, gute Werke, sogar durch Einhaltung gewisser Formen.

Der Dogmenglaube ist der Glaube an die Offenbarungen einer bestimmten Religion (also der Juden an den Berg Sinai, der Christen an die unbefleckte Empfängnis, der Griechen an die Geburt Minervas aus der Stirne Jupiters).

Die Gründe des Vorspiegelns: Feigheit, Bequemlichkeit, Snobismus.

Ich hätte nichts gegen Gläubigkeit einzuwenden; wenn der Gläubige sich nicht so gern über diejenigen erhaben fühlte, denen es an Gläubigkeit mangelt. Dieser Stolz widerspricht geradezu dem Sinn jeder Gläubigkeit, ja hebt ihn geradezu wieder auf. Und doch ist es beinahe leichter, seine Feinde zu lieben als die, die anderer Ansicht sind.

Moral ist die Logik innerhalb des Sittlichen. Logik die Moral innerhalb des Geistigen. Darum ist der Böse in seinem Geist immer auch dumm und der Dumme in seiner Seele immer bös.

Kein Philosoph und kein Heiliger ist jemals seinen Weg bis zu Ende gegangen. An irgendeinem Punkte seiner Wanderung, ob er nun müde oder mutlos geworden, ruht er aus, baut einen Altar und verrichtet seine Andacht, als wenn er am Ziele wäre. Doch der Weg, unbekümmert, geht jenseits des Altars weiter und verschwindet in dem Dämmern der Unendlichkeit.**

O Meister, wäre dein Genie doch aromatisch genug, um den penetranten Duft deiner Jünger zu überduften!

Wem der Himmel zu fern ist, der mag sich mit seiner Andacht vor einem Altar bescheiden. Wahre Gebete fliegen hoch über jenen Altar zu Gott.

Manche Leute sind gerade noch aufgeklärt genug, um an Gespenster nicht zu glauben, aber immerhin in Zweifel, ob nicht vor hundert Jahren noch welche existiert haben.

Wir sollen uns vor Gott beugen? So geht doch erst aus dem Weg, ihr Pfaffen, damit wir besser sehen können, wovor wir uns beugen sollen.

Religionsfeinde? Es ist, wie wenn man sagte: Unendlichkeitsfeinde, Ewigkeitsfeinde. Aber ihr meint ja mit Religionsfeinden doch nur die Feinde der Dogmatiker und der Pfaffen und ihr vergeßt, daß diese Leute mit der Religion, wie wir sie verstehen, überhaupt nicht das allergeringste zu tun haben. Es sind sozusagen subalterne Beamte der Gottheit.

Mit Wunder bezeichnen wir das Unglaubwürdige einer Erscheinung, die mit den uns bekannten Naturgesetzen in unaufgeklärtem Widerspruch steht. Doch das eigentliche Wunder ist das Naturgesetz selbst – das ist das Unerklärliche an sich und doch ein für alle Mal Vorauszusetzende. Wir aber nennen Wunder das Seltene, Einmalige, eigentlich Niemalige.

Zweifel ist vielen Frommen ein lästerliches Wort, denen Frage noch ein erlaubtes bedeutet. Und doch ist in Hinsicht auf die ewigen Dinge Frage und Zweifel genau dasselbe. Indem wir zweifeln, fragen wir; indem wir fragen, stellen wir fest, daß wir zweifeln. Das einzige, woran wir tatsächlich nicht zweifeln, ist,

daß wir niemals etwas Bestimmtes wissen werden. Darin sind sich Gläubige und Skeptiker vollkommen einig.

Wer als Ungläubiger mit einem guten Katholiken in eine religiöse Diskussion sich einläßt, erlebt immer wieder den Augenblick, da er sich einem gegenüber befindet, der sich im Besitze der Gnade, als Missionär – oder gar als Verzeihender gebärdet.

Daß Christus die Menschheit erlöst habe, ist nicht einmal eine Irrlehre, es ist eine der törichtesten Phrasen, die je die Welt verdunkelt haben.

Wovon hat Christus durch seinen Opfertod – und war es ein Opfertod, ein freiwilliger Opfertod, so müssen wir wohl einen Teil der Schuld an diesem Tod von dem Konto der Römer und der Juden abstreichen – wovon hat er die Menschheit erlöst? Von Schuld? Von Leid? Von Tod? Ist seit Christi Sterben das Maß der Schuld, des Leidens und des Todes auf Erden geringer geworden? Weiß mancher Fromme durch den Opfertod Christi sich selbst von seiner Schuld befreit, oder weiß er durch die Beichte seine Seele entlastet, oder meint er, wenn der Priester ihn in aller Form absolvierte, daß das Maß seiner gerechten Schuld vor Gott geringer geworden ist?*

Und das Leiden? Nur die Wissenschaft durch lebensrettende Operationen, durch Entdeckung von schmerzstillenden Mitteln hat das Maß des körperlichen Leidens um ein Geringes verringert – lauter Fortschritte, die lange nach Christi Opfertod eingetreten sind.

Und inwiefern hätte Christus die Menschheit vom Tod erlöst? Wenn wir die persönliche Unsterblichkeit als gewiß annehmen, wie es manche Fromme und ganz besonders wenn sie es mit Recht tun, dann wäre es vollends unsinnig anzunehmen, daß sie erst durch Jesus in die Welt gekommen sei, denn sie muß schon existiert haben, ehe Jesus seinen Opfertod gestorben ist.

Neulich las ich in einer Kritik über ein philosophisches Buch als besonderes Lob für den Verfasser die Gläubigkeit gerühmt, mit der er sich an die Natur hingebe.

Ich fragte mich, wie es denn möglich sei, sich an die Natur ungläubig hinzugeben, und was überhaupt damit ausgedrückt sei, daß einer an die Natur glaube und ein anderer nicht.

Man kann in einem persönlichen Sinn Gott leugnen, aber doch

nicht die Natur. Aber wenn man die Existenz der Natur anerkennt, so erkennt man auch den Schöpfer Gott an.

Man kann Beziehungen verschiedener Art zur Natur haben: sentimentale oder gleichgültige, künstlerische oder wissenschaftliche, aber man kann nicht anders, als sie glauben, was mit Frömmigkeit in dogmatischem Sinn natürlich nicht das Geringste zu tun hat.**

Wie wenig sicher die Gläubigen sich eigentlich ihrer Sache fühlen, insbesondere aber diejenigen, die aus dem Glauben einen Beruf, wenn nicht gar ein Geschäft machen, dafür ist der einfachste Beweis, daß sie den Glauben zu einer Tugend gestempelt haben.

Worte noch so klug und noch so wohlgesetzt, sie bleiben Geschwätz, wenn sie nur von der Freude am Wort eingegeben sind und nicht vom Glauben an die Sache.

Ohne den Begriff Gott könnten wir am Ende auskommen. Leider nicht ohne das Wort.

Der Gläubige, wenn er sich dem Zweifler überlegen fühlt, der Zweifler, wenn er über den Gläubigen spottet – setzen sie sich nicht beide in Widerspruch mit sich selbst?

[PSYCHOLOGISCHES]

Krankheit – entwürdigend und vereinsamend. Anfangs ein Fremdes, dann besitzergreifend – umschließend. *1911*

Ob es nicht vielleicht höchst vernünftige Menschen gibt, die sich mit Absicht in die undurchdringliche Einsamkeit der Verrücktheit zurückziehen, um alle Fäden zwischen sich und den Menschen abzuschneiden? *1930*

Wir sagen von einem, daß er ein Doppelleben führe; führt er nicht manchmal gerade erst ein ganzes, ein wirkliches, also sein eigenes Leben dadurch, daß er scheinbar zwei verschiedene Leben führt? Und wie viele führen ein halbes Leben, weil sie nicht den Mut haben, ein ganzes zu führen, das anderen wie ein Doppelleben erschiene.

In jeder Polemik hat man nicht nur für seine Überzeugung und gegen eine andere zu kämpfen; wie schön, wie rein wäre das. Man hat auch gegen die Dummheit und die Schurkerei an sich zu kämpfen, die ohne Überzeugung, ohne Kenntnisse, aus unsachlichen Gründen, oft nur aus Streitlust und dabei unbeschwert durch die Last, die eine echte Überzeugung bedeutet, die Polemik führt.

Der Immune ist im gewissen Sinn auch ein Ausgeschlossener.

Eitelkeit ist oft nur ein Ausdruck für das physiologische Bedürfnis des Organismus nach Aufmunterung.

Weltschmerz? Nein, Weltironie.

Seelenmörder verschiedener Art, zynische und sentimentale.

Auch widerwärtige Eindrücke lassen sich genießen.

Die Leute sind am schlimmsten dran, die mehr Temperament haben als Mut.

Während wir träumen, sind wir da nicht vielleicht Gespenster in den Träumen der andern?

Ja, wenn eine Schlacht gewonnen wäre dadurch, daß man den lautesten Trompeter wegschießt!

Das Wichtigste im Verkehr mit Menschen: Ihnen ihre Ausreden wegräumen.

Du willst einen Menschen besitzen? – Kenne ihn.

Recke dich nicht allzu hoch, ohne vorher aufwärts zu schauen; du weißt nicht, wo deine Decke ist.

Auch der erste Schritt gehört zum Wege.

Die Eleganz ist der Geschmack der andern.

Der brennt am heißesten von allen Schmerzen, der fahl vom Feuer der Verachtung schwählt.

Wie eilig ordnet sich Geschehnes ein.

Tage von verschiedener Helle, Nächte von verschiedenen Tiefen.

Sie tummeln ihre Rosse, aber sie reiten sie nicht.

Bei jedem Unglück, das uns betrifft, geben wir, wenn auch unbewußt, einem letzten Anlaß die Schuld und können kaum anders. Denn wenn wir auch nur den letzten berücksichtigen, so müßten wir bis zum allerersten zurückgehen. Und um den zu finden, verlören wir uns allzuweit in die Regionen, wo es keine Schuld und keine Vorwürfe, also auch keine Selbstvorwürfe mehr gibt, und dies ist eine Atmosphäre, in der weder unsere Seele noch unser Geist weiter zu atmen vermöchte.

Bestechlichkeit im weitesten Sinn ist eine allgemein menschliche Eigenschaft; ja, menschliche Beziehungen sind überhaupt nur

dadurch möglich, daß wir alle in einem geringeren oder höheren Grad bestechlich sind. Wo wir Liebe, Gunst, Sympathie, ja nur Höflichkeit spüren, sind wir im Grunde schon bestochen, und unser Urteil ist daher niemals völlig objektiv und ist es umso weniger, je mehr wir uns bemühen, unbestechlich zu bleiben.

Die Bestechlichkeit gibt sich keineswegs im rein Persönlichen aus, auch ein Werk, eine Tat, eine Geste kann uns schmeicheln, sei es indem sie unsere Eigenliebe, unsere Ansichten oder unser Weltgefühl bestätigt.

Erst dort, wo wir die Bestechlichkeit der andern wissentlich zu unserem persönlichen Vorteil oder gar zum Nachteil eines andern ausnützen, ist sie vom Übel, aber die Schuld liegt dabei mehr an uns als an dem, von dessen Bestechlichkeit wir profitierten.

Der Geist ist stets bereit, tausend Seelen aufzuopfern auch zu Gunsten eines fernsten Ziels; das Herz, je größer es ist, opfert immer nur sich selbst, auch wenn das Ziel sich schon ganz nahe zeigt.

Kein Mensch ist wahrhaft groß, der in uns nicht den Drang auslöst, ihn symbolisch oder gar mythisch zu sehen.

Kleinere und größere Anfälle von Eitelkeit hat jeder Mensch zu bestehen. Ja, man darf sagen, jeder Mensch leidet mehr oder weniger unter solchen Anfällen. Denn wo die Eitelkeit nicht als allumfassend und als unablässig wirkend vorhanden ist, erleichtert sie nicht, sondern erschwert das Leben. Die wahre Eitelkeit aber ist das schlimmste von allen Lastern, weil es das einzige ist, dem Kontinuität zukommt. Jedes andere, Hochmut, Bosheit, Diebesgelüste, Völlerei – vielleicht weniger dank einem Vorzug als dank einer Schwäche der menschlichen Natur – vermag sich immer nur von Fall zu Fall kundzutun. Die wahre Eitelkeit jedoch ist immer da. Sie ist in allem, was der Eitle sagt und auch in allem, was er verschweigt, in allem, was er tut und auch in allem, was er hinterläßt. Und sie verbreitet einen Seelenduft von solcher Penetranz, daß er durch den Wohlgeruch keiner Tugend zu übertäuben ist.

Das Mißverhältnis zwischen einer Idee und den Menschen, die diese Idee verwirklichen sollen, ist in jedem Falle größer als das zwischen den Menschen, die für diese Idee sterben und denen, die sie verraten.

Auch mit den klügsten Menschen bereitet der Umgang kein Vergnügen, wenn sie immer noch klüger scheinen möchten, als sie sind.

Wie in den Kämpfen des öffentlichen Lebens ist auch in denen des Alltags die Macht bei den Mittelmäßigen: wie dort bei den Mittelmäßigen des Geistes, so hier bei den Mittelmäßigen des Gefühls; denn wer die Dinge und die Menschen ernst nimmt, ist immer der Schwächere.

Die Selbsterkenntnis kann ihre Grenzen beinahe ins Ungemessene erweitern. Die Grenzen der Selbstbestimmung hingegen scheinen unverrückbar. Aber auch sie sind es nicht. Wahrhaft ohnmächtig sind wir nur, wo das Reich unserer Gefühle und Stimmungen beginnt.*

Hypochondrie beruht auf der zwangshaft falschen Einschätzung der Zahl von Wahrscheinlichkeiten gegenüber der Zahl von Möglichkeiten. Wo Gewißheit vorliegt, kann man von Hypochondrie überhaupt nicht mehr sprechen.

In der Vorstellung des Hypochonders spielen die Möglichkeiten eine größere Rolle als die Wahrscheinlichkeiten. Und auch eine geringe Wahrscheinlichkeit wandelt sich bei ihm ohneweiters zur fixen Idee.

Es gibt Eigenschaften, die, an sich kaum bedeutungsvoll, wenn sie nicht genügend gehemmt sind oder gar durch irgendeinen Umstand gereizt werden, andere, ursprünglich wesentliche Eigenschaften des betreffenden Individuums schädigend beeinflussen, ja sie geradezu vernichten können. Eine dieser Eigenheiten ist der Witz, an dem Takt, Anständigkeit, Klarheit, Güte, Gerechtigkeit völlig zugrunde gehen können, wenn er überwuchert. Dadurch unterscheidet er sich vom Humor, der in gewissem Sinne den Witz nicht aufkommen läßt.

Hunderte, Millionen Menschen sind gestorben, und von allen diesen sind nach unkontrollierbaren Angaben nach ihrem Tode seit Erschaffung der Welt kaum hundert oder tausend ihren Angehörigen erschienen. Und im Laboratorium, vor Forschern, wie Richet[9] und Schrenck-Notzing[10] unter Ausnahmsbedingungen, unter allen möglichen Kautelen, bis heute noch kein Dutzend.

Es drängt sich die Frage auf, warum solche Erscheinung erfolgt, wenn überhaupt, warum so wenig? Warum nur unter ganz besonderen, zu diesem Zweck eigens geschaffenen, äußeren Bedingungen vor spärlichen Eingeweihten und Zugelassenen?

Sollten nur ganz wenige Menschen die Gabe haben, die Geister zur Erscheinung oder gar zur Materialisation zu zwingen?

Oder ist es so, daß den Geistern im allgemeinen die Gabe des willkürlichen Erscheinens fehlt und daß sie auf den Ruf der Geisterbeschwörer angewiesen sind?

Was nun die Antworten aus dem Geisterreich anbelangt, die durch Tischklopfen erfolgen, ohne daß eine Stimme ertönt und zu deren Verständnis eine uns etwas läppisch anmutende Übersetzungstechnik nötig sind, so fällt es uns auf, daß sich diese Antworten kaum je durch besondere Intelligenz auszeichnen und, wofern sie eine Prophezeiung aussprechen, selten zutreffend sind, so daß die Vermutung naheliegt, die Geister mokierten sich über ihre Befrager oder sprächen aus tieferen Gründen die ihnen bekannte Wahrheit nicht aus. Es ist ferner bemerkenswert, daß es meistens allgemein bekannte Persönlichkeiten gibt, die sich zum Erscheinen veranlaßt sehen und solche, deren Lebenszeit nicht allzu weit in der Vergangenheit liegt. Menschen, die in der Geschichte überhaupt nicht verzeichnet stehen, melden sich beinahe nie. Und auf tausend Erscheinungen, oder besser Kundgebungen Napoleons kommt nicht eine des Generals Thibault[11], auf tausend Kundgebungen Friedrichs des Großen nicht eine von Leibnitz.

Ferner bleibt sonderbar, daß von den Millionen und Abermillionen Geistern sich nur eine so verschwindende Anzahl kundgibt, und man fragt sich, ob denn nur eine geringe Anzahl bevorzugter Geister existiert, die diese Gabe sich verständlich zu machen überhaupt mitbekommen, sich eine relative Beziehung zu den irdischen Menschen ins Geisterreich gerettet haben, so daß sie einem irdischen Ruf zu folgen imstande sind.

Höchst unwahrscheinlich. Aber wie soll man sich auch in Geister hineindenken und gar in die Gesetze, die über ihnen wirksam sind?

In dieser Hinsicht müssen wir unsere Inkompetenz zugeben. Über die Geisterwelt, ihre Sitten und Funktionen vermögen wir so wenig zu urteilen wie über die von Marsbewohnern.

Was am meisten auffällt: daß noch niemand von einem der Geister ein nur einigermaßen vernünftiges Wort zu hören oder

einigermaßen vernünftige Handlung zu sehen bekommen hat; daß, freilich immer mit menschlichem Maß gemessen, selbst die großen Geister mit ihrem Körper, ihrem irdischen Leben auch den Verstand, jedenfalls den Geist verloren haben.

Aber wie gesagt, die Geister stehen über der Kritik, und wir müssen es hinnehmen, daß alle ihre Enunziationen, alle ihre läppischen Kunststücke, alle ihre törichten oder unrichtigen Mitteilungen irgendeinen verborgenen Sinn haben, der uns noch nicht aufgegangen ist.

Zum Schlusse aber finde ich: Selbst die Realität aller dieser Geistererscheinungen bis zu den Materialisationen, bis zur Verständigung durch Tischklopfen als möglich oder gar als wahr zugegeben – innerhalb der ungeheuren Tatsachen der uns bekannten erklärlichen Naturgesetze (erklärlich, d.h. regelmäßig wiederkehrend) und unerklärlicher, jedoch beglaubigter Erscheinungen versinken alle diese Enunziationen und Materialisationen zu völliger Bedeutungslosigkeit; sie sind auch, wenn sie existieren, für die ungeheure Mehrzahl der Menschen, auch für solche, die an sie glauben, ohne jede Beziehung, ohne jede Folge, ohne jeden Einfluß auf menschliche Moral, auf menschliches Denken, auf menschliche Tätigkeit. Das einzige, was positiv ausgesagt werden kann, ist nur, daß es einige Menschen gibt, die an Geister glauben, und einige, die an sie glauben möchten und einige, die so tun, als wenn sie an sie glaubten. Weder das Religiöse, noch das Philosophische, noch das Wissenschaftliche, noch das Alltagsgebiet wird von den Geistern, auch wenn sie existieren, im geringsten berührt oder gar beeinflußt. Ihre Existenz ist, wenn zugegeben, im wahrsten Sinne irrelevant. Und so wahr der Geist als etwas Unfaßbares, doch Unleugbares da ist, und so wahr es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen unsere Schulweisheit nicht träumt, kann ich nicht glauben, daß Geister Verstorbener darunter sind, und so hat nicht einmal die Schulweisheit nötig, von ihnen zu träumen.

Schuldgefühl ohne Annahme eines freien Willens wäre der Unsinn an sich.

Andererseits gibt es ein Schuldgefühl, das wir als unberechtigt, ja als Ungerechtigkeit gegen uns selbst und doch als unabweisbar empfinden.

Zum Beispiel Schuldgefühl gegenüber einer Geliebten, die wir zu lieben aufgehört haben und der wir dadurch einen Schmerz

verursachen, weil ein Gefühl geschwunden, dessen Beherrschung sich unserm eigenen Willen mit Naturnotwendigkeit entzieht.

Das wichtigste im menschlichen Verkehr bleibt immer: die Leute bei schlechtem Gewissen zu erhalten.

Das Bewußt-sein tritt in verschiedener Art auf: einfach als begleitender Faktor. Bei manchen Menschen ist diese Begleitung gewissermaßen habituell, ohne besondere Betonung, zuweilen aber wirkt dieses ununterbrochene sogenannte Wachsein des Bewußtseins störend, quälend, in selteneren Fällen steigernd.

Es gibt auch eine Erziehung des Bewußtseins. Dazu gehört auch die Fähigkeit, es von Fall zu Fall, wenigstens relativ, auszuschalten.

Klugheit und Güte ziehen es vor, ohne Maske aufzutreten.

Feigheit dort, wo auch der Mut noch lange kein Risiko bedeutete, ist eine höchst verbreitete menschliche Eigenschaft: sie reicht von einfachen, pathologischen Angstzuständen über den Snobismus zur freiwilligen Kriecherei, zum Byzantinismus. Patriotismus und Frömmigkeit wachsen auf diesem Boden.

Die Leute wollen ein Gefühl der Sicherheit auf Vorrat sozusagen, auch für die entfernteste Möglichkeit einer Gefahr.

Manche meinen, daß sie eine Weltanschauung haben, und sie haben doch nur eine fixe Idee, im besten Fall ein Vorurteil, sei es ein politisches, sei es ein religiöses – kurzum gerade das, was eine Weltanschauung ausschließt.

Die Norm in ihren menschlichen Erscheinungsformen ist immer mehr geneigt, sich dem Negativen als dem Positiven zu nähern. Wenn wir von dem Menschen als solchem sprechen, so wissen wir, daß er eher feig ist als mutig, eher gemein als edel, eher bös als gut.

Urworte, Orphisch

Die Kennworte des Wieners:
Wie komm denn i dazu?
Es zahlt sich ja net aus!
Tun S' Ihnen nix an.

Wir müssen uns entscheiden, ob wir Vorgänger oder Nachfolger sein wollen, so sehr wir tatsächlich beides in einem sind. Aber wir sind es sozusagen nur in materiellem Sinn. Im Geist prävaliert entweder das eine oder das andere, und oft wechselt es auch im einzelnen Individuum in einem Zeitraum von Tagen oder gar Stunden.

Tugenden, die ihre ihnen durch die menschliche Natur gesetzten Grenzen nicht respektieren, können bedenklich, gefährlich, ja zu Lastern werden. So Toleranz, Verständnis und Alliebe, die sich in der Theorie gern zu übernehmen pflegen.

Die schrankenlose Toleranz (Duldsamkeit) wird geradezu zum Verbrechen, wenn sie gegenüber der Intoleranz geübt wird.

Das Verstehen wird zur Gefahr, wenn es in ein plattes Hingehenlassen ausartet.

Und die Alliebe, in ihre letzten Konsequenzen getrieben, wirkt geradezu mörderisch.

Immer wieder verwechselt man Gesinnung mit Konsequenz. Und doch können wir von Gesinnung nicht immer dort sprechen, wo sie sich nicht ändert, sondern öfter dort, wo sie, wenn auch nicht von einem Tag zum andern, doch im Laufe der Zeit Veränderungen unterworfen ist. Ohne falsche Scham, ohne Feigheit die Änderung einer Gesinnung zuzugestehen: darauf kommt es an – nicht auf dauernde, sondern auf echte Gesinnung.

Wir verurteilen eine Tat des Jähzorns, der Rache; aber den, der sie beging, nennen wir manchmal entschuldigend einen Sklaven seiner Leidenschaft. Warum nennen wir nicht den einen Sklaven seines Phlegmas, der eine gute oder sogar notwendige Handlung aus Trägheit unterließ? Ist nicht jeder der Sklave seines angeborenen Temperaments? Nicht um Gegensätze, um Gradunterschiede handelt es sich. Kälte und Hitze sind keine Gegensätze, und den Nullpunkt haben wir nach eigenem Willen hingesetzt.

Den Wesenszug eines Menschen als eine Eigenschaft zu bezeichnen, dazu haben wir erst dann das Recht, wenn er, auf eine ernsthafte Probe gestellt, sich bewährt hat. Den wahrhaft Hochmütigen erkennen wir erst in der Erniedrigung, den Demütigen in seiner Erhöhung, den Frommen im Unglück, den Zweifler, wenn das Schicksal oder Gott ihn gesegnet.

Verlöschende, flackernde, stetig brennende Naturen.

Das hängt nicht immer von der Flamme an sich ab, sondern von unserer eigenen Beziehung zu diesen Naturen.

Die Verschiedenheit ist nicht in ihnen selbst, sondern in unserem persönlichen Verhältnis zu ihnen.

Es handelt sich hier also nicht um immanente Eigenschaften, sondern um Eigenschaften, die erst durch die Beziehung als solche gegeben werden.

Natürlich gibt es aber auch Naturen, die an sich eine Neigung haben zu verlöschen, zu flackern oder stetig zu brennen.

Mehr beinahe zur Selbstentschuldigung, um sich der ihnen dargebrachten Bewunderung nicht schämen zu müssen, pflegen die Menschen auch den abscheulichsten Handlungen hohe Motive, insbesondere das Walten einer Idee unterzulegen. Gerade die größten Verbrecher sündigen unbewußt auch darauf hin.

Es gibt Laster, die ihren Lohn gewissermaßen in sich selbst tragen, und in diesen selbstlosen Lastern gibt sich der Charakter noch verräterischer kund als in den selbstlosen Tugenden, wobei noch zu bemerken ist, daß eine Tugend ohne Selbstlosigkeit überhaupt keine mehr ist.

Zu jenen Lastern gehört Byzantinismus in jeder Form, auch eine gewisse Art von Feigheit, auch Verleumdung einer gewissen Art, von der der Verleumder wissen kann, daß sie in keinem Falle geglaubt wird.

Ein geschickter Akrobat kann von Tag zu Tag geschwindere Purzelbäume schlagen und immer mehr. Das hat aber mit Vervollkommnung oder mit Entwicklung nichts zu tun.

Je näher Menschen einander stehen, ein umso schlechteres Gewissen pflegt einer dem andern gegenüber zu haben, nicht so sehr um das, was er jenem andern Übles getan hat oder ihm zu tun imstande wäre, als vielmehr um das, was er im Grunde seiner Seele über ihn denkt.

Welch ein Lebenskünstler. Er wußte sich eine trügerische Ferne zu verschaffen, indem er die Welt durch ein verkehrtes Opernglas betrachtete, und schon war auch das wunderbare Gefühl der Sehnsucht da.

Zu einem Verrat sind die meisten Menschen pünktlicher zur Stelle als zu einer Tat der Treue. Denn sich bei einem Verrat zu verspäten kann leichter den Kopf kosten, als zu einer Handlung der Treue nicht da zu sein.

Ach, deine Freunde! Der eine fiel von dir ab, der zweite verriet dich, der dritte freilich, der setzte sich für dich ein. Aber bildest du dir wirklich ein, daß dieser letzte dir treu blieb? Dann frage dich nur warum! Aus Gedankenlosigkeit, Eigensinn.*

Manches Individuum, das wir in seiner Nichtigkeit vielleicht gar nicht ertragen könnten, wird für unsere Seele erst durch ein Element der Gemeinheit genießbar und manchmal sogar süffig gemacht.

Gibt es ein kläglicheres Erlebnis, als wenn wir einen Menschen, für dessen Überzeugung wir selbst unter allerlei Gefahren eingetreten sind, diese Überzeugung nicht nur plötzlich selber im Stiche lassen sehen, sondern am Ende noch seinen Hohn ertragen müssen, weil wir ihr treu geblieben sind.

Zuerst pflegt die Lust zu streiten da zu sein und dann erst das Objekt, um das gestritten wird. Es ist wie bei der Liebe und beim Haß. Und wenn der Drang zuerst auch ins Leere greift – nach einem unwandelbaren Gesetz ist bald ein Individuum oder auch eine Masse da, die automatisch die Leere füllt.

Wenn man sich einer Dummheit bewußt geworden ist, ist man darum noch nicht klüger als man vorher war . . . Es kann sogar vorkommen, daß eine solche Einsicht im einzelnen die allgemeine Dummheit noch sinnfälliger macht, auch für den Dummen selbst.

Dreifach vermagst du gegen dich selbst zu sündigen: gegen deine Natur, gegen deine Seele, gegen deinen Geist. Niemals bleibt die Strafe aus. Und am unerbittlichsten von diesen dreien rächt sich die Natur – Seele und Geist lassen sich versöhnen.*

Manche Menschen setzen uns durch ihre Urteilsfähigkeit, ihren Geist, ja manchmal selbst durch ihre Güte in Erstaunen, so lange sie selbst nicht persönlich an einer Sache, sei es durch Liebe, durch Haß, durch Eitelkeit, durch Opportunismus äußerlich

oder innerlich beteiligt sind. Sobald ein solches persönliches Moment hinzutritt, verschwindet Urteil, Geist und Güte, wie Lichter, die eben noch strahlten, in einer vergifteten Atmosphäre zu erlöschen pflegen.

Zwischen der Drohung, dir bei Unterlassung einer geforderten Leistung Schaden zuzufügen oder dich zu verleumden und dem vielleicht kaum bewußten Entschluß, dir einen wohlverdienten Vorteil, auf den du Anspruch hast, zu unterschlagen oder ein günstiges Wort, das dir gebührt, zu unterdrücken, weil auf Gegenleistung irgendwelcher Art von deiner Seite nicht zu rechnen – zwischen diesen Extremen liegen nur graduelle Unterschiede, die durch das Maß der Verwegenheit eher bestimmt werden als durch die Höhe der Moral. Es gibt auch Erpresser, die ohne Hände geboren wurden.

Die Erinnerung, sagt Jean Paul, ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Manchmal mag das zutreffen. Öfter aber ist die Erinnerung die einzige Hölle, in die wir schuldlos verdammt werden.

Haß, Neid, Rachsucht verbinden zwei Menschen oft unlöslicher miteinander als Liebe oder Freundschaft es jemals zu tun vermögen. Denn Gemeinsamkeit innerer und äußerer Interessen und die Freude an dieser Gemeinsamkeit – worin vor allem das Wesen der positiven menschlichen Beziehungen, Liebe und Freundschaft, beschlossen ist –, ist immer nur relativer Natur und in keinem Falle ein kontinuierlicher Seelenzustand; die negativen Beziehungen aber sind meist absolut und dauernd. Der Haß, der Neid, und die Rachsucht, so könnte man sagen, haben einen leiseren Schlaf als die Liebe. Der geringste Hauch weckt sie auf, während Liebe und Freundschaft auch bei Donner und Blitz ruhig weiter schlafen.

Sich durchschauen zu lassen – das ist keineswegs immer Gleichgültigkeit oder Unvorsichtigkeit. Oft ist es nur eine vornehme Geste, wenn nicht gar die feinste Art, die Menschen irre zu führen.

Mir träumte von seltsamen Begegnungen unsterblicher Seelen in der Unendlichkeit. Napoleon und Friedrich der Große lachten

einander so schallend ins Gesicht, daß der ganze Weltraum davon erzitterte. Plato und Nietzsche wandelten an einander in guter Haltung vorbei, doch um ihre Lippen schwebte ein leises Augurenlächeln. Christus und Mohammed aber sahen einander fest ins Aug, blieben ernst, und das Lachen aller Unsterblichen tönte ihnen nach.

Hüte dich vor dem Augenblick, da du anfängst, auf deine Einsamkeit stolz zu werden; im nächsten schon wacht die Sehnsucht nach Menschen in dir auf.

Weiche hundert Schritte ab vom gebahnten Pfad und du findest dich allein. Und wenn du einem begegnest, weißt du nicht, ob er die Einsamkeit sucht wie du oder auf Raub ausgeht.

Wir reden um unsere Gedanken herum, weil wir keinen Gedanken in Worten völlig auszudrücken vermögen, sonst wäre die Verständigung – mindestens zwischen Verständigen – längst erfolgt. Aber wir denken auch um die Worte herum, und das ist das Bedenkliche. Hätten wir die Kraft oder den Mut oder die Möglichkeit, von den Worten vollständig wegzudenken, wir wären weiter als wir sind.*

Der Haß der Größe gegen die Kleinheit ist der Ekel; der Haß der Kleinheit gegen die Größe der Neid.

Die Menschen hausen meistens nur im mittleren Stockwerk ihrer Lebensvilla, dort, wo sie sich behaglich mit guten Öfen und sonstigen Bequemlichkeiten eingerichtet haben. Selten steigen sie in die unteren Räume hinab, wo sie Gespenster vermuten, vor denen ihnen schaudern könnte; selten klimmen sie zum Turme auf, wo der Blick ins Tiefe und Weite sie schwindeln macht. Manche Leute freilich gibt's, die sich just im Keller aufzuhalten lieben, weil ihnen im Dämmern und Gruseln wohler ist als in Licht und Verantwortung, und andere wieder klettern gerne auf den Turm, um den Blick in unergründliche Fernen zu verlieren, die ihnen ewig unerreichbar bleiben. Die unseligsten Subjekte aber sind diejenigen, die zwischen Keller und Turm ruhelos treppauf und treppab rennen und die zum eigentlichen Wohnen bestimmten Räume verstauben und verwahrlosen lassen.

Es ist nicht mehr ein physiologisches, es ist beinahe schon ein physikalisches Gesetz, daß die Schwäche an sich auf den Starken herausfordernd wirkt und dieser, auch ohne dringende Notwendigkeit, den Drang in sich fühlt, den geringeren Widerstand wenn schon nicht zu eigenem Vorteil oder zum Schaden des andern, so doch wenigstens zur Erhöhung seines Selbstgefühls auszunützen. Es sind nicht immer die edelsten, oft sind es nur die sentimentalsten Menschen, die diesem Drang zu widerstehen vermögen.

Würden die Menschen immer nur für das Böse sich rächen, das man ihnen angetan. Aber sie rächen sich auch für das Gute, das man tut, dessen sie sich nicht würdig fühlen, oder für das sie sich den Dank ersparen wollen, und am schlimmsten – weil beinahe unbewußt – rächen sie sich für ihr eigenes schlechtes Gewissen (an dem sie sogar mit einigem Recht dem andern die Schuld geben).

Selbstbeobachtung kann höchst Verschiedenes bedeuten.

Es gibt automatische Selbstbeobachter, Menschen, deren Selbstbeobachtung kontinuierlich wirkt; ihre Zweiteilung ist sozusagen physiologisch.

Andere, denen diese Selbstbeobachtung eine stete Freude oder Eitelkeit ist.

Andere, bei denen sie zwangsweise auftritt und die naive Existenz des Selbstbeobachters stört, ja aufhebt.

Es gibt ferner Leute, die ihre Selbstbeobachtung von Fall zu Fall auszuschalten imstande sind.

Endlich Leute, bei denen diese Selbstbeobachtung von Trieben aus gestört oder vernichtet werden kann.

Selbstbeobachtung kann ebensowohl eine Steigerung als auch eine Verringerung des inneren Lebens bedeuten.

Es gibt auch Dilettanten der Selbstbeobachtung sowie Genies der Selbstbeobachtung.

Seelische Haltung und geistige Haltung sind wohl von einander zu unterscheiden.

Geistige Haltung ist ohne seelische Haltung möglich, das umgekehrte nicht.

Zur geistigen Haltung gehört natürlich auch die seelische. Sie darf aber nicht verwechselt werden mit Pose, die im wesentlichen darauf ausgeht, Haltung vorzutäuschen.

Die seelische Haltung ist bis zu einem gewissen Grade dem Willen unterworfen. Man kann seelische Haltung lernen. Sie ist zuweilen nur eine Formfrage. Sie kann auch bei ungeistigen Menschen bestehen.

Geistige Haltung gehört unbedingt zum Wesen des Geistesmenschen. Der geistige Mensch als solcher kann der geistigen Haltung nicht entbehren.

Sehnsucht macht die Dinge und die Menschen unwirklich. Darum ist alles Erreichte so anders als das Ersehnte. Nicht schlechter oder besser, aber anders. Aber auch zu dem Erreichten steht man oft in einem Verhältnis der Sehnsucht, nicht etwa weil man es nicht ganz, sondern weil man es anders erreicht hatte.**

Seine Gedanken nicht klar auszudrücken ist entweder Leichtfertigkeit, Feigheit oder bewußtes Verbrechen. Dieses letztere ist häufiger als man ahnt. Nicht nur Politiker und Pfaffen, auch Literaten pflegen es zu begehen.

Was hat man am Ende von der Gerechtigkeit? Nichts anderes, als daß auch diejenigen Leute einem Bedauern einflößen, denen man im Grunde alles Böse gewünscht hat.

Wir beurteilen die Menschen allzusehr nach der Art, wie sie sich gerade uns gegenüber benehmen, selbst in den Fällen, wo wir unterrichtet sind, wie ihr Benehmen gegenüber anderen ist. So haben wir eigentlich immer nur eine ganz geringe Anzahl von seelischen Elementen, aus denen wir das Charakterbild eines Menschen beurteilen. Und wie verschieden ist doch das Benehmen selbst der reinsten und ursprünglich wahrsten Menschen je nach der Beziehung, in der sie zu den verschiedenen Menschen stehen. Auch hieraus ist die ungeheure Dunkelheit oder Vielfältigkeit des Begriffes Wahrheit zu erkennen oder wenigstens zu vermuten.

Wo das Talent das einzig wirklich positive Element im Komplex einer Persönlichkeit bedeutet, ist es übel um sie bestellt; schlimmer noch um eine Zeit, die der Persönlichkeit alle übrigen Mängel nachsieht um dieses einen, wenn isoliert vorkommend, immer nichtigen, ja sogar schädlichen Elements willen.

Man mag die Menschen noch so sehr verachten, es läßt sich schwer ohne Leute leben.

Zur Vereinsamung.

Jedes Individuum ist für sich eingeschlossen, eine Welt für sich. Aber das ist eine Banalität. Nicht alle Versuche, Brücken von einem Individuum zum andern zu schlagen, mißglücken, und dem Klugen wird Befreiung von seinem Einsamkeitsgefühl umso sicherer, je tiefer er die Menschen zu kennen sucht. Nur unter Unbekannten ist man allein. Daher sind die Dummen immer einsam, ohne es zu ahnen.

In gewissem Sinne hat übrigens die ganze Kultur hauptsächlich die Aufgabe, die sozusagen tierische Vereinsamung der Individuen aufzuheben.

An der Tiefe des Erlebnisses gemessen, aus dem wir eine Weisheit haben, muß diese selbst immer platt erscheinen; oder ist es weder ein Erlebnis gewesen, noch eine Weisheit geworden.

Wir werden stets geneigt sein, einen Menschen in seinem Verhalten einem anderen gegenüber (insbesondere gilt das für unsere Betrachtung erotischer Beziehungen) entweder für allzu brutal und hart oder für allzu nachgiebig und weich zu erachten.

Dabei sind wir niemals imstande zu beurteilen, welches im Einzelfalle das rechte Maß wäre. Denn es mag einer noch so sehr Menschenkenner sein, Kenner menschlicher Beziehungen gibt es selten, kann es kaum geben, denn auch im einfachsten Fall bedarf es dazu nicht nur des klaren Blickes, sondern auch der Phantasie.

Menschen kennen bedeutet noch wenig, das Wesentliche ist, in menschliche Beziehungen hineinzuschauen. Auch diese heucheln, verstellen, verschließen sich bis zur Undurchdringlichkeit. Und du kennst auch den einzelnen erst ganz, wenn du ihn in seinen vielfältigen Beziehungen zu sehen vermagst.

Der Märtyrer bietet gewiß einen edleren Anblick als der Renegat. Aber ob er nicht oft genug nur der opfermutigere Komödiant gewesen ist?

Die Wurzeln der Pflanze Snobismus sind: Feigheit, Eitelkeit und Dummheit. Da sie nun schon von einer einzigen Wurzel aus

genährt werden kann und auch in den vortrefflichsten Menschen eine Spur von mindestens einer der drei vorhanden ist, läßt sich leicht berechnen, wie verbreitet und in wie vielfältigen Formen der Snobismus verbreitet ist. Dazu gibt es aber auch noch einen Kryptosnobismus, der nur für den Kenner offen zutage liegt.

Wie man von der Hand in den Mund lebt, so kann man auch vom Geist in die Seele denken und von der Seele in den Geist fühlen.

Der bedeutende Mensch weist sich durch Leistungen, der große vor allem durch sein Dasein aus. Aber war es seine Art, sich damit zu begnügen, so war er nicht groß.

Es ist kein großer Unterschied zwischen den Handlungen, die wir gewollt und denen, die wir gemußt haben. Wenn wir den Mut oder die Bescheidenheit oder die Jahre hätten, die gewollte Handlung immer bis dahin zurückzuverfolgen, wo ihre allerletzte Ursache liegt, so wüßten wir, daß wir auch das Gewollte gemußt haben.*

Im Leben jedes Menschen erscheinen die ihm zugehörigen Typen: Vater, Mutter, Freund, Verräter, Freundin, Geliebte immer wieder unter den verschiedensten Gestalten.

In all ihrem Tun mißtrauen die Menschen mit Recht ihren eigentlichen Gründen oder fühlen nur, daß sie diese letzten Gründe zu kennen kaum je in der Lage sind. So halten sie für alle Fälle immer Vorwände bereit, um anderen, vor allem sich selbst, ihr Tun zu erklären, wodurch sie überdies den Vorteil haben, das Maß ihrer Verantwortung herabzusetzen.*

Die Persönlichkeit ist das ewige Wunder, denn nur sie ist das Unberechenbare, und dennoch ist es ihr Wesen, daß ihr Auftreten, wie und wann immer es erfolgt, als ein absolut notwendiges, ja längst erwartetes wirkt.*

Ein Schlagwort mag noch so albern oder niederträchtig sein, es finden sich immer auch leidlich kluge und leidlich anständige Leute, die es mit Vergnügen nachplappern, wenn es nur gut genug scheint, ihren Nebenmenschen damit etwas am Zeug zu flicken.

Es gibt Menschen, die etwas nicht haben können und sich einbilden, daß sie es nicht haben wollen. Wir sprechen in diesem Fall vom Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Aber es gibt eine andere, noch lächerlichere Menschenart; das sind: die etwas gar nicht haben wollen und sich einbilden, es haben zu müssen.

Der höchste Grad von Mut: völlige Bereitschaft, für eine Idee, deren Sieg weder dir noch irgendeinem Menschen, der dir teuer ist, den geringsten Vorteil zu bringen vermag, Leid, Qual und Tod auf sich zu nehmen.

Der tiefste Grad der Feigheit: sich vor einem Menschen erniedrigen, ohne daß du den allergeringsten Vorteil erwarten darfst. Selbstlos das eine wie das andere.

Aus sachlichen Gründen kann nur ein Mensch auf Erden dir wirklich verhaßt sein: du selbst. Denn im Haß gegen andere spielt immer etwas Persönliches mit. Und nur ein Mensch kann dir aus persönlichen Gründen wirklich teuer sein: wieder du selbst, denn in der Sympathie für jeden andern spielen auch sachliche Gründe mit.

Daß ein Erlebnis seinen Schatten in die Zukunft wirft, müssen wir als einen gesetzmäßigen Vorgang hinnehmen; schlimmer ist das Erlebnis, von dem ein Schatten zurück in die Vergangenheit fällt, so daß Lebensbezirke, die im Lichte lagen und ihren Glanz lange bewahrt hatten, in ein plötzliches Dunkel sinken.

Teuer genug hat der Mißtrauische die Genugtuung bezahlt, daß er sich niemals durch die Aussicht auf ein falsches Glück betrügen ließ – wenn er sich auch nur ein einziges Mal um ein wahres betrogen hat.

Wer vertraut, wird nur manchmal betrogen; wer mißtraut in jedem Falle: wenn man ihn betrügt und er es weiß – so gut, wie wenn man ihn nicht betrügt, und er sich betrogen glaubt.

Ich hätte dich mißverstanden, mein Freund? Keineswegs. Ich habe dich nur ertappt – auf einer Flüchtigkeit, einem Irrtum, vielleicht gar auf einer Lüge – und du ergreifst die Flucht.

Das Große zu verkennen, das ist nicht immer eine Sache des

mangelnden Verständnisses, sondern auch des Mutes, insbesondere für den, der sich nicht für unfehlbar hält.

Es ist lächerlich genug, eine offene Türe gewaltsam einzurennen. Aber durch eine angelehnte Tür mit Siegermiene zu treten, als hätte man sie durch eigene Kraft eingestoßen, das sieht noch beträchtlich dümmer aus.

Um einen Menschen richtig zu beurteilen, darf man ihn nicht in seinem Verhalten gegenüber anderen betrachten, an die er durch Interessen irgendwelcher Art aktiv oder passiv gebunden ist; sondern gegenüber solchen, von denen er keines Vorteils, weder materieller noch seelischer Natur, jemals gewärtig sein darf.

Wie schwer, wie undankbar ist es, gegen einen Menschen völlig wahr zu sein, den wir schon durch die halbe Wahrheit zu verlieren in Gefahr schweben.

So wert uns die Einsamkeit auch ist, wir sind doch immer recht froh, ein Wesen zu finden, das uns völlig vertraut und nehmen noch lieber auf uns, dieses Wesen zu verraten als es zu enttäuschen. Man könnte Goethes Wort: »Der Handelnde ist immer gewissenlos« dahin ergänzen: Der Betrachtende ist es gleichfalls, aber dazu noch vorlaut, ohne Risiko.

Man spricht oft von unbewußter Verlogenheit gewisser Menschen. Doch Verlogenheit, die nicht bewußt ist, ist überhaupt keine. Es ist eine zwangshafte, im innersten Wesen begründete Komödienspielerei im Großen oder im Kleinen.

Wer den *Prinzipien* nicht getreu zu leben versteht, die er verkündigt, ist ein Hochstapler und ein umso schlimmerer, je ernsthafter er selbst an diese Prinzipien glaubt.

Es gibt Eigenschaften, insbesondere des Charakters, die an sich überhaupt nichts Positives bedeuten, die nur als *Hilfseigenschaft* Geltung und Sinn haben und die manchmal nur als negative Vorzeichen gedeutet werden können. Dazu gehören: Intensität, Rhythmus, Tempo und noch etliche andere; vielleicht kann man auch den Verstand als solchen dazu rechnen, Pfiffigkeit jedenfalls.

Nur ästhetisch haben die Eigenschaften ihren unbedingt positiven Wert, daher rührt unser Gefallen an Bösewichtern, worin mehr Bewunderung als Gefallen steckt.

Manche Menschen erscheinen uns so widerspruchsvoll, weil wir in ihrer Betrachtung und Beurteilung das *Element des Komödienspiels* zum Teil oder ganz vernachlässigen, welches doch bei jedem Menschen, nicht nur bei den sogenannten Komödianten, Lügnern, Poseuren usw. in irgendeinem, wenn auch bescheidenen Maße vorhanden ist.

Es ist sozusagen eine physiologische Beimischung des Elements Lüge auch in dem wahrsten Individuum, und wäre es auch nur als Geltungs- oder Spieltrieb. Auch die *zwangshafte Lüge* ist häufiger als man glaubt. Immer wieder erleben wir es, daß uns ganz kluge Menschen eine Lüge auftischen, von der sie wissen, daß wir sie unmöglich glauben können.

Nicht jedes Lügen ist eben auch ein *Anlügen.* Es kann Affektation, Pose, auch Höflichkeit sein.

Wo *Talent* im Komplex einer Persönlichkeit das einzig positive Element ist, da sieht es mit der Leistung meistens übel aus. Talent allein bedeutet so wenig, daß es isoliert fast peinlicher wirkt und in gewissem Sinn etwas Gefährlicheres bedeutet als die sogenannte Talentlosigkeit.

Nicht das Geld imponiert den Frauen, sondern nur daß wir sie manchmal damit kaufen können. *80er [Jahre]?*

Das Streben der Weiber nach Emanzipation ist wie ein ewiger Ruf, daß sie von der Natur um drei Unzen Gehirn betrogen worden sind. Sie glauben eben immer, beim Krämer zu stehen. *80er [Jahre]*

Ob nicht jede Frau das natürliche Recht hat, einmal in ihrem Leben auch die Geliebte eines vollkommen schönen Manns zu sein? *80er [Jahre]*

Die Dummheit der Weiber gleicht einer wilden Katze, die im Verborgenen lauert und bei irgendeiner unerwarteten Gelegenheit hervorstürzt und die schöne Ordnung in Garten und Haus zerstört. *90er [Jahre]*

Stromschleifen – elektrische Schleifen, die sich gerade wenn man jemanden sehr liebt, zu andern Frauen hin entwickeln. *90er [Jahre]*

Die Frauen wollen immer unsere letzte Liebe bedeuten, und wir immer ihre erste. (Steht auch bei Wilde.) *90er [Jahre]*

Er behandelte sie mit jener sinnlichen Sentimentalität, die die Weiber für Achtung halten. *90er [Jahre]*

Nichts Süßeres als der Blonden Kuß von einer Braunen sich wegküssen lassen. *90er [Jahre]*

»Ja, gnä Frau, die G'schicht' is halt die: Sie müßten g'haut wer'n.« *90er [Jahre]*

»Ich bin ja doch sozusagen ihre erste Liebe.« »Sie irren sich, junger Freund. Ihre letzte. Das ist ein häufiger Rechenfehler der Frauen, die viel geliebt haben.« *[um 18]90*

Zänkereien in einem Verhältnis stammen in letzter Linie doch immer aus den Voraussetzungen, auf denen es aufgebaut ist. *90er [Jahre]*

Er hat Glück bei Jungfrauen und solchen, die es gerne wieder werden möchten. *90er [Jahre]?*

Sinnlichkeit log uns Liebe vor, der Verstand widersetzte sich der Täuschung – da kam die Phantasie als willkommene Helferin. *90er [Jahre]*

Nichts gibt Frauen eine königlichere Haltung, als das Bewußtsein, daß sie ihr Alter besiegt haben (den Kampf aufgegeben haben.) *90er [Jahre]*

Welcher Mann hat mehr Berechtigung, eifersüchtig zu sein: der, dem seine Frau gesteht, sie möchte gern einem andern angehören, oder der, dessen Frau bewußtlos von einem andern besessen ward? *90er [Jahre]*

Ehediskurs.

Sie: »Mein Lieber, was ich Dir schon lange sagen wollte. 7 und 14 und 5 –«

Er, höflich und helfend: »Macht 26.«

Sie, zuckt zusammen: »Du irrst, es macht nicht 26.«

Er versucht zu erklären: »Doch! 7 und 14 macht 21, und 5 –«

Sie unterbricht ihn: »Und wenn auch, ich finde es höchst unzart –«

Er: »Zu addieren?«

Sie: »Nein. Auf solche Art in einer Frauenseele herumzubohren.« *1916?*

Zu meinen Geliebten, sagte er, stand ich in höchst verschiedenem Verhältnis: die meisten waren mir gleichgültig, einige waren mir aber antipathisch; gehaßt habe ich nur eine, die war die große Leidenschaft meines Lebens. *1922*

Liebe ist eine durch sexuelle Krisen unterbrochene, aber zugleich geförderte Feindschaft . . .

Eine peinliche Abwechslung von Beunruhigung und Langeweile.

Jemand zu seiner Geliebten: Es gibt einen metaphysischen Beweis dafür, daß die Untreue der Frauen schwerer zu nehmen ist als die der Männer.

Wenn ich mir etwa eine Untreue zuschulden kommen ließe, könnte ich sie mir ohneweiters verzeihen. Dir nie.

Du ahnst gar nicht, in wie großer Gesellschaft du dich manchmal befindest, auch wenn du mit deiner Geliebten allein zu sein glaubst. Viele sind mit euch, von denen du nichts weißt: ihre vergangenen – viele, von denen sie selbst nichts weiß: ihre zukünftigen Liebhaber.

Keine Frau, auch die reinste nicht, die nicht in irgendeinem Moment ihres Daseins den Wunsch oder wenigstens die Neugier verspürt hätte, eine Dirne zu sein; nicht die verworfenste Dirne, die sich nicht in irgendeinem Moment gesehnt hätte, eine anständige Frau zu sein.

In einem gewissen Stadium der Ehe muß eine Entscheidung getroffen werden: entweder daß der Gatte sich entschließt, zum Vater seiner bisherigen Gattin oder daß diese sich entschließt, zur Mutter ihres bisherigen Gatten zu werden.

Eher holst du den Vogel im Flug ein, als Liebe, die flieht.

Keinem sollst du dankbarer sein als dem Mann, der die latente Untreue deiner Geliebten in einen echten Betrug verwandelt und so die Spannung löst, an der euere Beziehung sonst langsam dahinsiechen müßte.

In der Liebe der Frauen ist fast immer ein Element des Blutschänderischen enthalten; den älteren Mann lieben sie immer ein wenig wie einen Vater, den jüngeren wie einen Sohn.

In Liebesbeziehungen gibt es zwei Stadien, die ziemlich unmerklich ineinander übergehen: das eine, in dem man sich nach

jedem Streit sofort versöhnen sollte, da die Versöhnung doch nur einen Tag zu verschieben ist – und ein zweites, wo man jeden Streit als willkommenen Anlaß zum Bruch benützen sollte, der [sowieso] unausbleiblich ist.

Es gehört zu den Alterserscheinungen – um seiner künstlerischen Berühmtheit willen geliebt zu werden.

Wandelst du mit einer geliebten Frau durch die Straßen einer fremden Stadt, so ist dir, als wärest du seit Jahren dort gewesen. Spazierst du mit ihr in einer längst bekannten Gegend, so glaubst du, daß du dich in einer phantastischen Fremde [befindest].

Die Frauen hassen unsere Kunst, denn sie fühlen wohl, daß sie uns von ihrer Macht befreit. Ab und zu aber gibt es eine Edle, die uns und unsere Kunst eben um dieser Befreiung willen liebt.

Dialog.
Eigentlich liebe ich nur dich.
Eigentlich –?! so bist du mir untreu?!

Es ist noch nicht entschieden, was törichter ist: seine Geliebte zu seiner Frau oder seine Frau zu seiner Geliebten zu machen.

Die Frauen vermögen andere Menschen nur durch das Medium der Liebe oder das der Entfernung zu sehen und zu begreifen.

Nicht treuer, nur anhänglicher sind die Frauen als wir.

Alles kann Verführung sein; Gleichgültigkeit, Leidenschaft, ja Schimpf so gut wie Schmeichelei, denn die Verführung ist nie etwas anderes als die Lust verführt zu werden.

Es gehört mit zu den erotischen Bedürfnissen mancher Frauen, daß ihre Freundinnen Erlebnisse haben.

Die Gefühlswerte ändern sich; die Verantwortungs- und Verpflichtungswerte bleiben bestehen, ja können sich steigern. Darum wird die Ehe stets eine irrationale Gleichung bleiben.**

Als Problem. Ist der berechtigter zur Eifersucht, dessen Frau früher einen Geliebten hatte, mit dem sie nun völlig fertig ist, oder einer, dessen Frau als Mädchen geliebt hat, ohne den Geliebten zu besitzen, so daß sie noch immer voll Begehrens ist.

Weiteres Problem. Wenn es theoretisch möglich wäre, eine Frau ihre Vergangenheit gänzlich vergessen zu machen, wäre man auch dann noch auf sie eifersüchtig, – denn man ist ja nur auf die Erinnerung eifersüchtig ... wäre man's auch auf ihre Ungewißheit?

Manchmal ist mir, als kräuselten sich die Wellen deiner Seele; wird's aber ruhig, so seh' ich die Schlingpflanzen auf dem Grunde daliegen, glatt, schleimig und faul.

Die sonderbare Lust, sich mitten im Taumel einer großen Liebe in die Arme einer andern zu stürzen.

»Du bist so dumm, als wenn du einen Schneidergesellen zum Geliebten hättest.«

»Was brauchst du denn in die Kirche zu gehen, wenn du mich hast?«

Ein glühender Liebhaber war er nur, wenn er nicht liebte.

Sie: Als ich meine Hochzeitsreise antrat, war mir entsetzlich zumute. Ich liebte ihn nicht; mir war, als sollte ich geköpft werden.

Sie wurden aber nicht geköpft.

Sie: Nein, erst in der zweiten Nacht.

Impotenz der platonischen Liebe, beruhend auf intellektueller reizbarer Schwäche.

Männer, in deren Wesen das Verlangen so ausschließlich ist wie manche Frauen in ihrem ganzen Wesen nur Hingebung ausdrücken.

Was uns so oft an mancher Frau abstößt, ist der Gedanke an den Mann, der sie verlangt.

Die Frau empfindet es als Triumpf, wenn sie der früheren Geliebten des Mannes begegnet; der Mann als Schmach, wenn ihm der frühere Geliebte seiner Frau erscheint.

Man muß sich mit einer Frau auch in Ideen oder Kunstwerken ein Stelldichein geben können, und wehe, wenn sie auch da zu spät kommt oder gar dich ganz aufsitzen läßt.

O wir Psychologen! Oft genug bringen wir selbst im Herzen eines geliebten Wesens Keime zum Blühen, deren Vorhandensein sie nicht ahnte. Unsere Eitelkeit läßt es nicht zu, daß wir ihr verschweigen, was in ihr vorgeht; dann fühlt sie selbst, daß wir Recht haben, und damit ist der erste Stoß gegeben.

Der Sohn zum Vater: Hast du vielleicht auch meine Mutter ohne Liebe geheiratet? – Gewiß, mein Sohn. – Nun, dann schäm' ich mich, auf die Welt gekommen zu sein.

Zur Geliebten: Heut hast du wieder einmal deinen atavistischen Tag.

Verlegenheit vor einem Weibe. Das erste Mal eine Schmeichelei, das zweite Mal gleichgültig, das dritte Mal lächerlich.

Es gibt Frauen, die etwas Elementares sind wie die Erde.

Es ist ihnen alles gleich wichtig. Der Schmerz über einen verlorenen Geliebten, über ein verlegtes Schmuckstück wirkt auf gleiche Weise. Sie haben dieselben Worte, dieselben Empfindungen dafür. Es fliegt in ihre Seele alles mit gleicher Schwere hinein wie die Erde alles mit gleicher Kraft anzieht. Sie haben auch Recht wie die Elemente. Sie ahnen, daß Beziehungen etwas Zufälliges sind. Schmerz bleibt Schmerz, Freude Freude.

An was für Frauen hast du deine Jugend, deine Kraft verschwendet? An Frauen, denen jeder Stallknecht dasselbe oder mehr hätte geben können. Bewahre dich auf, damit dich bei Frauen, die gerade dich als Persönlichkeit wollen, kein Stallknecht aus Prinzip ergänzen muß.

Die ethische Forderung der Treue beruht auf der Voraussetzung, daß jedem Menschen nur ein begrenztes, für einen bestimmten

Partner gerade ausreichendes Maß von Liebesgefühl, Liebesfähigkeit und Liebesbedürfnis verliehen ist. Aber es erscheint sehr fraglich, ob ein solches Gebot der Ausschließlichkeit in der Natur begründet, und vor allem ob seine Befolgung in jedem Falle vernünftig, ja ob sie auch nur im Interesse des scheinbar geschädigten Partners gelegen wäre. Die Ansprüche eines geliebten Wesens werden nicht dadurch verletzt, daß diesem ein größerer oder geringerer Bruchteil von Gefühl zugunsten einer dritten Person, sondern dadurch, daß es ihm überhaupt entzogen wird. Untreue ohne bestimmtes Objekt ist vielleicht die allerschlimmste. Und gewiß ist manche Beziehung, die im Laufe der Zeit zu ermatten oder gar zu verlöschen drohte, gerade dadurch gebessert, ja vielleicht erhalten worden, daß der freigewordene Bruchteil eines Gefühls sich an einem neuen Objekt erholen oder gar neu entzünden durfte.

Die Ehe ist die Schule der Einsamkeit. Aber man lernt nicht genug in ihr.

Sie hatte eine etwas beunruhigende Art, so z.B. bemerkte sie gelegentlich: »Gestern Abend war ich in einer Stimmung – die Sommerluft, der Sternenhimmel – ach, jeder hätte mich gestern haben können. Aber leider war keiner da.«

Unsinn – Interessantmacherei; ist ja alles nicht wahr. Vor allem – daß keiner da war.

Ob wir einen Menschen, von dem wir uns abgewandt haben, allein zurücklassen oder einsam, das ist eine Sache unseres Herzens. Wir müssen ihm zum Abschied mindestens die Fähigkeit hinterlassen, sich andern Menschen anzuschließen, ja in ihrer Gesellschaft Trost zu finden – und wäre es selbst auf Kosten der guten Meinung, die er von uns gehabt oder des Gefühls, das er für uns gehegt hat.

Ein geliebter Mensch, das bedeutet sieben Mal Schmerz und einmal Freude.

Liebe kommt nicht immer aus dem Gefühl, sondern, öfter als der Liebende selbst ahnt, aus dem Willen, aus der Güte oder aus dem Bewußtsein einer Mission.

Auch wenn wir wirklich verstanden werden, ist es immer nur für einen flüchtigen Augenblick, und wenn wir wirklich geliebt werden, so ist solches auch nicht für länger. Denn das eine hieße, daß zwei Geister, das andere, daß zwei Herzen völlig gleich geworden sind. Und solches kann so wenig dauern, als ein lebendiges Herz einen Augenblick zu schlagen und ein lebendiger Geist einen Augenblick zu denken aufhören könnte.

Es ist ziemlich geschmacklos, von der Treulosigkeit seiner Geliebten zu sprechen. Aber taktloser noch ist es, über ihre Treue zu witzeln.**

Wenn dich die Lust ankommt, in deiner Vergangenheit umherzuwandeln, laß dich niemals von einer Frau begleiten, deren Liebe du dir bewahren willst. Ehe du dich dessen versiehst (ja ohne daß du es recht gemerkt hast), ist sie dir in eine Zukunft entflohen, die nicht dir gehört.

Man muß schon zufrieden sein, wenn die Leute einen annähernd richtigen Allgemeinbegriff von einem haben. Sobald sie anfangen, ins Detail zu gehen, sehen sie doch – und vor allem die Freunde – beinahe nur das Negative.

Stumme Felsen, wie lieb ich euch. Aber ihr mit dem falschen Echo,
wie möcht' ich euch entfliehen! *1911?*

»Und wenn uns ein Zug von Bacchanten begleitet,
Den Weg hinab gehen wir jeder allein.«[12]
Ich bin der letzte, der das bestreitet,
Doch will ich dir einen Schlußvers weihn.
Auch aufwärts spazierten wir einsam alle,
Nur war es uns Wurst in diesem Falle. *8. 10. 1912*

Herr Neidig hat's endgültig festgesetzt,
Dies sei mein Los: heut maßlos überschätzt,
Dann umso rascher nach Gebühr vergessen.
Auf weitre Sicht ist Neidigs Ruhm gemessen.
Noch späte Nachwelt findet seine Spur
Und wär es auch in diesen Versen nur. *1912*

Bring in den Tempel, so erfüllt er sei,
Des Wegs Beschwer' und Einsamkeit mit dir,
So rührt der Dunst der Menge dich nicht an. *1912*

Euch Enkeln weih ich dies, mein Buch der Tage.
Ob Ihr es je empfangt – höchst müßige Frage!
Denn gilbt's auch ungeschaut, was kümmert's mich – ?!
Was für ein Wahn mit mir ins Dunkel schlich
Weiß dann kein Adressat, nicht einmal ich. *Mai 1916*

Fließen die Tränen für dich, die längst zu den Schatten
gegangen?
Nein doch. Einer die lebt; – drum in so nutzloser Qual.

Denn so gelassen die Toten im Schein der Erinnerung wandeln,
Trübe gespenstert im Licht – Liebe die starb vor der Zeit.

18. 6. 1918

Für die gewaltige Zeit, so schreibst du, gebreche mir leider,
Unschwer verriet es mein Werk, jegliches innere Organ.
Doch was gilt als Beweis, daß dir ein solches geschenkt ist?
Einzig, daß – seit du auch schreibst – dir kein *Medardus* gelang?

O trübes Lebenseinerlei
Das mir zum dritten Mal geschah.
'S ist wiederum ein Frühling da
Und wieder ist ein Glück vorbei.

Mögt immer mich einen Narren schelten,
'S ist wahr, ich lass auch den Nachbar gelten.

Dem einen gefällt, was ich erfand
Dem andern nicht, das ist mir bekannt.
Gelegentlich schreibt es auch einer hin,
Daß ich ein Genie oder Stümper bin.
Doch warum soll mich das mehr bekümmern,
Seh' ich es im Druck vor mir erschimmern?

Der Kritiker

»Troll dich davon, du nichtiger Geselle,
Es tobt der Krieg, die Welt ist Sturm und Hölle.
Die Männer kämpfen, sterben allerwegen,
Die Frau'n daheim, sie harren, trauern, pflegen.
Aufs höchste Ziel ist jeder Blick gewandt,
An sich denkt keiner, nur ans Vaterland.
Dich aber, scheint es, kümmert das nicht viel,
Du singst dein Lied von Lieb und Tod und Spiel,
Als scherte man sich heute um dergleichen. –
Tod – sei'es darum – doch dann nur Heldenleichen.
Sonst gibt es nichts, was uns den Sinn erregt,
Und so erklär' ich dich als weggefegt.«
So schließt Herr Tropf und wandelt stolz erhaben –

Wohin? Ihr denkt wohl in den Schützengraben?
Auf Feldwach oder in ein Lazarett? –
Oh, daß ich euch enttäuschen muß! Er geht
Vorerst ins Restaurant zum Abendschmaus,
Zum Tarockieren dann ins Kaffeehaus –
Und endlich heimwärts, wo sein eh'lich Weib
Mit Ungeduld erwartet ihren Helden.
Ob's Zank nun gibt, ob holdern Zeitvertreib,
Weiß ich euch nicht mit Sicherheit zu melden.
Doch wen'ger noch ward mir bisher bekannt,
Was Tropf sonst leistet für sein Vaterland.

Mein Kritiker

Der *Anatol* und die *Liebelei* – ?
Nichts als sentimentale Plauderei
Die Frau des Weisen und andere Novellen?
Ich sagt' es seit jeher: Nur Bagatellen!
Beatrice? gar Verse! nun hat er vertan –
Der Weg ins Freie? ein Judenroman.
Der *Kakadu?* bestenfalls Variété –
Das *Zwischenspiel?* wieder nur Liebesweh.
Der einsame Weg und *Das weite Land* – ?
Psychologie und aus zweiter Hand.
Der *Reigen?!* wir wissen ja – Schweinerein.
Marionetten? aha, jetzt gesteht er es ein.
Der Ruf des Lebens? bum, Spekulation.
Medardus? Ausstattungssensation.
Bernhardi, pfui Teufel, ein Thesenstück
Und ohne Weiber! er geht zurück.
Komödie der Worte – die schrieb er ja immer
Nur freilich wird's mit den Jahren schlimmer. –
Was bin ich für ein Mann ihm gegenüber!
Was er auch schreiben mag, ich schreibe drüber.

Ironisch gelt ich Euch? Ich nehm es hin.
Ihr spürt doch nur, daß ich der Klügre bin.

Nicht bis ins Tiefste, daß dich nicht graut,
Darfst du in Herzen und Himbeern gucken.

Im süßen Safte ungeschaut
Sollst Falschheit und Würmer hinunterschlucken.

Zu viele Wahrheit hatt' ich über ihn vernommen,
So mußt ich wohl ein falsches Bild von ihm bekommen.

Preist nicht zu sehr den Rezensent

Preist nicht zu sehr des Rezensenten Wirken,
Der um Dichters Haupt den Lorbeer flicht
Und kühnen Tritts aus heiligen Kunstbezirken
Zugleich verjagt den kunstverlassnen Wicht.
Ein Tor, der für Gerechtigkeit das nahm –
Und nicht aus seines Blicks verschlagnem Glänzen
Erkannt, daß ihm der Tritt von Herzen kam –
Doch nimmer das Bekränzen.

Und weil du Blitz und Donner durchgedacht,
Glaubst du für alle künft'ge Zeit
Dich vor Gewitterangst gefeit?
Gib acht! Noch ist der Himmel weitgespannt und klar,
Doch kaum zuckt ein fernes Wetterleuchten durch die Nacht,
Durchschauert dich Geheimnis und Gefahr.

Voltaire an Fréron

Klang auch dein Spottgesang nicht schön genug
Daß spätre Zeiten dich dafür bekränzen,
Vom Nachruhm träumst du dennoch ganz mit Fug.
Erlischt auch deiner Worte Flackerzug:
Die blutig deiner frechen Stirn ich schlug,
Die Striemen werden durch die Nachwelt glänzen.

Von Lieb und Tod ließ ich ein Lied erklingen –
Sie klagten: weiß er Neures nicht zu singen?
Ich hellte das Geheimnis dunkler Seelen.
Wird er nicht endlich Wicht'gres uns erzählen?
Nun wagt ich ein politisches Gedicht. –
Er narrt uns nur, das interessiert uns nicht.

Diesmals war's mehr als das gewohnte Schimpfen.
Es war ein Kreischen, Gröhlen, Johlen, Spein –
Und einer, der mich sah die Nase rümpfen,
Rief: Was, empfindlich will der Kerl noch sein?

An die Objektiven

Fordert ihr, daß keiner schelte
Feindes Wesen, Feindes Brauch, –
Gleiches wünscht ich längst; – nur gelte
Solche Milde drüben auch.

Doch so lang in Übermächten
Haß die Heimat rings umstellt,
Fürcht ich: – Ihr, die Nurgerechten,
Stört das Gleichgewicht der Welt.

Freunde

Da im blanken Morgenstrahl
Einer fand den andern
Jungen Sinns in Tau und Tal
War ein heitres Wandern.
Seit ein Mittag, schwül entfacht,
Blüht auf unsern Wegen
Arm in Arm dem Trost der Nacht
Freun wir uns entgegen.

Über die Wiesen wandle ich still
Bunte Falter nicht haschen will –
Wenn sich doch einer ins Netz verfangt
Sei er bedankt.

Daß du jenen verstießest für alle Zeit,
Der dir die Börse gestohlen,
Das find ich nicht sonderlich gescheit;
Der wird's ja kaum wiederholen.
Doch daß du dem andern so blind vertraust, –
Nur weil er bisher noch nichts gemaust,

Das macht mir Sorgen; –
Der stiehlt ja morgen.

Womit, ihr Herrn, in Haß beschmeißt ihr euch?
Was fliegt, ihr Herrn, so zornig zwischen euch?
Ich seh es leuchten, und es stinkt zugleich.
Ein Edelstein, der – ?! Sprich nicht so dumm.
Hier ward ein Kunstwerk zum Politikum,
Das Leuchten hat sein Schöpfer ihm geborgt,
Das andere wird mit Lust von uns besorgt.

Ihr jungen Leute, so grün ihr seid,
Wie seid ihr gegen uns gescheit.
Ihr bildet euch wenigstens noch nicht ein
Durch Erfahrung klug geworden zu sein!

Aus welchen Tiefen steigt so übler Duft?
Ist's hier, wo aller Laster Quellen fließen?
Nicht doch. Du nahst dich nur der dunklen Kluft,
Draus in die Welt sich Tugenden ergießen.

Und immer wieder zweigen sich Parteien.
Und neue Namen müht Ihr Euch zu finden.
Wozu –? Am Ende weiß der Kluge nur von zwei'n:
Von Sehenden und Blinden.

Dies Gedräng von Einsamkeiten
Nennst du Fülle, nennst du Welt?
Diese lauten Heiterkeiten –
Haben sie dein Herz erhellt?

Wer dich nur liebt, der ist darum nicht dein.
Nur wer dich ganz versteht, gehört dir an.

Was ich als Schönstes mir erfand
Von allen Einsamkeiten?
Das ist's: an meines Kindes Hand
Durch Wies und Wald zu schreiten.

Bist du ganz allein, so sind Gestalten und Gespenster
um dich.

Der Freund bringt sein eigenes Leben mit; wär er dir noch so
zugetan, er vergißt sich selber nie.
Die Geliebte bringt nicht nur ihre Liebe, sondern auch ihren
Hass. In dein Schweigen fragt sie: Wo bist du? – oder ist
selbst fern.
Nur das Kind. Aus seinen Pulsen strömt Ewigkeit in dich,
es ist die einzige Einsamkeit ohne Grauen.

Daß mir doch endlich einer erkläre,
Was dies bedeutet: fromm zu sein.
Oft ist mir, als ob ich selber es wäre –
Und keiner wüßt' es als Gott allein.

Der See ist stille ringsumher,
Kein Windhauch rührt ihn an;
Doch keine Well' ist abends mehr,
Wo sie des Morgens rann.

Der Rezensent spricht:
»Ich hab' sein Werk als wahr und neu erkannt;
So müßt er mir vielleicht als Dichter gelten.
Doch da es nebstbei leidlich amüsant –
Gott sei gelobt – darf ich ihn Plaudrer schelten.«

Auch du wirst einst mit einem letzten Blick
Die Welt, so groß, so klein sie ist, umfangen,
Zum letzten Mal in einem Atemzug das Leben trinken,
Doch dies ist nicht dein Tod.
Und einmal wird, so sehr man dich geliebt,
Die letzte Träne um dich fließen.
Auch dieses ist noch nicht dein Tod.
Doch einmal, so unsterblich du dich wähnst,
Gedenkt ein letzter menschlicher Gedanke dein.
Dann erst stirbst du den sichren, großen Tod.
Und dann erst bist du wahrhaft wieder du.
Kein Bild, kein Name – – Geist, der weiterwirkt.

Gott liebt nicht die, die ihn in Tempeln suchen.
Die liebt er, die auf ungebahntem Weg
Nach fernem Ziele, wo kein Altar steht,
Der dunklen Stimme folgen, die sie ruft.

Vor allem schrickt der Menschengeist zurück,
Was ihn an die Unendlichkeit gemahnet.
Wo er die ungelösten Rätsel ahnet,
Da birgt er scheu den stets verhüllten Blick.

Ein frommer Jüngling macht einen Ausflug zu Rad. Wie er bei einer Kirche vorbeikommt, nimmt er eine Hand von der Lenkstange und schlägt ein Kreuz. In diesem Augenblick verliert er das Gleichgewicht und bricht sich einen Arm. *1890er Jahre*

Ich kannte einen, der am Abend stets an sich selber einen Brief aufgab, nur um am nächsten Morgen zur Postzeit keine Enttäuschung zu erleiden. Aber es ist mir nie klar geworden, ob es ein Narr oder ein Weiser war. *1917*

Parabel

Im Bergland irgendwo ruhte ich auf hohem Wiesenabhang. Die Lüfte hatten so besondere Kraft, daß mir war, als sähe ich tiefer in die Bläue der Unendlichkeit als sonst und vermöchte zugleich das Raunen von Menschenstimmen zu vernehmen tief unten in unsichtbaren Städten. Da schwebten von oben, und holder Glanz floß vor ihnen einher, eine Schar himmlischer Gestalten, wie geschwisterlich vereint, einer immer den Arm um des Nachbarn Nacken geschlungen – schwebten vorbei an mir und ich fragte sie: Woher, Ihr Wundersamen? – Von Gott, erwiderten sie. – Und wohin die Reise? – Zu den Menschen. – Und nennt Euch, Ihr Herrlichen? – Die Ideen. – Und entschwebten und Glanz floß ihnen nach und verlöschte mild. Ich aber, wie ermattet von dem unbegreiflichen Glück einer solchen Begegnung, sank in Schlaf und mir war, als drängen in meinen Traum dumpf aus Menschenfernen Laute der Freude zuerst, die sich allmählich veränderten, bald wurde es Lärm, Schreie ertönten, Schreie der Wut, der Verzweiflung, des Hasses, ein ungeheurer wüster Lärm drang in meine Einsamkeit.

Und als ich die Augen wieder aufschlug, da sah ich von derselben Seite, auf der jene herrlichen Erscheinungen verschwunden waren, die gleichen wieder heranschweben. Doch von ferne

schon erkannte ich, daß eine Veränderung mit ihnen vorgegangen war. Ihre Haltung war nicht so frei, so gen Himmel gerichtet wie früher, gebeugten Hauptes schwebten sie heran wie von Gram oder Schande bedrückt, und als sie näher kamen, sah ich, daß ihre Gewandung schmutzig und zerrissen war und in Fetzen um ihren Leib schlotterte. Und doch, es waren dieselben. Ihr Antlitz war das gleiche und der Blick ihrer Augen, so trüb er geworden, der gleiche. Doch wußte ich nicht – waren es Stunden oder Jahrhunderte gewesen, die vergangen waren, seit sie vorbeigeschwebt? Woher kommt Ihr? – fragte ich erschüttert. Von den Menschen, erwiderten sie, und ihre Stimmen klangen gebrochen. Was ist Euch geschehen? – Und sie erzählten: Als wir am Ort unserer Bestimmung eintrafen, wurden wir mit Jubel empfangen. Wir wurden als Führer begrüßt und gewählt. Es blieb uns nichts übrig als anzunehmen. Nun aber begannen die Menschen sich zu teilen, Gruppen bildeten sich, ein Kämpfen hub an und du siehst, wie es uns dabei ergangen ist. – Wie, sie hatten nicht mehr Respekt vor Euch, die Ihr doch den göttlichen Namen der Ideen trugt? – Wir trugen ihn nicht mehr. Sie nannten uns anders: Überzeugungen. – Und so haben sie Euch entlassen? – Ja, sie bedürfen unserer nicht mehr. Sie schwingen die Fetzen unserer Gewänder, sie hauen sie sich gegenseitig um die Köpfe. Das ist ihnen genug. Wir aber steigen empor zu Gott, woher wir gekommen.

Und sie entschwanden. *1918*

Es gab einmal einen sehr begabten Hund, der bellte, heulte, biß, am Ende stellte er sich sogar toll – nur, um sich in den Mund der Leute zu bringen. Aber nichts wollte ihm helfen, bis er einmal einen Peitschenhieb übers Maul bekam, da sprach am nächsten Tag die ganze Stadt von ihm. *1921*

Es war einmal eine Katze, die lief hundertmal hinter den Spiegel, um das geheimnisvolle Wesen zu entdecken, als dessen Ebenbild sie selbst auf dem Fußboden sich herumtrieb. Sie fand es nicht, geriet in Verzweiflung, der Spiegel zerbrach bei ihrem letzten Versuch, und nun hatte sie ihren Gott verloren. *1921*

Sie hatte ihm einen Dolchstich versetzt; doch es war nur im Übermut gewesen. Als er daran beinahe verblutet wäre, nahm sie es ihm wohl anfangs ein wenig übel, doch gutmütig wie sie

war, verzieh sie es ihm wieder. Nachher aber bekam er Herzklopfen, sein Puls ging immer schneller, und der Frost warf ihn hin und her. »Wie«, rief sie aus, »hast du nicht am Ende Fieber?« – »Ich glaube fast«, bemerkte er schüchtern. »Was du für ein empfindlicher Mensch bist«, meinte sie, ihm milde die Stirne streichelnd, »ich habe mich von dem kleinen Zwischenfall längst erholt.« *1921*

Parabel

An einem schönen Sommertage ritt ein Reiter in heiteren Gedanken seines Wegs, als er am Rande der Landstraße einer Kapelle gewahr wurde und nach seiner frommen Art sich gedrängt fühlte, darin seine Andacht zu verrichten. Er band sein Roß an einen Baum, trat in die Kapelle und ließ ein inbrünstiges Gebet zu Gott aufsteigen, als er merkte, daß sich die rechte Sammlung in seiner Seele nicht einstellen wollte; und bald entdeckte er zu seinem Schrecken, daß er, statt seine Gedanken zu Gott emporzurichten, immer an sein Rößlein denken mußte, das draußen wohl angebunden, aber doch ohne weitere Bewachung des Herrn wartete. Und binnen kurzem war ihm wirklich, als hörte er draußen ein verdächtiges Geräusch. Rasch erhob er sich von den Knien und kaum war er ins Freie getreten, so sah er, wie er beinahe schon gefürchtet, ein paar hundert Schritte entfernt einen Unbekannten auf dem Roß ins Weite sprengen. Weit und breit war kein andrer Mensch zu sehen und als endlich auf sein Rufen und Schreien einige Landleute herbeikamen, war der Dieb auf seiner leichtfüßigen Beute längst verschwunden. Schon drängte sich ein Fluch dem Bestohlenen auf die Lippen, als ihm zur rechten Zeit einfiel, daß ihm nur nach Recht geschehen war, indem Gott ihn auf solche Weise für seine Unaufmerksamkeit im Gebet gestraft habe. Hierbei beruhigte er sich fürs erste und war schon ganz bereit, was ihm begegnet als einen neuen Beweis für Gottes Allgegenwart und Gerechtigkeit zu preisen, als er erfuhr, daß der Roßdieb eingefangen und aufgehängt worden war. Hierüber aber geriet der fromme Mann in heftige innere Gewissenszweifel, da er ja wußte, daß jener Dieb nur das Werkzeug eines göttlichen Willens gewesen war und somit keine Strafe verdient hätte. Doch er erinnerte sich allmählich, daß Gott auch schon in vielen anderen Fällen allerlei Verbrechen, die doch auch nur mit seiner

Zustimmung, ja auf sein Gebot hatten geschehen können, auf das Härteste, sei es auf einfachem Weg oder durch Vermittlung menschlicher Richter gestraft hätte und daß auch eine solche Bestrafung von den Priestern und anderen weisen Männern als Beweis göttlicher Allgegenwart und Gerechtigkeit gepriesen worden war. So gab er es denn für eine Weile auf, der Sache weiter nachzugehen, bis ihm eines Tages bekannt wurde, daß der Richter, der das Urteil über den Pferdedieb gesprochen, in der Stunde darauf eines plötzlichen Todes verblichen war. Nun traten neue Zweifel in die Seele des frommen Mannes, und lange erwog er, auf welche Weise das Hinscheiden des Richters, sofort nachdem er von amtswegen und nach bestem Wissen und Ermessen ein gerechtes Urteil gesprochen, zu erklären sei – bis er diesen Tod wie durch eine plötzliche Erleuchtung als Gottes unerforschlichen Ratschluß erkannte. Wer aber hatte ihm diese Erleuchtung gesandt? Gott.

Parabel

Als Fridolin einmal verdrossen in seiner Stube saß, trat eine Fee zu ihm, worüber er weiter nicht erstaunte, da sie sich ihm schon bei anderen Gelegenheiten gezeigt hatte. »Was ist dir?« fragte sie. »Warum bist Du verdrossen? Du, der begabt, reich, jung und jugendschön und überdies der Gatte einer wahrhaft entzückenden Frau bist, die Dich liebt?« »Daran liegt es eben«, erwiderte Fridolin. »Denn ich weiß nicht, ob sie mich um meiner selbst willen liebt.« »Aus welchem anderen Grunde sollte sie dich lieben«, fragte die Fee. »Du bist nun einmal wie du bist.« »Das eben quält mich«, erwiderte Fridolin. »Denn ich fürchte sehr, daß sie mich gar nicht um meiner selbst willen liebt, sondern nur um meines Geistes willen.« »Das wird sich ja leicht feststellen lassen«, sagte die Fee. »Es kostet nur ein Zauberwort, und mit deinem ganzen Genie ist es vorbei.«

»Das wäre mehr, als ich verlange«, erwiderte Fridolin. »Es genügt mir, wenn du es nur dahin bringen kannst, daß meine Frau von meinem Geist nichts mehr merkt.« »Du sollst deinen Willen haben«, sagte die Fee. »Ich werde dich für deine Frau so langweilig und schwerfällig machen, daß sie dir gleich davonlaufen soll, wenn es wirklich nur dein Geist war, der sie bisher an dich gefesselt hat.« Damit verschwand sie.

Nach einiger Zeit fand sie sich wieder bei Fridolin ein und erkundigte sich, wie die Sache zwischen ihm und seiner Frau stünde. »Sie liebt mich nach wie vor«, erwiderte Fridolin. »Und dabei muß ich selber zugestehen, daß ich, seitdem du meinen Wunsch erfüllt hast, werte Fee, in ihrer Gesellschaft tatsächlich der langweiligste Mensch bin, dem sie jemals begegnet sein mag. Nicht ein kluges Wort fällt mir mehr ein, niemals die richtige Antwort, und ich könnte fast glauben, daß sie mich um meiner selbst willen liebt, wenn ich nicht so unermeßlich reich wäre.« »Ob deine Reichtümer sie an dich fesseln, wird sich ohne weiteres feststellen lassen. Wenn es dir beliebt, bist du im nächsten Augenblick ein Bettler.« »Du mußt nicht gleich übertreiben«, entgegnete Fridolin. »Denn Bettelarmut bringt doch noch allerlei Unzukömmlichkeiten mit sich, denen ich weder meine Frau noch mich aussetzen möchte. Es wird mir also genügen, wenn du mich zu einem Mann in beschränkten Verhältnissen machst, so daß wir eben unser kärgliches Auskommen haben, ohne daß es uns an die Existenz geht.« »Das soll dir werden«, erwiderte die Fee und verschwand.

Als sie nach einiger Zeit wiederkehrte, um sich zu erkundigen, ob sich in den Beziehungen zwischen Fridolin und seiner Frau etwas geändert hätte, zuckte er die Achseln. »Wie du siehst«, sagte er, »leben wir hier in einem recht armseligen Quartier. Es kommt kein guter Tropfen Wein mehr auf den Tisch, wir halten nicht mehr Wagen und Pferde, meine Frau trägt sich nicht mehr nach der letzten Mode, und aller Schmuck ist ins Leihhaus gewandert. Ihre Laune aber ist genau so gut, wie sie war. Sie ist immer freundlich und liebevoll zu mir, und ich könnte mir wirklich einbilden, daß sie mich um meiner selbst willen liebt, wenn ich eben nicht ein so verdammt schöner Kerl wäre.« »Da kann ja Rat geschaffen werden«, sagte die Fee. »Und wenn du darauf bestehst, so soll es mit deiner Schönheit über Nacht vorbei sein. Aber du solltest es dir doch vorher überlegen.« »Da ich mich nun einmal auf die Sache eingelassen habe, so wünsche ich sie auch folgerichtig durchzuführen. Sprich dein Zauberwort – und dann will ich sehen, ob ich um meiner selbst willen geliebt werde. Denn wenn es meine Schönheit war, die meine Frau in mich verliebt machte, so hab ich keinen Grund, auf ihre Liebe stolz zu sein.« Die Fee nickte und verschwand.

Als sie nach geraumer Zeit wiederkehrte, fand sie, was sie natürlich nicht überraschen konnte, statt des jugendschönen Fridolin, den sie verlassen hatte, einen blatternarbigen, matt-

äugigen, ziemlich kahlköpfigen alten Herrn vor, und gleich beim Eintritt sagte sie ihm: »Da deine Gattin, wie ich als Fee natürlich weiß, trotz der trübseligen Veränderung, die sich mit dir zugetragen, bei dir verblieben ist und nach wie vor in Zärtlichkeit deine ärmliche Behausung, dein kärgliches Mahl und dein Bett teilt, so kannst du wohl nicht mehr zweifeln, daß du um deiner selbst willen geliebt wirst. Denn von dem einstigen Fridolin ist nun wahrhaftig nichts mehr übrig geblieben.« »Du irrst«, erwiderte Fridolin, »immer noch genug. Ich selbst bin ja noch da. Was bedeutet am Ende Geist, Reichtum, Schönheit? Meine Körperlichkeit existiert noch. Mein Wesen, das nun auch ohne alle Eigenschaften, die man mit Namen bezeichnen kann, etwas Einziges, Geheimnisvolles, niemals Wiederkehrendes bedeutet. Um dieses Wesens willen liebt mich meine Frau und nicht meiner selbst willen. Also, wir stehen im Grunde genau an derselben Stelle wie bei deinem ersten freundlichen Besuch.« »Du bist also noch nicht zufrieden?« fragte die Fee, schon etwas ungeduldig. »Und du wünschst eine neue und letzte Probe?« »Ich bestehe darauf«, erwiderte Fridolin, »und koste es mein Leben.« In diesem Augenblick sank er tot zusammen, und seine Seele stieg zum Himmel auf.

Nach geraumer Zeit begegnete ihm dort die Fee und sagte ihm, nicht ohne leichten Spott: »Ich habe alle deine Wünsche erfüllt. Bist du jetzt zufrieden? Und wenn du davon überzeugt bist, hast du diese Überzeugung nicht etwa zu teuer bezahlt?« »Ich glaube nicht«, erwiderte Fridolin. »Denn obwohl ich schon ein Jahr lang tot bin, besucht meine Witwe doch noch täglich mein Grab, bringt mir Blumen, vergießt zuweilen sogar Tränen, und da sie mich offenbar jetzt nur um meiner selbst willen liebt, da gar nichts mehr von mir vorhanden ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie es auch zu meinen Lebzeiten getan hat. Du hast dich wie eine rechte Fee benommen, und ich danke dir von ganzer Seele.« Schon wollte die Fee verschwinden, denn sie hatte auf der Erde nach Feenart mancherlei zu tun und fand es dort im Grunde amüsanter als im Himmel, als Fridolin sie zurückrief. »Ich könnte die Angelegenheit allerdings als erledigt ansehen«, sagte er. »Aber da du doch wieder auf die Erde hinunterkommst, wird es dir gewiß ein Leichtes sein zu erfahren, wer eigentlich die Leute sind, von denen sich meine Witwe an mein Grab begleiten oder von denen sie sich an der Friedhofstür erwarten läßt.« Da die Fee lächelte, setzte er hinzu: »Da ich von allen irdischen Leidenschaften befreit bin, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen,

daß mich keineswegs Eifersucht zu meiner Frage veranlaßt, sondern nur mein dir bekannter Ordnungssinn. Es ist mir natürlich aufgefallen, daß meine Frau, die mich doch überdies nicht wegen meines Geistes, meines Reichtums, meiner Schönheit, sondern um meiner selbst willen geliebt hat, so bald nach meinem Ableben eine ganze Anzahl neuer Bekanntschaften geschlossen hat. Offenbar zwischen dem Tag meines Todes und dem meines Begräbnisses. Denn schon hinter meinem Sarge sah ich Leute einhergehen, die mir persönlich gar nicht bekannt waren, und zwar dieselben drei, von denen sich meine Frau auch jetzt abwechselnd auf den Friedhof begleiten läßt.« »Du tust Deiner Witwe Unrecht«, erwiderte die Fee. »Das sind keine neue Bekannte, es sind lauter alte.« »Was du nicht sagst«, entgegnete Fridolin. »Davon müßte ich doch wohl auch etwas bemerkt haben.« »Es scheint doch nicht«, erwiderte die Fee. »Und darf man fragen, wer diese drei Herren eigentlich sind?« »Die drei Liebhaber deiner Frau.« »Meiner Witwe meinst du wohl?« »Sie waren es auch schon bei deinen Lebzeiten. – Der eine ist ein geistreicher und witziger Mensch, so sprühend, wie du es warst, ehe du dich entschlossest, auf deinen Geist zu verzichten. Der andere ist ein Millionär, mit dem sich deine Frau einließ, als du deine Reichtümer hinter dich geworfen hattest. Dem dritten endlich, dem bildhübschen, helläugigen, schlanken Burschen warf sie sich an den Hals, als du von deiner Jugend und Schönheit nichts mehr wissen wolltest. Auf diese Weise brachte sie es zustande, dich immer weiter um deiner selbst willen zu lieben.« »So war es aber doch nicht gemeint«, rief Fridolin aus. »Wie es gemeint war«, erwiderte die Fee, »kannst du ja gar nicht wissen. Ihr Menschen wißt immer nur, wie etwas gesagt ist. Die Deutung müßt ihr uns Feen überlassen.« »Da soll doch gleich der Teufel«, rief Fridolin . . . Aber in diesem Augenblick war es natürlich mit seiner Seligkeit aus, auch der Traum war vorbei; er war wieder Fridolin, der begabte, reiche, jugendschöne Besitzer einer entzückenden Frau, von der er um seiner selbst willen geliebt wurde.

Parabel

Der Birnbaum stand an einem schönen Herbsttag am Weg, die Äste schwer von Früchten. Ein Knabe kam vorüber, schüttelte sich Birnen herunter, ließ sie sich schmecken, sagte: »Auf Wie-

dersehen, Apfelbaum!« und spazierte davon. »Verzeihen Sie, ich bin ein Birnbaum«, rief der ihm nach. »Warum sagen Sie das nicht gleich?« erwiderte der Knabe, spuckte erbittert aus und lief weiter. »Ich dachte, Sie hätten es gemerkt«, sagte der Birnbaum vor sich hin, aber der Knabe hörte ihn nicht mehr.

Nun kam ein zweiter Knabe, schüttelte den Baum, verzehrte einige der Früchte mit Appetit, dann sagte er: »Gar nicht übel, aber nun möchte ich um einen Pfirsich bitten!«

»Die wachsen leider nicht auf meinen Ästen. Aber wenn Sie Lust auf Pfirsiche haben, dort drüben steht ein Pfirsichbaum.« »Nun«, erwiderte der Knabe höhnisch, »wenn ich zufällig ein Birnbaum wäre und so viel Zeit hätte wie Sie, auf mir wüchse Obst von allen Sorten. Ich an Ihrer Statt würde mich schämen, immer und ewig ein Birnbaum zu bleiben.« Und er entfernte sich mit einem verächtlichen Achselzucken.

Ein dritter Knabe kam, tat sich gleichfalls an den Birnen gütlich, aber von Bissen zu Bissen wurde sein Gesicht verdrossener. Endlich sagte er: »Ich bekomme da immer Birnen und Birnen. Was ist's denn mit den Äpfeln, mit den Trauben, mit den Melonen, mit dem Sauerkraut, den Rettichen, die Sie mir versprochen haben?« »Das ist ein Irrtum. Niemals versprach ich etwas dergleichen«, erwiderte der Birnbaum. »Wie«, sagte der Knabe, »Sie wollen mir das nicht versprochen haben? Wissen Sie, was Sie sind? Ein Birnbaum? Nicht einmal ein Birnbaum sind Sie! Höchstens ein Zwetschgenbaum, der groß tut. Nein, eine Zwiebel, und verpesten die Luft im ganzen Umkreis. Was sagte ich, eine Zwiebel? Ein Giftpilz, wie ich soeben an meinem Bauchgrimmen verspüre.« Und fluchend stürzte er von dannen.

Noch viele andere Knaben kamen und aßen von den Birnen. Manche ließen es sich schmecken, einige von ihnen dankten sogar, andere fraßen sich voll und schimpften, manche aßen nicht einmal und schimpften doch.

Als der Winter kam, wurde der Birnbaum, der nun kahl stand, in der Erinnerung an seine Herbsterlebnisse trübsinnig. Und als an einem trüben Tag wieder böse Buben an ihm vorübergingen, seiner Kahlheit spotteten und bemerkten, daß es nun wohl endgültig mit ihm vorbei sei, dachte er verdrossen: Ihr sollt Recht gehabt haben! und beschloß, keine Früchte mehr zu tragen.

Doch der Frühling kam, die Laune des Birnbaums besserte sich wieder, und er nahm sich vor, wenn er schon keine Früchte trug, doch wenigstens zu blühen. Denn seines Duftes freute er sich

selbst, und der ging niemanden etwas an. So lebte er, blühte und freute sich den ganzen Sommer lang, und als der Herbst kam, da waren zu seiner Überraschung doch die Früchte wieder da. Er konnte sich nicht helfen. Und als die Buben vom vorigen Jahre wiederkamen, ließ er sich schütteln und gab von seinen Früchten, wie im vorigen Jahr. Die Buben aber waren wohl ein Weniges älter, doch nicht klüger geworden. Sie redeten wie im vorigen Jahr, aber sie erhielten keine Antwort. Einer aber war da, derselbe, der im vorigen Jahr das Bauchgrimmen bekommen hatte, über den mußte sich der Birnbaum beinahe zu Tode lachen. Der hielt einen verblühten Zitronenast in der Hand, schwang ihn hin und rief: »Habt ihr jemals einen so herrlichen Orangenbaum gesehen wie mich?«

ANSÄTZE ZU PARABELN

Ein braver, frommer Mann hatte sich nach einem Leben voll Arbeit in einer schönen Gegend ein Haus gebaut und ließ über das Tor in goldenen Buchstaben die Worte setzen: Gesegnet sei dies Haus und jeder, der geht ein und aus. Bald nachdem er mit seiner jungen Frau und seinen unmündigen Kindern das Haus bezogen hatte, wurde er und seine Familie ermordet, beraubt und das Haus selbst niedergebrannt. Die Wirkung des frommen Spruches aber sollte sich bald aufs Herrlichste erweisen. Der Mörder wurde nämlich niemals entdeckt und durfte sich sein ganzes Leben lang an dem Genuß des geraubten Gutes ungestört und reuelos erfreuen.

Legende vom ewigen Funken

Eine Rakete verpufft, ein Funke will nicht verlöschen, bleibt einsam in der Luft, schaudert in seiner Einsamkeit.

Das große Feuerwerk, das kleine Kind daneben, das unbekümmert darum seine kleinen Streichhölzchen anbrennt und das Spiel fortsetzt, auch wenn das Feuerwerk längst zu Ende ist.

»Komm her, Löwe, ich tu dir nichts«, sagte das Kind, steckte das Händchen durchs Gitter und reichte dem Löwen ein Stück Brot.

Es war ein braver Lesebuch-Löwe, er wußte, was er sich schuldig war, er nahm das Stück Brot und zog sich knurrend in den Winkel seines Käfigs zurück. Aber merkt Euch, Kinder, es gibt Löwen, die nicht aus dem Lesebuch sind.

Am Strand spielt ein Bub, baut einen Sandhaufen, höhlt ihn aus, schöpft mit der Kanne aus dem Meer Wasser und gießt es in die Höhlung des Sandhaufens.

»Was machst du da?«

»Ein Meer.«

»Ist dir das Meer draußen nicht groß genug?«

»Ja, größer ist es schon, aber das ist *mein* Meer.«

Die Rosse eines Leichenwagens haben gescheut und sind durchgegangen; im Sarge poltert der Tote hin und her; ein paar Unvorsichtige geraten unter die Räder. Wir anderen sehen von unserem Fenster aus dem Schauspiel zu und bilden uns ein, einen weltgeschichtlichen Moment erlebt zu haben.

Zwei Knaben liefen um die Wette. Der eine verlor immer und immer wieder; wurde endlich ärgerlich und wollte das Spiel aufgeben. Der andere, nur um den Freund zu ermutigen, entschloß sich, ihn einmal gewinnen zu lassen. Doch kaum war dieser am Ziel angelangt, so jubelte er laut und verhöhnte den gefälligen Freund.

Neulich begegnete ich einem Bekannten, fragte ihn um die Zeit, er nahm die Uhr aus der rechten, sofort darauf eine zweite Uhr aus der linken Westentasche, dachte eine Weile nach und nannte mir dann die Stunde.

»Wie«, rief ich aus, »Sie tragen zwei Uhren?«

»Früher hatte ich auch nur eine, wie die anderen Leute, die ging aber täglich um zehn Minuten vor, so entschloß ich mich, eine andere zu kaufen, die täglich um zehn Minuten nachgeht. Nun bin ich in der Lage, stets genau zu berechnen, wie spät es ist.«

»Wie wär's«, bemerkte ich nach einigem Besinnen, »wenn Sie die beiden Uhren verkauften und sich mit dem Erlös eine Präzisionsuhr anschafften?«

Er sah mich mit einiger Mißachtung an.

»Rationalist«, sagte er und ließ mich stehen.

Zwei junge Leute kommen uns nachts auf der Landstraße entgegen und zeichnen sich dem Horizont gegenüber wundervoll ab. Aber wenn wir applaudierten, würden sie es nicht verstehen, denn sie wissen nichts von ihrem Verhältnis zum Horizont.

Es war einmal ein Zauberer, der zeigte den Leuten eine wunderbare Perlenschnur, an der nur die Perlen, nicht aber die Schnur zu sehen war. So schwebten die Perlen frei in der Luft, doch nur in der Hand des Zauberers und für keinen anderen hatte so die Perlenschnur einen Wert.

Da kam ein anderer, der behauptete gleichfalls, eine Perlenschnur zu besitzen, an der war wieder nur die Schnur zu sehen und die Perlen waren unsichtbar. Er schlug dem ersten Zauberer ein Kompaniegeschäft vor. Man weiß nicht, ob es zustande kam.

BEANTWORTUNG DER FRAGEN DER ETHISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN, SOMMER 1905, ÜBER SCHMUTZLITERATUR

1. Ist der Begriff der Schmutzliteratur praktisch zu umgrenzen und wie?

Meiner Auffassung nach fällt unter die Rubrik Schmutzliteratur manches literarische Erzeugnis, das mit der Behandlung sexueller Themen nicht das Geringste zu tun hat und das man, wie man zu sagen pflegt, jedem jungen Mädchen ruhig in die Hand geben dürfte. Aber es ist mir wohl bekannt, daß nach dem Sprachgebrauch unter Schmutzliteratur nur jene Produkte verstanden werden sollen, die sich ohne künstlerische oder belehrende Absicht mit sexuellen Themen in solcher Art befassen, daß bei dem hierzu prädestinierten Leser eine sexuelle Erregung eintritt oder wenigstens eintreten könnte.

In diesem Sinn läßt sich freilich der Begriff der Schmutzliteratur praktisch nicht umgrenzen: je nach Bildungsgrad, Empfindlichkeit, gutem Willen des Beurteilers wird der Begriff weiter oder enger gefaßt werden und ebenso, wie es Leute gibt, die zwischen den obszönen Späßen eines jämmerlichen Witzblattes und der »Büchse der Pandora« keinen merkbaren Unterschied zu finden vermögen, gibt es wieder andere, die um der künstlerischen Vorzüge eines Werkes willen gewisse Frivolitäten zu verzeihen geneigt sein werden, selbst wenn solche nicht ganz ohne Absicht eingestreut worden sind.

Schon an dieser Verschiedenheit des Standpunktes wird jede Möglichkeit scheitern, den Begriff der Schmutzliteratur zum Zwecke gesetzlicher Maßnahmen mit juristischer Schärfe zu präzisieren. Die wesentlichste Schwierigkeit liegt eben darin, daß die befürchtete Gefahr ebenso von einem künstlerisch bedeutenden als von einem wertlosen Literaturprodukt ausgelöst werden kann. (Mit den Werken der bildenden Kunst verhält es sich natürlich ebenso.) Und gerade den patentierten Sittlichkeitswächtern mangelt meistens sowohl Fähigkeit als guter Wille, eine Unterschei-

dung zwischen einem künstlerisch wertvollen und einem künstlerisch wertlosen Werke zu treffen.

Die seltsame Tatsache fällt immer wieder auf, daß verstorbene Schmutzliteraten, wie z. B. Boccacio, Ovid u. a. keineswegs mit der gleichen Intensität angegriffen werden wie lebende. Doch erklärt sich das nicht etwa daraus, daß von diesen Verstorbenen, da doch ihre Werke noch leben, eine Erregung der Sinnlichkeit nicht zu befürchten oder daß diese Erregung minder bedenkliche Folgen auszulösen imstande wäre, sondern einfach daraus, daß man den verstorbenen Verfassern der noch immer lebendigen Werke durch Verbote und Beschimpfungen keinerlei Schaden mehr zufügen kann. Es zeigt sich ferner, daß manchmal schon innerhalb weniger Jahre ein beträchtlicher Umschwung sowohl in der Beurteilung eines einzelnen Werkes als auch in den allgemeinen Anschauungen über Sittlichkeit eintreten kann.

Aber selbst angenommen, es ließe sich eine absolute und für die Dauer gültige Unterscheidung zwischen vermeintlicher und wirklicher Schmutzliteratur treffen und man ließe dann die literarisch wertvollen Werke trotz ihrer erregenden Eigenschaften frei ausgehen, – würde sich damit das Gesetz nicht auf den gleichen Standpunkt stellen, wie es die Gesundheitspolizei täte, wenn sie der schönen, aber krank befundenen Dirne die Lizenz zur weiteren Ausübung ihres Gewerbes nur darum nicht entzöge, weil sie eben schön sei?

2. Welchen Schaden stiftet die Schmutzliteratur?

So eng oder so weit ich den Begriff zu umgrenzen suche – keinen, mit dem sich der Staat oder das Gesetz zu beschäftigen hätte. Daß sie gelegentlich in einem reifen oder in einem unreifen Individuum Regungen der Sinnlichkeit auszulösen imstande ist, darin kann ich umso weniger einen Schaden erblicken als die Summe der Erregungen, die der vermeintlichen oder wirklichen Schmutzliteratur zu verdanken sind, gewiß nicht den millionsten Teil derjenigen Erregungen ausmachen, die auf anderem Wege ausgelöst werden und gegen die einzuschreiten völlig undurchführbar wäre; und endlich auch darum, weil ich in der Erregung der Sinnlichkeit überhaupt keinerlei Gefahr zu erblicken vermag. Die Gefahr liegt ausschließlich in Gesundheitsschädigungen, denen die unbelehrte, ungebändigte oder leichtfertige Sinnlichkeit ausgesetzt ist, und jedermann wird zugeben müssen, daß der Schade, den eine zu früh aus dem Spital entlassene Prostituierte oder ein gewissenloser Lump niederer oder

höherer Kategorie anzurichten imstande ist und tatsächlich Tag für Tag anrichtet, unendliche Male bedeutender ist als der Schade, den die Schmutzliteratur aller Zeiten zu stiften imstande gewesen ist oder wäre.

3. Hat die Schmutzliteratur auch einen Nutzen? Worin besteht er? Und wie verhält sich dieser Nutzen zum Schaden?

Diejenigen Produkte, die geschlechtliche Themen mit Kühnheit und Eigenart behandeln (die also vernünftigerweise überhaupt nicht zur Schmutzliteratur zu rechnen sind), haben selbstverständlich den gleichen Nutzen, den literarische Produkte anderer Art besitzen: sie gewähren dem dazu veranlagten Menschen einen künstlerischen Genuß. Aber für eine gewisse beträchtlich größere Gruppe von Menschen, für die der künstlerische Gewinn überhaupt nicht existiert, kann sogar die wirkliche Schmutzliteratur auch einen gewissen Vorteil bieten, indem sie solchen Menschen eben den einzigen aus literarischen Produkten zu gewinnenden Genuß gewährt, dessen sie bei ihrer geringen geistigen Kapazität überhaupt fähig sind.

4. Welche Momente befördern die Schmutzliteratur insbesondere gegenüber der besseren Lektüre?

Die Verbreitung der Schmutzliteratur wird dadurch gefördert, daß den meisten Menschen von allen vielleicht außerordentlichen Eigenschaften eines Buchs überhaupt nur die eine Qualität ersichtlich wird: daß es sexuell erregend wirkt. Und vielleicht sind dieser Gefahr gerade die beruflichen, gewerbs- oder zwangsmäßigen Bekämpfer der Schmutzliteratur in besonders hohem Maße ausgesetzt, da ja ihre Aufmerksamkeit auf diese eine verpönte Qualität ununterbrochen gerichtet ist.

5. Soll man die Schmutzliteratur bekämpfen? Ihre Entstehung? Ihre Verbreitung?

Gewiß soll man das, aber der zuweilen zweifellos echte sittliche Ernst, mit dem man sich gegen die Schmutzliteratur wendet, steht bisher kaum je im richtigen Verhältnis zu dem erzielten Resultat. Unendlich wichtiger daher als der Kampf gegen die Schmutzliteratur – der, wie die Erfahrung lehrt, sich allzu häufig auch gegen die andere wendet und in dem so oft Heuchelei, politische Ranküne und gelegentlich Beschränktheit das große Wort führen –, ehrlicher in ihren Absichten und bedeutungsvoller in ihren Zielen sind Aufklärung, Hygiene, Einsicht und Gerechtigkeit. In den Bemühungen um diese Güter ist der Kampf gegen die wirkliche Schmutzliteratur notwendig mit einbegriffen, so

weit er nicht in die Frage der Ästhetik und des Geschmacks übergreift; diese aber fallen nicht in die Kompetenz der Staatsgewalt. – Jedenfalls sind die bis jetzt bestehenden Gesetze zur Verbesserung fast nie dienlich; zur Bekämpfung der Schmutzliteratur aber unnötig.

KINDERTRAGÖDIEN *(1905)*

Vor Jahren wohnte ich in einer Gesellschaft einem Gespräch zwischen einem Zwanzigjährigen und einem Fünfzigjährigen bei. Der Fünfzigjährige hatte Standpunkte – unverrückbare selbstverständlich –, Erfahrungen, hauptsächlich bittere, und er war in der Lage auf irgend etwas zurückzuschauen, was er selbst wahrscheinlich für ein reiches Leben hielt. Er war daher sehr verwundert, als der Zwanzigjährige auf irgendeine der Äußerungen des Fünfzigjährigen sich eine Einwendung oder gar einen Zweifel an der Richtigkeit des Standpunktes erlaubte, von dem aus jener die Welt erblickte. Und der Fünfzigjährige bemerkte: »Ach, junger Mann, wenn Sie erst einmal so alt sein werden wie ich –!« Hierauf aber, zu noch größerer Verwunderung des Erfahrenen sagte der Jüngling: »Entschuldigen Sie, mein Herr, von dem Augenblick an, da Sie mir die Ehre erwiesen mit mir zu diskutieren, bin ich geradeso alt wie Sie und Sie ebenso jung wie ich. Und ich hätte gewiß nicht angefangen mich mit Ihnen zu unterhalten, wenn ich darauf hätte gefaßt sein müssen, mir in irgendeinem Momente unseres Gesprächs statt einer sachlichen Erwiderung meine zwanzig Jahre vorgehalten zu hören.«

Das Entsetzen ringsum war ziemlich allgemein, denn zu den verschiedenen Dingen, die damals, als diese Geschichte vorfiel, noch feststanden, gehörte das Dogma, daß der Jüngere vor dem Älteren unbedingt Respekt haben müsse; es stand viel fester als die Forderung, daß der Dumme dem Klugen Respekt schulde. Und das hatte seine guten Gründe, denn zweifellos ist es viel leichter durchführbar, junge Leute von alten, als dumme von klugen zu unterscheiden. Die gesellschaftliche, ja die ganze Weltordnung wird durch solche Lehrsätze beträchtlich vereinfacht. Zweifellos ist auch die Popularität des Hasses zwischen Nationalität und Konfessionen zum Teil auf die große Einfachheit zurückzuführen, mit der nach diesem Prinzip auch der Mindergebildete die Leute herauszufinden vermag, die er hassen oder verachten darf – oder selbst muß. Die Menschen voneinander

nach ihrem eigentlichen Werte zu unterscheiden, das ist eine allzu schwere Aufgabe. Und wie sehr wird unser Verhältnis zu den Nebenmenschen vereinfacht und geklärt, wenn es schon durch so leicht kontrollierbare Umstände gegeben ist, daß einer ein Graf, der andere ein Jude, jener ein Professor und dieser wieder sechzig Jahre alt ist.

Das hauptsächlichste tragische Moment vielleicht im heranwachsenden Kind ist das Gefühl, nicht verstanden zu werden. Dieses Moment wäre nicht so bedeutungsvoll, wenn sein Vorhandensein dem Kinde wirklich bewußt wäre und wenn es die Kraft und den Mut aufbrächte, gegen diejenigen, die sich auf die Erfahrenen und auf die Klügeren hinausspielen, nur weil sie die Älteren sind, sich aufzulehnen. Doch von Anbeginn wird den Kindern eingeschärft: Du bist in jedem Fall denen Respekt schuldig, die älter sind als du. Ferner: alle diejenigen, denen deine Erziehung anvertraut ist, sind klüger als du und meinen es gut mit dir. Und so lange als möglich verbirgt man ihnen die traurige Wahrheit, daß diejenigen, die sie erziehen, sich im Grunde wenig für sie interessieren und noch seltener etwas von ihnen verstehen.

Freilich kann man kaum ein Erziehungswerk damit beginnen, daß man die Kinder darüber aufklärt, was für Leuten ihre Ausbildung in den meisten Fällen anvertraut ist. Und ich selbst würde es mir wahrscheinlich überlegen, meinem Sohne zu erzählen, daß meine Professoren zum allergrößten Teil sehr minderwertige Subjekte waren, obzwar ich mir manchmal denke, um wie viel wohler mir in der Schule gewesen wäre, wenn ich die Verächtlichen ruhig hätte verachten dürfen. »Die Kinder erfahren es noch früh genug.« Nein, sie erfahren das meiste viel zu spät.

RUNDFRAGE ÜBER DAS EHERECHT

Mit Kompromissen läßt sich eine Lösung der wichtigsten Fragen nicht anstreben. Zum mindesten darf man nicht mit Kompromissen beginnen. Im Verlauf der Durchführung sind sie ja nicht zu vermeiden.

Eine Reform des Eherechtes ohne eine Reform der Ehe ist vollkommen nutzlos.

Alle Schäden und Schwierigkeiten des Eherechtes ergeben sich aus den falschen Voraussetzungen, auf denen der Begriff der Ehe aufgebaut ist.

Es erscheint wünschenswert, den Boden umzupflügen, nicht auf unsicherer Erde ein neues Gebäude aufzurichten, auch nicht darum, ein altes mit neuen Erkern und Türmen zu versehen.

Die Ehe in ihrer jetzigen Form ist kein eigentlicher Vertrag und doch dürfte sie für den Staat überhaupt nichts anderes zu bedeuten haben.

Alles was sie außerdem noch ist, dürfte nichts anderes sein als Privatabmachung zwischen den zwei Menschen, die die Ehe schließen. Somit ist jede obligate Mitwirkung einer kirchlichen Behörde an der Eheschließung, wenn sie nicht von den Gatten selbst gewünscht wird, auf das Entschiedenste abzulehnen. Das Zusammenleben zweier Menschen, die durch einen rechtsgültigen Vertrag ihre gegenseitigen ökonomischen Beziehungen regeln, hat dem Staat als Ehe zu gelten. Ferner hat jede Verbindung zweier bis dahin lediger Menschen, der ein Kind entsproß, als Ehe zu gelten. In einem solchen Fall ist die ökonomische Beziehung und Verpflichtung der Eltern gegenüber dem Kinde sofort zu regeln, und jeder Unterschied zwischen unehelichen und ehelichen Kindern hat vor dem Gesetz durchaus zu fallen.

In dem Vertrag der eheschließenden Menschen ist festzustellen, was nach Lösung des Vertrages mit dem Kinde zu geschehen hat.

Der Staat hat sich ausschließlich um Regelung der Vermögens- und der hygienischen Fragen zu kümmern, während alles Ethische, Religiöse und Gefühlsmäßige Privatsache zu bleiben hat.

Denn daß auch Ethos und Religion zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht wird, führt wie tausendjährige Erfahrung zeigt, nicht zu einer Erhöhung der Sittlichkeit oder zu einer Vertiefung der religiösen Anschauungen, sondern ausschließlich zu Machtdünkel mit all seinen Übergriffen bei den Behörden und zu Heuchelei im privaten Leben. Überdies hat die Einmischung des Staates in ethische und religiöse Fragen etwas durchaus Verlogenes, da es dem Staat niemals auf Sitte und Weltanschauung im eigentlichen Sinne ankommt, sondern immer nur auf Form- und Machtfragen.

ZUR FRAGE DES SCHLÜSSELROMANS

Vor ungefähr einem Jahr erschien ein Roman, für den eine bisher in schriftstellerischen Kreisen ungewohnte Reklame gemacht und gegen den zugleich der Vorwurf erhoben wurde, daß er Zu-

stände und Menschen schildere, die dem Autor sehr genau bekannt seien. Den Roman habe ich bis heute nicht gelesen, den Vorwurf öfters und ich wunderte mich immer von neuem darüber. Der gegenteilige Vorwurf – daß nämlich ein Autor Dinge und Menschen schildere, die ihm nicht bekannt seien –, wäre mir einleuchtender erschienen. Vor wenigen Tagen nun fand ich in einer Kritik über den gleichen Roman die folgenden Worte:

»Erdichtet sind zunächst nur die Personennamen, im übrigen aber sind die Menschen und Situationen nach Ort und Zeit fast alle der Wirklichkeit entnommen und für den kundigen Leser ganz genau bezeichnet. Dabei verfolgt aber der Verfasser die Praxis, daß er nicht etwa nur vorhandene Schwächen seiner Umgebung in indiskreter Weise ans Tageslicht zieht, sondern daß er fast alle Personen seines Romans in schärfstem Gegensatz zur Wahrheit entstellt, verlästert und verleumdet, während er andererseits in maßloser Eitelkeit und in gleich offenkundigem Gegensatz zum wirklichen Tatbestand seine Person und sein Handeln zu verherrlichen bestrebt ist. Und diese treulose und unwahrhaftige Entstellung der Personen und Tatsachen ist umso abscheulicher, als sie vorzugsweise solche Personen betrifft, mit denen der Autor durch die Bande der Pietät verbunden war oder doch hätte verbunden sein müssen. Nicht nur die Mitschüler, die Couleurbrüder, die Verwandten werden in diesem Buche teils lieblos, teils geradezu hämisch entstellt, sondern – man kann es kaum fassen – der Busenfreund, der eigene Vater, ja, sogar die eigene Braut!«

Der Kritiker selbst räumt an anderer Stelle ein, daß die Privatverhältnisse eines Künstlers den Leser nichts angehen und daß persönliche Betrachtungsweise eines Kunstwerkes unangebracht sei. Trotzdem hält er es in diesem Falle für geboten, die unwahrhaftige und treulose Verwendung persönlicher Motive bei der wachsenden Reklame für dieses Zeitbild ins rechte Licht zu stellen.

Ich frage nun, wer hat in diesem Fall die beanstandete Büberei begangen, d. h. den Roman sozusagen erst zum Schlüsselroman gemacht? Niemand von den Fernerstehenden wußte, daß der Autor in einzelnen Gestalten des Romans seinen Vater, seine Braut, seine Couleurbrüder geschildert oder doch gemeint hat. Erst der Kritiker hat diesen Umstand einer weiteren Öffentlichkeit mitgeteilt. Woher nahm er das Recht dazu? Kennt er für seinen Teil den Vater, die Braut, die Couleurbrüder des Autors so genau, daß er für die Identität der wirklichen Personen mit den

Figuren des Romans durchaus einzustehen den Mut findet? Ist seine Menschenkenntnis so außer Zweifel, daß er eine solche Identität in jedem Falle tatsächlich beschwören könnte? Und wenn es so wäre, wie darf er es sich anmaßen, der ganzen Welt anzuvertrauen: Nicht nur der in dem Roman genannte Herr X., sondern ein mir bekannter Herr Y., welcher als Herr X. im Roman erscheint, ist ein Saufbruder; nicht nur Herr M., der im Roman vorkommt, ist ein Schuft, sondern sein Modell, Herr O.; nicht das Fräulein Z. hat Herrn T., sondern eine junge Dame, auf die ich hiermit mit den Fingern weise, hat den Autor des Romans betrogen? War der Autor vielleicht indiskret, weil er hätte vermuten können, daß einige mit den Verhältnissen vertraute Leute in seinen Romanfiguren einige wirklich existierende Menschen, in einigen im Roman angedeuteten Schicksalen solche erkennen würden, die sich tatsächlich zugetragen haben, so hat der Kritiker diese Indiskretion gewissermaßen verhundert- und vertausendfacht. Ohne den mildernden Umstand, der dem Autor vielleicht zuzubilligen war: der unwiderstehliche Drang, ein persönliches Erlebnis dichterisch zu gestalten und sich von ihm zu befreien.

Ist es denn überhaupt schon jemals geschehen, daß ein Autor Menschen zu schildern unternommen hätte, die er nicht kennt oder wenigstens zu kennen glaubt? Und hat man jemals einem Autor einen Vorwurf daraus gemacht, wenn in einer seiner Figuren mit glänzenden Eigenschaften ein lebendiges Modell wiedererkannt wurde? Immer aber nimmt man es ihnen übel, wenn sie Individuen von minderer Trefflichkeit oder gar Bösewichte dem Leben nachzuzeichnen versuchen. Dabei wird es sich schon aus technischen Gründen niemals um einen Vorgang handeln, den man, wie es gerne geschieht, dem Portraitieren gleichsetzen könnte. Während es sich bei der Photographie um die Anwendung eines physikalischen Gesetzes handelt, wonach die Umrisse eines Gegenstandes oder einer Person mit mathematischer Genauigkeit auf einer lichtempfindlichen Platte reproduziert werden, ist der Vorgang, nach dem das Konterfei eines lebendigen Menschen in einem Roman entsteht, ein so unendlich komplizierter, daß ein Dutzend Romanportraits von dem gleichen Individuum innerhalb eines Dutzend verschiedener künstlerischer Rahmen sich alle zwölf wesentlich voneinander unterscheiden würden. Dies träfe auch zu, wenn ein Autor tatsächlich einmal versuchte, ein Individuum mit vollkommener, portraitähnlicher Treue in sein Werk hineinzustellen.

Gewiß gibt es skandal- oder rachsüchtige Autoren, die gelegentlich eine mäßige schriftstellerische Begabung zur Befriedigung ihrer häßlichen Gelüste benützen. Doch wenn es geschieht, fallen die aus einem solchen Einzelfall entstehenden Nachteile gar nicht ins Gewicht gegenüber dem allgemeinen Vorteil, der in der unbehinderten Freiheit des Schaffens liegt.

Jedem Schriftsteller ist es schon begegnet, daß man in irgendeiner seiner Figuren einige ganz verschiedene wirkliche Menschen zu erkennen geglaubt hat. Es kann auch irgendeinmal ein Schauspieler eine Figur kopieren, an die der Autor überhaupt nicht gedacht hat.

Zuweilen auch führt der Autor eine Figur weiter, als ihr Vorbild innerhalb des Lebens sich zu entwickeln vermochte. Er ist es, der den Sinn einer bestimmten menschlichen Erscheinung erst in Wahrheit erfüllt. Er vermag es, Figuren in erfundene Situationen hineinzustellen, in die das Urbild niemals geraten könnte und statuiert so gleichsam ein Exempel, zu dem es dem Schöpfer an der nötigen Konsequenz gefehlt hat.

RUNDFRAGE ÜBER DAS DUELL

Die Beziehungen zwischen zwei Menschen, die zu einem Zweikampf führen können, sind sehr vielfältiger Natur und ebenso vielfältig die Bedeutung, die dem Duell als Abschluß der Beziehungen zwischen zwei Menschen zukommt.

Diese menschlichen Beziehungen haben mit allen anderen, wie z. B. Ehe, Liebe, Freundschaft, außer ihrer Vielfältigkeit auch das gemeinsam, daß den außenstehenden Menschen ein wirklicher Einblick in sie verwehrt ist und daß daher jede Einmischung von anderer Seite unerlaubt, ungebührlich, ja vielleicht unsittlich erscheint, solange es sich eben ausschließlich um diese Beziehungen an sich handelt und nicht um den Einfluß, den sie eventuell auf die Existenz Unbeteiligter zu nehmen imstande sind.

Es ist also nicht nur töricht, sondern sogar unverträglich mit dem Recht der Selbstbestimmung zwei Individuen, deren Beziehungen sich dahin entwickelt haben, daß sie das unabweisbare Bedürfnis empfinden, sich mit den Waffen in der Hand gegenüberzustehen oder einer den andern zu töten, an der Ausführung dieses Vorsatzes zu hindern.

Gegen Duellanten also, die sich freiwillig gestellt und solche,

die den Gegner nicht in irgendeiner Art zum Duelle gezwungen haben, dürfte von staatswegen niemals etwas unternommen werden, selbst wenn das Duell einen unglücklichen Ausgang hatte. Hier erst setzt die Frage ein; nicht um das Duell, sondern um den Duellzwang handelt es sich. Und zwar nicht um den augenfälligen Zwang, gegen den einzuschreiten eine verhältnismäßig einfache Sache wäre, sondern um die vielfachen Formen des uneingestandenen, unaufrichtigen, gefährlichen Zwanges, der in unseren gesellschaftlichen Zuständen begründet ist.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man beinahe glauben, daß es einen Zwang zum Duell wenigstens für Zivilisten überhaupt nicht gibt, wie denn die Duellfrage im Offiziersstande hier schon darum außer acht gelassen werden soll, weil jeder, der diese Karriere einschlägt, ebenso gut weiß, welchen Anschauungen und Gesetzen er sich damit unterworfen hat, wie der Arzt, der es seinerseits nicht ablehnen darf, sich bei einer plötzlich ausbrechenden Epidemie an der Behandlung der Erkrankten zu beteiligen und die damit verbundene Gefahr auf sich zu nehmen, wenn er auch auf den Ausbruch einer Epidemie bei Ablegung des Doktorats nicht gefaßt war.

Anders aber steht es beim Zivil. Hier kommt es jeden Tag vor, daß Leute auch ohne Absicht in Kreise geraten, wo Anschauungen herrschen, in denen der Duellzwang notwendig inbegriffen ist. Solange Leute als feig gelten werden, die eine Duellforderung ablehnen und solange Leute den Vorwurf dieser sogenannten Feigheit als diffamierend empfinden werden, solange wird auch der Duellzwang bestehen. Keine behördliche Verfügung, kein Gesetz wird die Macht haben, jemanden, der einen andern wirklich oder im Sinne der geltenden gesellschaftlichen Anschauungen beleidigt hat, davor zu schützen, daß er eine Ohrfeige bekommt. Und solange diese Ohrfeige ihre innerhalb der Gesellschaft nun einmal feststehende symbolische Bedeutung behält, wird keine behördliche Verfügung die Macht besitzen, den Geohrfeigten glauben zu machen, daß sein Beleidiger durch eine Geldstrafe von fünf bis hundert Gulden oder selbst durch Arrest von vierundzwanzig Stunden genügend bestraft und damit seine, des Gezüchtigten Ehre wiederhergestellt weiß. So wird also diese Ohrfeige, wenn andere Mittel versagen, in all den Kreisen, wo sie eben als Symbol gilt, einen absoluten Zwang zum Duell bedeuten.

Es ist also unbedingt erforderlich, diese Beleidigung innerhalb von Kreisen, wo sie eben mehr bedeutet als sich selbst, mit einer

Strafe zu belegen, die dem symbolischen Ernst der Beleidigung angemessen ist; unter Umständen mit schweren Kerkerstrafen.

Ebenso streng müßte der Vorwurf der Satisfaktionsunfähigkeit gestraft werden, der gegen den Duellverweigerer öffentlich erhoben würde, denn es ist sehr wohl der Fall zu denken, daß jemand einmal mit guten Gründen ein Duell abgelehnt hätte und ein anderes Mal aus ebenso guten Gründen die Nötigung empfände, selbst jemanden zum Duell herauszufordern.

Die Forderung an sich aber dürfte niemals strafbar sein. Sie hätte nichts anderes zu bedeuten und dürfte nicht in anderem Sinne aufgefaßt werden als die Frage: willst du dich mit mir schlagen? – eine Frage, auf die die Antwort dem andern völlig frei stünde und auch eine abschlägige keinerlei diffamierende Folgen für den Duellverweiger mit sich brächte, woraus die einfache Folgerung resultiert, daß man auch den Fordernden für ein Ja des Geforderten in keiner Weise verantwortlich machen dürfte.

Auch von prinzipiellen Duellgegnern hört man immer wieder die Ansicht aussprechen, daß es immerhin Fälle gibt, wo das Recht, jemanden zum Duell zu provozieren, unbedingt zuerkannt werden müßte. Und als Lieblingsbeispiele werden immer wieder solche Fälle gewählt, in denen es sich um Verführung der Gattin oder der Schwester handelt. Und doch liegt hier die Sache nicht anders als in sämtlichen anderen Fällen, bei denen sich irgend jemand beleidigt fühlt. Ist der sogenannte Verführer geneigt, auf das Duell einzugehen, so möge es stattfinden und – wie immer der Ausgang sei – straflos bleiben. Ist aber der Beleidiger nicht geneigt, die verlangte Satisfaktion zu geben, so wäre der Versuch, ihn zu einem Duell zu zwingen, mit der gleichen Schärfe zu ahnden, wie in jedem andern Fall. Natürlich müßte dem Gatten oder dem Bruder Gelegenheit geboten werden, sich auf andere Weise Genugtuung zu verschaffen, auf die er nach unseren heute noch bestehenden bürgerlichen Anschauungen ein Recht beanspruchen kann. Doch besteht ein solches Recht überhaupt viel seltener als man heute noch zugibt, es sei, man wollte ausdrücken, daß auch schon der verletzten Eitelkeit ein Recht auf Genugtuung zustünde.

Enquete über Pornographie.

1. Frage: Inwiefern Werke der Literatur und Kunst sexuell zu irritieren vermögen?

2. Frage: Inwiefern eine solche Wirkung berechtigt ist?

3. Frage: Pornographie.

Ob ein junger Mensch sinnlich erregt die Tizianische Venus verläßt und sich eine Stunde darauf bei einer Prostituierten oder einem andern weiblichen Wesen infiziert oder ob er mit seiner Geliebten oder Frau unter der Nachwirkung derselben Erregung einen neuen Shakespeare zeugt – oder seinen eigenen Mörder –, das ist schließlich nur eine Glücksfrage.

Und zweifellos kann jede dieser Möglichkeiten eintreten, auch wenn es nicht die Tizianische Venus war, sondern eine völlig kunstfremde Aktphotographie oder irgendeine obszöne Darstellung.

Die Frage, inwiefern die sexuelle Wirkung von Kunstwerken berechtigt sei, scheint mir so müßig wie die Frage nach der »Berechtigung einer sexuellen Erregung«, die durch den Anblick einer schönen lebendigen Gestalt hervorgebracht würde, was ja auch zuweilen vorkommen soll. Die Kunst ist hinsichtlich ihrer Wirkungen so unbekümmert wie die Natur und selbst wenn einmal ein großes Kunstwerk geschaffen würde, von so ungeheurer sexueller Reizkraft, daß eine Flutwelle von Sinnlichkeit sich über die gesamte Menschheit ergösse, so wäre das ebensowenig Anlaß, die Ausstellung, die Weiterverbreitung zu verbieten, wie bisher behördlicherseits der Versuch gewagt worden ist, die körperliche Schönheit zu untersagen.

Sicher ist jedenfalls, daß die sexuell irritierenden Bildwerke und Druckschriften, sowohl künstlerischer als unkünstlerischer Natur, prozentuell gegenüber den vielfachen Verlockungen im täglichen Leben und dem steten physiologischen Wirken der Geschlechtlichkeit auch in ihrer gelegentlichen schädlichen Wirkung gar nicht in Betracht kommen.

Meine Bedenken gegen die Pornographie sind ausschließlich ästhetischer Natur, und meine Abneigung gegen pornographische Produkte beruht nicht darauf, daß manchen von ihnen die Eigenschaft innewohnt, sexuelle Erregungen auszulösen – was sie bekanntlich auch mit manchen wirklichen Kunstwerken gemeinsam haben –, sondern darauf, daß pornographische Produkte

des künstlerischen Wertes ermangeln und in erster Linie, ja oft ausschließlich, nicht auf ästhetische Wirkung ausgehen, sondern auf Wirkungen, die a priori mit Kunst nichts zu tun haben.

Es ist nicht richtig, daß die Grenze zwischen Pornographie und Kunstwerk schwer zu bestimmen ist. Der Kenner, wenn er zugleich ein ehrlicher Mensch ist, wird diese Grenze ebensogut festzustellen imstande sein, wie jede andere Grenze zwischen Kunst und Nichtkunst (welch letztere auch bekanntlich außerhalb der Pornographie vorzukommen pflegt). Mißlich bleibt nur, daß dieser Grenzfrage gegenüber nicht nur solche Leute versagen, denen überhaupt die Fähigkeit ästhetischen Urteils mangelt – also die überwiegende Mehrzahl aller Menschen –, sondern auch manche Leute, denen eine solche Urteilsfähigkeit wohl gegeben wäre, die aber – sei es durch falsche Erziehung, sei es durch Unfähigkeit logisch zu denken, sei es durch eine krankhaft gesteigerte sexuelle Erregbarkeit, sei es endlich aus Gründen berufs- oder gewerbsmäßiger Heuchelei – geneigt sind, jedes Werk der Kunst oder der Nichtkunst vor allem auf seinen sexuellen Irritationskoeffizienten hin anzusehen.

Es scheint mir überhaupt kein Anlaß vorzuliegen, die Frage der Geschlechtskrankheiten von der Frage der geschlechtlichen Erregung aus in Angriff zu nehmen, gegen die ja zum Glück für die Erhaltung des Menschengeschlechtes jede staatliche und jede kirchliche Maßnahme vollkommen machtlos bleiben wird; die Frage der Geschlechtskrankheiten ist nur von den Gesichtspunkten der allgemeinen Bildung, der wissenschaftlichen Aufklärung und der Wahrheit anzugehen. Und so sei der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten und ihre Verbreitung ein Kampf gegen Unbildung, falsche Schamhaftigkeit, Heuchelei und Gewissenlosigkeit, arte aber nicht aus in einen Kampf gegen die Sinnlichkeit, die nicht nur ein lebenverschönerndes Prinzip, sondern auch eine lebenschaffende Kraft bedeutet.

TOLSTOI

Ich bewundere Tolstois Werke und liebe manche von ihnen; besonders *Krieg und Frieden*, *Die Kosaken* und die *Soldatengeschichten*.

Über die kunsttheoretischen und religions-philosophischen Schriften Tolstois kann ich mich kaum äußern, da ich nicht alle und manche nur im Auszug gelesen habe. Doch muß ich ge-

stehen, daß die Ansichten eines Dichters, seine Ideen als solche, mich immer nur in geringem Maße interessiert haben. Ich lebe nämlich in dem sonderbaren Wahn, als wären alle überhaupt möglichen Ideen und damit die Fähigkeit, sie auch selbst auszusprechen oder durch die von mir erfundenen Gestalten aussprechen zu lassen, in meiner Seele vorgebildet, so daß auch die neuesten und bizarrsten für mich keine Überraschung zu bedeuten vermögen.

Scheint übrigens nicht der Fall Tolstoi die relative Gleichgültigkeit aller Ideen, aller theoretischen Erwägungen zu beweisen? Haben ihn seine blasphemischen Ansichten über die Kunst gehindert, Kunstwerke hohen Ranges zu schaffen? Gibt es einen einzigen Menschen, den Tolstoi von Shakespeare oder von Tolstoi selbst abwendig gemacht hätte? Was mir einen Dichter wert macht, sind immer die Gestalten, die er in sich trägt, und der Rhythmus, in dem er sie erscheinen und walten läßt. Von allen, die in diesen Tagen leben, gibt es keinen, dessen Gestalten lebendiger gewandelt und dessen Rhythmus gewaltiger getönt hätte als der Dichter Tolstoi.

[Antwort auf eine Rundfrage, nicht eingesandt.]

ZU »SPRÜCHE ETC.«

VORBEREITET GEWESEN, DOCH ZURÜCKGELEGT

Es gibt Leute, die eine Sache längst im Geist zu Ende gelebt haben, während sie scheinbar noch mitten darin stehen. Daher die außerordentliche Langeweile, der Überdruß, der diese raschfühlenden Menschen erfaßt, die doch so langsam leben müssen wie die andern, und sie das Leben scheuen macht.* *1880er Jahre*

Das wahrhaft Tragikomische ist das Lächerliche an Leuten, die einem durch Pietät über alles erhaben sein sollten. *21.4.91*

Unsere Lieblingszigarre? Es ist leider nicht die, die uns am besten geschmeckt hat, sondern die, die unsern Verhältnissen am besten entspricht und an die man sich gewöhnt hat. *1908*

Ich habe nichts gegen Leute, die sich umbringen, aber ich hasse Menschen, die sich fallen lassen.

Ermüdbarkeit des Gefühls nicht zu verwechseln mit Trägheit des Herzens. *1912*

In der Mitte läge die Wahrheit? Keineswegs. Nur in der Tiefe. *1918*

Im Geistigen kann es niemals Haß geben, sondern nur Gegensätze; und auch die sind noch fruchtbar. *1921*

Unter den Antinomien nicht zusammenbrechen, das ist unsere Lebensaufgabe. *1921*

Aufgabe der Erziehung wäre es, den metaphysischen Hunger der Menschheit durch Mitteilung von Tatsachen mit weisem Maß zu stillen statt ihn durch Märchen, was ja die Dogmen sind, zu betrügen.* *1921*

Zum Wesen des Dilettanten.

Die Leistungen im Detail manchmal bis zum Verblüffenden; in der Hauptsache versagen sie. Das gilt auch für die Dilettanten des Lebens. *1921*

Es ist immer wieder beschämend, in einem eigenen Erlebnis, dessen Einzigartigkeit man eben zu empfinden glaubte, das hundertmal Dagewesene, den typischen Kern zu entdecken. In der Angst vor dieser Beschämung wurzelt jenes Wort: »Ich verstehe die Welt nicht mehr«, mit dem sich ein Tischlermeister zweifelnd in den Mittelpunkt der Welt zu stellen versuchte, weil seine Tochter, wie es schon tausend Tischlermeistern und sogar einigen Königen vor ihm passiert ist, von einem Liebhaber in die Hoffnung kam. *1921*

Ein ernster Mensch sein und keinen Humor haben, das ist zweierlei. *1922*

Auch der Selbstmord wird eine sinnlose Sache, wenn man keinem Menschen mehr dadurch einen Schmerz bereitet. Dies erst heißt sich völlig ins Nichts stürzen. *1922*

Dein Nebenmensch ist allzu sehr darauf bedacht, der Klügere zu sein, als daß er je anerkennen würde, du hättest in irgendeiner Sache das richtige Maß eingehalten. Er wird dir also immer den Vorwurf machen, entweder, du seist zu tyrannisch oder du seist zu nachgiebig gewesen, zu vorlaut oder zu bescheiden, zu vorsichtig oder zu unbedacht. Und er wird immer irgendwie recht haben, da es ja in keiner Sache eine mathematische Richtigkeit gibt. *1924*

Zu den psychopathologischen Rudimenten, die auch im gesundesten Gehirn enthalten sind, gehört unter anderm das Bedürfnis nach Wunderglauben. Ich erinnere mich eines Spaziergangs, während dessen ich längere Zeit hindurch in der Ferne Kuppeln erblickte, deren Vorhandensein ich mir unmöglich erklären konnte. Es war mir eine unbezweifelbare Enttäuschung, als ich entdeckte, daß es die Kuppeln der Museen waren und nicht irgendeines Zauberpalastes, der im Laufe der Nacht entstanden war. *1924*

Ein richtiges und ein gerechtes Urteil, das ist noch lange nicht dasselbe. Richtigkeit ist der höhere Begriff (so sonderbar das klingen mag). Das richtige Urteil stützt sich auf den gesunden Menschenverstand, das gerechte auf das Gesetz, welches naturgemäß auch anderen Elementen als der Logik allein seine Entstehung verdankt. *1924*

Schuster, die das anatomische Bildnis eines Fußes in das Schaufenster stellen, müssen deshalb noch lange nichts von Anatomie verstehen, aber Schuhe ließ ich mir gewiß nicht von ihnen anmessen. *1924*

Solang du auf Erden lebst, hast du kein Recht, rückhaltlose Anerkennung zu verlangen. Denn bis zu deinem letzten Augenblick besteht die Gefahr, daß du deinen Anspruch darauf wieder verwirkst. *1924*

Du mußt mich nehmen, wie ich bin, sagte der Tiger und machte sich sprungbereit.

Du mich auch, sagte der Jäger und schoß ihn nieder. *1924*

Unsere Feinde haben meistens recht mit ihren Vorwürfen, aber zu ihren Vorwürfen beinahe nie. *1924*

Manche Leute, Frauen besonders, bilden sich ein, durch irgendeinen Schicksalsschlag »zum Glauben bekehrt« worden zu sein. Der Tod eines geliebten Menschen, Gatten, Sohnes, der ihnen im ersten Augenblick »sinnlos« erschien, erhält für sie, so sagen sie, im Laufe ihres weiteren Lebens irgendwie einen Sinn – wenn sie sich auch manchmal nicht weiter durchringen können als zu der Überzeugung, daß es einen Sinn gehabt haben müsse, und zwar darum, weil eben alles einen Sinn haben müsse; denn sonst wäre es eben sinnlos. – In diesem »Glauben« behaupten sie dann einen »wunderbaren Trost« zu finden. Und diesen Trost empfinden sie als um so wunderbarer, je mehr ihr Leben einen neuen Inhalt bekommen hat, sei es durch eine Tätigkeit, sei es durch irgendeine neue, beglückende Beziehung. Zu dieser Tätigkeit, zu dieser Beziehung aber wäre es nicht gekommen (wahrscheinlich), wenn eben nicht ihre Existenz durch jenen Schicksalsschlag in irgendeinem Augenblick leer, »sinnlos« geworden wäre.

In Wahrheit verhält es sich aber so, daß ihr Schmerz über den Verlust, den sie erlitten, nach allgemein menschlichen Gesetzen

allmählich abgeklungen, daß ihr Leben, ihr Liebestrieb neu erwacht ist; und aus der unbewußten Scham, sich die Vergänglichkeit eines Gefühls einzugestehen, das sie für ewig hielten, flüchten sie sich in den Wahn, daß ihnen nun der tiefe Sinn ihres tragischen Erlebnisses aufgegangen sei. Denn es würde ihren Stolz, ihre Eitelkeit verletzen, wenn sie einsehen müßten, daß ihr Gefühl in irgendeinem Augenblick einfach durch die Tatsache, daß das Objekt dieses Gefühls nicht mehr auf Erden war, zum allmählichen Hinschwinden verurteilt war. *1924*

Es gehört zu den übeln Methoden der Polemik, daß man schon dem Wort, das den Gegner einfach bezeichnen sollte, einen Nebenton von Verachtung leiht. So klingt z. B. das Wort Rationalist geradeso wie das Wort Mystiker ohneweiters als Schmähwort, je nachdem es der Mystiker oder der Rationalist in der Diskussion anwendet.

Der Mystiker hat insofern gewiß recht, als es tatsächlich Dinge zwischen Himmel und Erde, ja auf der Erde selbst gibt, von denen unsere Schulweisheit nichts träumt. Aber er hat unrecht sich über die Leute erhaben zu dünken, die sich, soweit es eben möglich, ihrer Vernunft bedienen, um zu erforschen, was eben noch erforschbar ist oder scheint.

Der Rationalist hat gewiß recht, wenn er auf das kostbare, ja in diesem Fall einzige Hilfsmittel der Vernunft nicht früher verzichtet als es eben versagt. Aber er soll nicht über die Leute lächeln, die finden, daß die Vernunft zur Erklärung mancher Dinge nicht ausreicht und niemals ausreichen wird.

Ein Mystiker ist wie ein nächtlicher Wanderer, der die Laterne auslöscht, die ihm die nächsten Schritte in die Finsternis beleuchtet – nur darum, weil sie nicht zugleich die Kraft hat, hunderttausend Meilen durch das Waldesdunkel bis ans unbekannte Ende des Wegs zu dringen. *1924*

Die Angst ist der einzige Seelenzustand, der keines ihm bewußt werdenden Objektes bedarf, auf das er sich bezieht.

Beweis: Todesangst des Tieres. Das Tier hat keine Vorstellung, keinen Begriff vom Nicht-Sein, so wenig wie das Kind, und doch hat es die Angst vor dem Nicht-Sein. (Nicht nur vor dem Schmerz des Sterbens; denn die Angst ist schon verhanden, auch wo keinerlei Erfahrung über die Begleiterscheinungen des Sterbens vorliegt.)

Die Zelle schon reagiert gegen die Gefahr. (Gefahr heißt immer Möglichkeit, wenn auch entfernteste, der Vernichtung.)

Das Sich-tot-Stellen bei Insekten: Bin ich tot, so besteht für dich, Mensch, keine Notwendigkeit mehr, mich zu töten. Wodurch unterscheidet sich ein solcher angeblicher Instinkt von einem Gedankengang? *1924*

Hüte dich vor schlechter Gesellschaft, aber vergiß nicht, daß, wenn du die Einsamkeit erwählst, du dich nicht stets in der besten befindest.

Zwischen die gleich grausamen Wahrheiten: Leben und Tod, haben wir die tröstliche Lüge der Unsterblichkeit gesetzt.

Du willst dich dafür rächen, daß dich einer verleumdete? Sprich die Wahrheit über ihn, und ihr seid quitt geworden.

Ethisch empfinden heißt Verbrechen nicht abschätzen nach ihrer Straffälligkeit, sondern nach ihren Motiven; die Möglichkeiten nicht geringer werten als die Tatsachen; und Menschen beurteilen nicht nach ihren Erfolgen, sondern nach ihrem Wesen.

Widerwärtig nennen wir das Traurige, dem es nicht vergönnt ist, sich auf irgendeine Weise in Schönheit aufzulösen.

Kein Antlitz ist häßlich, in dessen Zügen sich die Fähigkeit zu einer echten Leidenschaft und die Unfähigkeit zu einer Lüge ausdrückt.

Dem Mutigen droht Gefahr meist nur von einer Seite her. Dem Feigen von Hunderten.

Der Mut muß sich nur nach einer Front schützen, die Feigheit nach allen Seiten.

Hat man zu einem Gegenstand, zu einer Frage, zu einem Menschen nur eine intellektuelle, verstandesmäßige Beziehung, so hat man keine. Denn gerade das Intellektuelle ist relativ; es ist durch neue Erfahrungen etc. Veränderungen unterworfen. Nur auf die gefühlsmäßigen Beziehungen kommt es an; sie sind die reichern und die wahrern. Ihre Motive liegen im Unbewußten, vielmehr in Vergessenem, Zusammengefaßtem.

Der Hypochonder ist der wahre Gottlose. Nur wer ohne Demut, doch auf alles gefaßt ist, darf sich fromm nennen.

Beklagenswerter, der nicht sein Leben, sondern seine Autobiographie lebt.

Auflehnung – Demut. Was liegt dazwischen? Weisheit oder Ergebung?

Es bleibt nun einmal ein unheimlicher Gedanke, daß in dem Tageslauf des Jahrs, auf das wir zurückblicken, unbedingt auch das Datum unseres Todestages enthalten sein muß.

Das ist ein gefährlicher Narr, der einen Schlafenden mit dem Dolch in der Herzgegend kitzelt, um ihn aufzuwecken.

Die Probleme der Sittlichkeit liegen auf dem Gebiet der Verantwortung, die der Sitte auf dem der Tradition.

Als Irrender sollst du deine Irrtümer begehen, nicht als Wissender: sonst bist du nur ein Geck deines Irrtums!

Klarheit, Intensität und Raschheit des Denkens – diese vereinigt erst ergeben das, was man die Tiefe des Denkens zu nennen pflegt.

Ein Haufen von unbeglichenen Rechnungen – von solchen, deren Bezahlung man uns schuldig blieb und solchen, die wir nicht begleichen konnten – das ist am Ende die Bilanz unseres Lebens.

Wie könnte man als Mensch leben, wenn man nicht zuweilen ein Gott wäre?

Laster, die Mut erfordern, das sind beinahe schon Tugenden, besonders verglichen mit Tugenden, die nur aus Feigheit geübt werden.

Wie oft ist das Tiefeschürfen eine Flucht vor der überhellten Fläche, die zu blenden droht, in die unverantwortliche und unkontrollierbare Dunkelheit von Schluchten und Abgründen.

Man hört manchmal auch von sonst klugen Menschen die Ansicht aussprechen, daß die Witwe eines großen Mannes nach dessen Tod verpflichtet sei, auf ihr weiteres Eigenleben gewissermaßen zu verzichten und nur dem Gedächtnis des Dahingeschiedenen zu leben. Damit stellt man in ganz eigentlichem Sinne die Forderung einer Art von platonischer Witwenverbrennung auf. Diese Forderung ist schlimmer als unbillig. Sie ist unverschämt, denn der Unbeteiligte, der Zuschauer fordert ein solches Opfer, von dem er persönlich nicht einmal den geringsten Vorteil hat, gleichsam nur zu seiner ästhetischen Befriedigung, was doch in diesem Fall ein etwas kostspieliges Vergnügen ist, nur eben eines auf fremde Kosten. Aber tatsächlich steht das Publikum der Wirklichkeit im allgemeinen mit viel strengeren ästhetischen Ansichten gegenüber als der Kunst, und es ist stets gern dabei, sich von seinem lieben Nächsten nicht nur lustige Komödien, sondern auch herzerschütternde Tragödien vorspielen zu lassen, vorausgesetzt, daß der Eintrittspreis nicht zu hoch bemessen ist oder daß gar die Gefahr bestünde, in eigener Person auf die Bühne gezerrt zu werden und wider Willen mitspielen zu müssen.

Daß es auch über metaphysische Probleme Streit geben kann, daß sich auch hier der eine, der dies glaubt, über den andern, der jenes glaubt, erhaben fühlen kann, läßt sich eigentlich nur aus der ungeheuren angeborenen Eitelkeit der Menschen einerseits und aus ihrem Streitbedürfnis andererseits erklären. Wenn jemand an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, so pflegt er sich schon dadurch über einen andern, der eine solche Fortdauer für unwahrscheinlich oder undenkbar hält, erhaben zu fühlen – als wären diesem gewisse Fähigkeiten der Phantasie versagt – oder des Glaubens –, die ihm selbst gegönnt sind.

An sich wäre ja die persönliche Unsterblichkeit um nichts wunderbarer, als es das Leben und der Tod an sich sind. Was uns an dieser Fortdauer zweifeln macht, ist nicht das Wunderbare einer solche Fortdauer, sondern der Umstand, daß eine solche persönliche Fortdauer den uns bekannten Naturgesetzen und unseren Erfahrungen widerspricht.

Wahrscheinlich ist nur eines: daß die Seelenkräfte in der letzten Sekunde des persönlichen Daseins eine ungeheure Steigerung erfahren, von denen kein Lebender vor diesem letzten Augenblick sich einen Begriff zu machen vermag.

Es liegt im Wesen der Revolutionen, daß sie sich nur ganz kurze Zeit in ideellem Sinn rein erhalten können. Sie bilden sich gewissermaßen nicht aus, sondern sie verwirren sich immer ärger, je länger sie währen. Die Reaktionen erhalten sich viel länger rein und entwickeln sich in viel gesetzmäßigerer Weise.

Zu dem Kapitel der Denkfehler:

Daß es einen Beweis für ein früheres Leben zu bedeuten hätte, wenn uns bei manchem Erlebnis vorkommt, als hätten wir schon Ähnliches erlebt. Wenn wir bei Betrachtung einer Gegend glauben, wir wären schon in dieser Gegend gewesen usw.*

Es handelt sich natürlich in allen solchen Fällen um Erinnerungen an irgend etwas, die im Laufe der Zeit ihre Schärfe verloren haben, manchmal auch nur um ein Zusammenfließen verschiedener Erinnerungen, manchmal um Ideenassoziationen usw.

Wie wir es auch bei anderen Denkfehlern sehen, z. B. bei dem angeblichen Gesetz der Serie usw., ist es meist das Bedürfnis, sich interessant vorzukommen, das die Entstehung dieser Denkfehler begünstigt.

Ein ewiger und immer ungleicher Kampf zwischen Individuum und Gesetz, zwischen Bürger und Staat.

Das Individuum ist verfolgbar, strafbar und verletzlich. Der Staat ist unverantwortlich, anonym, also unbestrafbar und unverletzlich, weil ohne Ehrgefühl.

Er waltet unter dem Schutz der Unpersönlichkeit und der Anonymität.

Immer wieder aber erhebt sich im Individuum der Drang, den Staat aus seiner feigen Anonymität herauszutreiben und ihn zu zwingen, daß er sich stelle.

Liebe ist Schönheitssinn, der sich mit Beziehung auf ein bestimmtes Objekt zum Trieb erniedrigte – oder erhöhte; Schönheitssinn ist Liebe, die auf ein bestimmtes Objekt verzichtet hat und beruhigt ins Allgemeine gleitet.

Es gibt dreierlei Arten von Politikern: solche, die das Wasser trüben, solche, die im Trüben fischen, und solche – die begabten –, die das Wasser trüben, um im Trüben zu fischen.

Jeder Staatsbürger ist innerlich gleich bereit zum Patriotismus wie zum Hochverrat. Er wird ein Patriot sein, wenn es ihm in

seinem Vaterlande wohl ergeht, wenn er für seine Dienste oder für seine Gesinnung ausreichend belohnt wird, wenn sein persönliches Wohlergehen mit dem seines Landes zusammenfällt. Man kennt den sozusagen automatischen Patriotismus der Beamten, des Militärs, der Hofschranzen, die es natürlich auch in der Republik gibt. Er wird aber sofort Hochverräter, zum mindesten im Geiste, wenn er für seine Dienste nicht ausreichend entlohnt wird und es ihm in seinem Lande nicht wohl behagt. Zum aktiven Hochverrat entschließt er sich aber meistens erst in dem Augenblick, da kein Risiko mehr dabei ist, ja, da der Hochverrat Aussicht hat, in Patriotismus umzuschlagen.

In gleicher Weise zwischen Patriotismus und Hochverrat schwankt er auch in seinem Verhältnis zur Familie, zu seinem Beruf und zu Gott. Und kein Frommer, der nicht sofort bereit wäre, an seinem Gott irre zu werden, wenn es ihm in seinem Leben nicht nach Wunsch geht.

Nirgends ist die Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit so ungeheuer wie zwischen der Idee Staat und der Wirklichkeit Staat.

Die tiefe Immoralität des Staates besteht vor allem darin, daß er es seinen Beamten und Besoldeten nicht nur leicht macht, sie nicht nur ermutigt, sondern sie unter Umständen sogar nötigt, ihre angeborenen, allgemein-menschlichen Eigenschaften – Leichtfertigkeit, Mißtrauen, Machtdünkel, Neid, Rachsucht – ungestraft, ja oft genug mit Aussicht auf Belohnung walten zu lassen. Und der Staat stellt sich so an, ja er erklärt es als Dogma, daß der Beamte in jedem Falle der anständigere, ja daß er dem Bürger gegenüber der gerechtere und höhere Mensch sei; und schon ein Zweifel an dessen Unbestechlichkeit, Rechtsgefühl und Neidlosigkeit bedeutet eine Beleidigung, die der Ahndung unterliegt. Dabei benötigt der Staat gerade diese üblen allgemeinen Eigenschaften, um sich in seiner Macht behaupten zu können.

Es handelt sich nicht darum, das Große zu bewundern, es genügt durchaus, es anzuerkennen. Es gibt manche Dichter z.B., denen gegenüber wir fühlen, daß hier zwar ein Anlaß zur Bewunderung vorliegt, daß nur wir persönlich nicht in der Lage sind mitzubewundern. Der Versuch, seine Anerkennung künstlich zu einer Bewunderung zu steigern, die in diesem Falle unsrem Wesen nicht gemäß ist, wäre unmoralisch.

Über die Rolle des Zufalls in der Erinnerung.

Man findet z. B. in Tagebüchern oder Briefen Personen, Begegnungen, Stimmungen aufgezeichnet, die ohne das Tagebuch vergessen wären. Sie sind es auch jetzt. Daß man sich zu erinnern glaubt, ist meistens eine Selbsttäuschung.

An einem Detail kann sich die Erinnerung weiter emporranken.

Manches Unbeträchtliche erhält sich dadurch, daß es aus irgendeinem zufälligen Grund gleich am Tage darauf reproduziert wurde.

Es ist eine meist bewußte Unaufrichtigkeit, die Dogmen der Kirche mit den Dogmen der Wissenschaft, sogar wo diese zweifelhaft sein sollten, auf eine Stufe zu stellen. Was – selbst zu Unrecht – als wissenschaftliches Dogma gilt, verdankt seinen Rang in jedem Falle der Ehrlichkeit und der Mühe von Denkern und Forschern und der Nachprüfung von Hunderttausenden von Beobachtern. Das kirchliche Dogma ist aber im besten Falle die gutgläubige, oft die willkürliche Behauptung eines Visionärs, an die zu glauben Hunderttausende gezwungen werden.

Die an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glauben, sind möglicherweise einer großen Enttäuschung ausgesetzt, doch werden sie niemals etwas von ihr erfahren. Den andern, die an einer persönlichen Unsterblichkeit zweifeln, steht dagegen vielleicht eine große Überraschung bevor, und sie kann ihnen in keinem Fall unterschlagen werden.

Mancher begibt sich in den Wahnsinn wie auf eine willkommene Urlaubsreise aus dem Reiche der Vernunft, doch mit der Hoffnung auf Wiederkehr; mancher wie in ein Land der Verheißung, nach dem lange schon Sehnsucht ihn rief.

Ihr laßt ihm seine Übeltat um seiner guten Absicht willen hingehen? Täuscht euch nicht; es ist nur die vorläufige Unbeweisbarkeit seiner schlechten Absicht, die euch so nachsichtig oder so feige macht.

Was kümmert euch eure Unzulänglichkeit, ihr Glücklichen? Ihr nennt sie einfach Problematik und bringt es am Ende noch fertig, euch etwas auf sie einzubilden.

Keine einzige Dummheit willst du in deinem Leben begangen haben? Dies eben war sie – und sie ist vielleicht die einzige, die nicht wiedergutzumachen ist.

Gewiß ist zur Entstehung einer traumatischen Neurose außer dem Eisenbahnunfall auch eine gewisse Disposition notwendig; – aber weil nicht alle Reisenden nach einem Eisenbahnunfall an traumatischer Neurose erkranken, den Unfall selbst aus der Welt zu leugnen versuchen, das können nur Bahnärzte und Frauen.

Man erlebt alles Wesentliche in dreifacher Art: im Vorgefühl (auch wenn man es nicht geahnt hat), in der Erinnerung (auch wenn man vergaß) und endlich in der Wirklichkeit; diese aber bekommt erst ihren Sinn in Hinsicht auf Vorgefühl und Erinnerung.*

Wir dürfen an keine Art von Tugend glauben, wofern ihr noch nicht Gelegenheit gegeben war, sich zu bewähren, sei es in einer Versuchung, der sie zu widerstehen wußte, sei es durch eine Opfertat, zu der sie ohne äußeren Zwang bereit war, sei es anläßlich einer Gefahr, der sie mit Todesverachtung entgegenging.

Die Tiefe eines Leids vermögen wir erst in der Erinnerung zu ermessen, wenn sich die psychischen Folgen dieses Leids auf irgendeine Weise bemerkbar zu machen Gelegenheit gehabt haben.

(Nach Theodor Reik: »Geständniszwang« etc.)[13]

Seiner Treue sich bewußt werden kann nur einer, der mindestens in Gedanken schon eine Untreue begangen hat. Und keiner kann von seinem Mute wissen, der nicht in der verborgensten Tiefe seiner Seele einen Augenblick vorher ein Feigling gewesen wäre.

Wenn alle Dialektik versagt, so hört man zuweilen gewissermaßen als letztes Argument: Was sind Worte? Wer dergleichen ausspricht, hatte niemals das Recht, eine Diskussion zu beginnen. Worte sind gewiß nicht alles, es gibt immer noch etwas zwischen den Worten, hinter den Worten – aber all dies Unaussprechliche bekommt ja erst einen Sinn dadurch, daß die Worte da sind, und durch die verschiedene Distanz, das verschiedene Verhältnis, das es eben zu den Worten hat.

Wir wissen ja, daß alles Positive, alles Begreifbare, alles Konkrete relativ ist. Aber wer die wenigen gesicherten Positionen aufgibt, weil sie nicht gegen jeden Angriff standhalten können, der handelt viel öfter aus Trägheit oder Feigheit als aus Bescheidenheit und Einsicht.

Eine beliebte und oft genug die letzte Ausflucht von Menschen, die überall versagt haben, bleibt die, daß es überhaupt nicht auf die Leistung ankäme, sondern nur auf die Persönlichkeit.

In einem gewissen Sinn ist das zwar richtig, nur vergißt man, daß die Leistung mit der Persönlichkeit in einem untrennbaren Zusammenhang steht, ja daß es nicht ganz leicht ist, insbesonders für Fernerstehende, die Persönlichkeit zu beurteilen oder auch nur zu erkennen, ohne die Leistung mit in Betracht zu ziehen.

Die Besten innerhalb eines Standes sind keineswegs die, die das Wesen dieses Standes am reinsten repräsentieren, sondern diejenigen, welche sich über seine Vorurteile am höchsten erhoben haben. Daher besteht die eigentliche Standesehre nur darin, recht zu handeln, selbst auf die Gefahr hin, daß einzelne Standesgenossen oder der ganze Stand verletzt, ja selbst auf die Gefahr hin, daß der Sinn, die immanente Idee dieses Standes damit in Frage gestellt, wenn nicht gar aufgehoben wird.

Die Spezies Mensch wirkt um so erträglicher, auf eine je geringere Anzahl unserer Sinne sie wirkt. In der Entfernung, als Bild, als Farbenfleck kann eine Gruppe von Menschen noch erfreulich sein (also als Reiz auf den Sehnerv), die, wenn wir näher kommen, uns durch die Stimmen, durch die Ausdünstung, beleidigt oder erschreckt.

So erfüllt von Mißtrauen nach allen Seiten hin, mein Freund, und gerade deinem eigenen Zweifel gegenüber verurteilst du dich zum Schweigen?*

Dankbarkeit ist etwas durchaus Künstliches, in gewissem Sinne gegen die Natur. Undankbarkeit ist das Elementare. Darum sind Frauen und Kinder im tiefsten undankbar und spielen nur, oft im besten Glauben, die Dankbaren, weil sie von Jugend auf dazu angehalten wurden und weil die Erfahrung sie lehrt, daß es zu ihrem Vorteil ist. Das Volk, die Menschheit ist undankbar und

spielt auch nicht Dankbarkeit. Sie kann es sich ersparen; ihre Vielfältigkeit, Kompliziertheit, Anonymität schützt sie vor Verantwortlichkeit.

Hat die Welt einen Sinn als Ganzes, so muß ihn auch jeder Unsinn haben, oder alles, was uns eben Unsinn scheint. Dies ist der Wirbel, drin wir hilflos drehn.

Wo andere nur imstande sind, eine anscheinend unrettbare Verwirrung seelischer Elemente festzustellen, ist es dem wirklichen Psychologen gegeben, die scheinbar in Verwirrung geratenen Elemente wie durch ein Mikroskop als einzelne zu beobachten. Und da er solcherart völlige Klarheit über die Beziehung dieser Elemente zueinander gewinnt, gibt es für ihn keinerlei Verwirrung mehr; es ergibt sich eine andere, verborgene, feinere Gesetzmäßigkeit, die er erkennt.*

Was hilft pädagogisches Talent ohne Menschenliebe? Was hilft Güte, wenn sie mit zu viel Empfindsamkeit in der gleichen Seele vereint ist? Mit irgendeiner noch so edlen Eigenschaft an sich ist nichts getan. Und das schlimmste ist, daß diejenigen, in welchen eine von diesen edlen Eigenschaften, also z.B. speziell erzieherisches Talent oder Seelengüte, in hohem Maße vorhanden ist, sich andere Eigenschaften ab- oder vielmehr anzuzwingen suchen, die ihnen von Natur nicht gegeben sind, auf welche Seelenarbeit sie so viel Kraft verschwenden müssen, daß ihnen für die Betätigung der ihnen angeborenen edlen Eigenschaften nichts mehr übrigbleibt.

Wer im Stich läßt, verleugnet; er muß es tun, um zu entschuldigen, daß er im Stiche ließ. Wer verleugnet, verleumdet: Denn nur durch Verleumdung vermag er sein Verleugnen zu rechtfertigen. Und wer verleumdet, der hat auch schon verraten.

Wer diese drei Unbegreiflichkeiten jemals völlig begreifen könnte: Daß er existiert, daß er gerade er selber ist und daß er einmal nicht war und einmal nicht sein wird.

Die Extremisten jeder politischen Partei sind zum mindesten Ideologen jedes Verbrechens, auch des Mordes, insofern es ihrer eigenen Partei – keineswegs, wie sie vorgeben möchten, der

Menschheit – von Vorteil sein kann. Und wenn sie immer nur Ideologen wären! Manche von denen, die sich so gebärden, sind auch nichts anderes als Verbrecher, denen es an Entschlossenheit oder Mut gebricht.

In politisch unruhigen Zeiten, bei Krieg und Umsturz, geschieht es oft genug, daß einer als Hochverräter schlafen geht, ohne zu ahnen, daß er am nächsten Morgen als Patriot erwachen wird, und manchen hätte man eines Tages auf den Schultern durch die Straßen getragen, wenn er nicht zum Tage vorher gehängt worden wäre.

Aus Habek, »Ethik des Sozialismus« (*Zeitschr. für Allg. Nährpfl.*, Oktober 1925).[14]

»Was also ist das Wesen der sozialen Idee? Die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Individuums. Am radikalsten formuliert dies Popper-Lynkeus mit den bekannten Worten: ›Wenn irgendein, selbst noch so unbedeutendes Individuum, das keines anderen Leben mit Absicht gefährdet, ohne oder gar wider seinen Willen aus der Welt verschwindet, so ist das ein ungleich wichtigeres Ereignis als alle politischen, religiösen oder nationalen Ereignisse und als sämtliche wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Fortschritte aller Jahrhunderte und Völker zusammengenommen.‹«

Dieser Satz ist sentimental, läßt sich in dieser Fassung unmöglich aufrecht halten. Richtig ist nur: daß kein Mensch das Recht hat, einen anderen Menschen ohne dessen ausdrückliche Zustimmung zu eigenem Vorteil oder selbst einer Idee zuliebe in Gefahr der Gesundheit und des Lebens zu bringen.

Und es ist fraglich, ob auch nur dieser Satz sich bis in seine letzten Konsequenzen aufrecht erhalten ließe.

Denn in vielen Fällen läßt sich die Verantwortung (Verantwortlichkeit) eines Menschen, der einen andern mit Bewußtsein in Gefahr und Tod schickt, gewissermaßen sublimieren.

Insbesonders gehört es zum Handwerk der Politiker und manchmal zur Kunst der Staatsmänner, den Menschen zu suggerieren, daß sie zu einem höheren Zweck, zum allgemeinen Wohl, für den Staat, wenn nicht gar für die Menschheit, also für eine große Idee (und das heißt immer für künftige, noch ungeborene Menschen) aufgeopfert werden.

Zweifellos gibt es Ideen, die das Opfer von Menschenleben

wert sind, indem es ja eben der Sinn dieser Idee ist, andere wenn auch zukünftige Menschenleben zu erhalten oder das Leben dieser zukünftigen Menschen lebenswerter zu machen, als es das der jetzigen ist.

Aber wie bestimmen, ob diese zukünftigen Existenzen wertvoller sind als die gegenwärtigen, die geopfert werden?

Bedeutet es schon einen größeren Wert, daß es sich in jedem Fall, wenigstens der Absicht nach, um eine größere Anzahl von Menschen handelt, deren Leben lebenswerter gemacht und gesichert werden soll?

Und wer hat das Recht, die Entscheidungen zu treffen?

Gewiß in den seltensten Fällen diejenigen, in deren Hände die Entscheidung gelegt ist.

Und doch, jede Weiterentwicklung der Menschheit wäre undenkbar, wenn niemals noch irgendein menschliches Individuum ungefragt einer Idee geopfert worden wäre.

Leider aber ist die Verantwortung, die die Opferer auf sich nehmen, nur akademischer Natur.

Meist ist es die Geschichte erst, die das endgültige Urteil über die Mißbraucher der Verantwortlichkeit ausspricht, und dann haben sie sich längst vor dem Richterspruch in die Ewigkeit und zuweilen in die Unsterblichkeit geflüchtet.

Antipathie von einem Volk zum andern besteht gewiß zuweilen. Daß aber immer ein eingeborener Haß von einem zum andern Volk existiert von solcher Urkraft und Unwiderstehlichkeit, daß er einen Krieg unvermeidlich macht, ist eine absolute Unwahrheit. Es zeigt sich, daß zu jeder Zeit ein Ablenken eines solchen Völkerhasses nach einer anderen Seite, daß auch eine Beschwichtigung, wenn nicht gar eine Umkehrung möglich ist. Es ist die Dummheit, die Leichtfertigkeit, öfter freilich die Tücke oder sagen wir die Kunst der Politiker, diesen Moment zu versäumen oder gar der Entwicklung jenes Hasses auf alle Weise Vorschub zu leisten. Es ist einfach nicht wahr, daß unter irgendwelchen Umständen der Schneider Dubois in Marseille sich gegen die Regierung auflehnte, oder auch nur den Appetit verlöre, wenn man ihm nicht Gelegenheit gäbe, dem Drechsler Müller aus Magdeburg ein Bajonett in den Leib zu rennen; es ist nicht wahr, daß der Doktor juris Mayer aus Elberfeld schlaflose Nächte verbrächte, wenn er nicht die Erlaubnis erhielte, auf 30 Kilometer Entfernung eine Kanone gegen den Apotheker Lafeu aus Besan-

çon abzufeuern. Alle Kriegsbegeisterung, alle Tapferkeit während des Krieges selbst, kann diese Tatsache nicht widerlegen. Denn wäre es sonst möglich, daß – während schon die Kugeln pfeifen und die Soldaten zwischen Drahtverhauen verdursten und Blindgeschossene im Getümmel der Schlacht verzweifelt herumirren – der Journalist X, der die Gerechtigkeit und Notwendigkeit dieses Kriegs mit flammenden Worten pries, ruhig in seinem Café Tarock spielt, daß der Ministerialsekretär Y mit Frau Direktor Z für fünf Uhr Nachmittag ein Rendezvous abmacht oder daß gar ein Sektionschef aus Berlin mit einem Attaché aus Paris oder London in einem Berner Hotel beim schwarzen Kaffee zusammensitzt und über den Frieden berät?

Die Lehre vom freien Willen widerspricht dem Grundgesetz alles irdischen Geschehens und dem höchsten, ja einzigen Dogma der menschlichen Intelligenz, durch dessen Leugnung sie sich selbst aufheben müßte, nämlich der Idee der Kausalität. Wenn wir überhaupt daran glauben – und es ist im großen Geheimnis alles Daseins das einzig Sichere, woran wir uns halten können –, daß eine Tatsache immer aus der andern folgt, mit Notwendigkeit folgen muß, haben wir die Existenz eines freien Willens schon aufgehoben. Denn danach ist das Individuum in keinem Augenblick seines Daseins vor eine Wahl gestellt, da ja diese immer schon durch die spezifische Organisation des betreffenden Individuums, die mit Notwendigkeit aus der Organisation seiner Voreltern folgt, und durch sämtliche äußere Umstände, unter denen diese Wahl vorgenommen werden muß, a priori entschieden ist. Nun sind auch alle diese äußeren Umstände nur notwendige Folgen von Ursachen, die wieder nichts anderes waren als notwendige Folgen früherer Ursachen, so daß wir bei der Erklärung jeder Tatsache, auch derjenigen, die scheinbar unseren freien Entschlüssen entstammen, bis auf den Anfang aller Dinge zurückgehen müssen, der in einem ewigen Dunkel für uns liegt und den wir mit dem Namen Gott bezeichnen.

Das Geheimnis menschlicher Beziehungen liegt in etwas Tieferem als in den Eigenschaften der Menschen; denn die Eigenschaften können einander abstoßen – und die Beziehung findet doch statt. Es liegt sogar tiefer als in der Persönlichkeit; denn es können sich sogar die Persönlichkeiten gegenseitig ablehnen, und die Beziehung bleibt bestehen. Das Geheimnis liegt einzig im

Eros (nicht im Erotischen), der daher als der oberste und weiteste Begriff zu gelten hat.

Auf drei im Grunde doch recht problematischen Suppositionen baut sich unser Dasein, ja überhaupt die Möglichkeit auf, unser Dasein weiterzuführen, ohne uns selbst lächerlich zu erscheinen oder wahnsinnig zu werden: auf der Supposition, daß die Menschheit den Mittelpunkt der Welt, auf der, daß das Ich den Mittelpunkt der Menschheit bedeute und endlich auf der letzten, daß in diesem Ich ein ununterbrochen wirksamer, freier Wille wohne. Doch so zweifelhaft all diese Annahmen erscheinen mögen, wir müssen sie als feststehend und bewiesen annehmen, da wir andernfalls unsere Arbeit, unser Streben, unsere Gesetze, unsern Haß, unsere Liebe, unser Gewissen, ja eigentlich uns selbst völlig aufgeben müßten.

Die Behauptung, daß es ein Gesetz der Serie gäbe, d. h. daß gewisse gleichartige oder ähnliche Ereignisse sich im allgemeinen häufiger wiederholen, als es nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit zu erwarten wäre, beruht zum Teil auf Beobachtungs-, zum Teil auf Denkfehlern, die ihrerseits dem Bedürfnis vieler Menschen entstammen, sich selbst interessanter und das Leben geheimnisvoller zu finden als sie sind.

Wiederholungen der Fälle oder gar Serien von jenen Erlebnissen oder Begegnungen fallen uns begreiflicherweise auf. Wir behalten sie treuer im Gedächtnis als unzählige Einzelerlebnisse geringerer und beträchtlicherer Art, aus denen unsere Existenz besteht.

Aber für jede »Duplizität« und jede Serienfolge läßt sich stets eine vollkommen natürliche Erklärung finden, und die Annahme eines Gesetzes erweist sich als total unberechtigt.

Wir erleben Hunderte von Begegnungen, die uns weiter nicht auffallen; daß wir zwei- oder dreimal hintereinander denselben Bekannten treffen, darf uns nicht zu dem stolzen und schmeichelhaften Glauben veranlassen, daß plötzlich außer dem Gesetze der Kausalität, nach dem jedesmal in den 2 oder 3 Fällen die einzelne Begegnung erfolgt ist, noch ein anderes, nur gelegentlich in Wirksamkeit tretendes, eben das sogenannte Gesetz der Serie zu walten beginnt.

Von einem Gesetz der Serie zu reden ist genau so töricht wie ein Gesetz der Einzelfälle annehmen zu wollen.

Banale Vorgänge, die wir oftmals beobachten und in die wir selbst nur von ferne einbezogen sind, die aber auf unsere eigentliche Existenz keinerlei tieferen Bezug haben, bekommen bei öfterer Wiederkehr allmählich etwas Unwirkliches, Schattenhaftes, Phantastisches. So erscheint uns z.B. das Treiben auf einem Bahnhof, in einer Hotelhalle, das Getriebe in den Straßen, besonders in einer fremden Stadt, wie eine Art Komödie, die sich immer wieder unter den gleichen Individuen abspielt. Wir vermögen uns kaum vorzustellen, daß alle diese gleichgültigen, uns unbekannten Menschen immer wieder andere, uns neue Individuen sind und daß diejenigen, die wir bei früheren ähnlichen Gelegenheiten in den gleichen Nebenrollen erblickten, längst in alle Winde zerstreut, augenblicklich an anderen Orten beschäftigt, zum Teil wohl auch schon gestorben sind. Es ist uns vielmehr, als trete immer wieder nur für uns, die wir natürlich die Hauptperson, ja gewissermaßen die einzig lebendige vorstellen, die gleiche unpersönliche, schicksalslose Komparserie auf.

Ob es Wahrheiten im höchsten Sinne gibt, ist fraglich. Überzeugungen gibt es jedenfalls. Diese aber sind von sehr verschiedenem Range. Am höchsten und nach unserem menschlichen Ermessen identisch mit Wahrheit sind wohl nur die mathematischen Überzeugungen. Ihnen folgen die ethischen, die aber schon nach Rassen- und verschiedenen anderen Unterschieden ungleich sind. Es folgen dann die historischen, dann die politischen Überzeugungen, die eigentlich, wenn nicht parteigenössische Verblendung vorliegt, mit den ethischen gleichwertig sein müßten. Die sogenannten religiösen Überzeugungen aber, soweit sie nicht mit den philosophischen zusammenfallen, sondern dogmatischer Natur sind, bilden den Übergang zu den fixen Ideen, den Monomanien.

Glauben heißt wörtlich etwas für möglich, nicht etwas für gewiß halten. Wer also bestimmte Dogmen glaubt, nicht weiß, gerade der ist vom Glauben im dogmatischen Sinn weit entfernt und wer behauptet, daß er auf seinen Glauben schwöre, widerspricht sich selbst.

Form ist immer Unfreiheit, wenn auch gewollte. Es kann also innerhalb keiner Staatsform, auch innerhalb der scheinbar freiesten, der philosophische Begriff der Freiheit, ja nicht einmal

der politische, in die Wirklichkeit umgesetzt werden. An sich also bedeutet Republik so wenig Freiheit wie Monarchie oder sogar absolute Monarchie Unfreiheit bedeutet. Der Unterschied der Staatsformen liegt immer nur im Ritualen, und das Rituale wird letzten Endes immer nur durch die Persönlichkeit desjenigen bestimmt, der an der Spitze steht (heißt er nun Kaiser oder Präsident).

Feuilletonismus.

Als Paradigma. Der Gruß Bahrs[15] an Hofmannsthal im Neuen Wiener Journal, Beginn des Krieges.

Er sendet ihm Grüße ans Biwakfeuer, in den Kanonendonner; indes ist H. im Ministerium. (Entweder weiß es Bahr oder er hat sich nicht orientiert.)

Er möge in Warschau Poldi Andrian[16] grüßen. (Als wäre der Einmarsch in Warschau für morgen bevorstehend und als wüßte Bahr nicht, daß der österreichische Generalkonsul während des Krieges nicht in Warschau leben wird.)

Und Poldi wird mit seiner heißen Stimme Verlaine'sche Verse vortragen. (Es gibt nichts Trockneres als die Stimme Andrians.)

11. 6. 1915

Der Feuilletonist ist der Mann der Nebenabsichten. Sie müssen nicht a priori da sein, aber sie entwickeln sich immer mit Notwendigkeit während er schreibt.

Die Vielfältigkeit der Welt erfüllt ihn nicht mit Andacht, sie ist ihm Vorwand, nicht Zweck.

Zwischen dem Politiker und dem Staatsmann ist ein ähnlicher Unterschied, wie zwischen dem Feuilletonisten und dem Dichter.

11. 6. 1915

Feuilletonismus.

F. S.[17] Er sagt: »Wenn wir geschlagen werden, so bin ich eine Ratte, wandere aus«, etc. Am nächsten Tag das Feuilleton mit Tönen des Muts, der Treue, der Siegesgewißheit. *11. 6. 1915*

Früheres zum Diagramm[18]

Gruppierungen.

Staatsmann – Historiker – Dichter

Diesem entspricht auf niederem Niveau

Politiker – Journalist – Literat.

(Seitenzweig: Kritiker – Rezensent)

Die Vertreter der ersten Gruppe vertreten das Prinzip der Sachlichkeit.

Höchste Vollendung: Prophetentum.

(Prophetentum auch nach rückwärts.) Tiefblick, Erkennen.

Der Staatsmann will Fortschritt (nicht im politisch-liberalen Sinn, sondern Entwicklung), wirkt für [sein] Vaterland, auf der höheren Stufe, für die Menschheit. (Hierfür ist Menschenliebe keineswegs unerläßlich, kann sogar als sentimentale Schwächung schädlich sein.)

Der Historiker wünscht Gerechtigkeit, Klarheit.

Der Dichter Gestaltung.

Alle drei wollen Wahrheit.

Für die Vertreter der zweiten Gruppe ist charakteristisch: Unsachlichkeit, Vorwiegen der persönlichen Interessen, Lüge.

Der Politiker will den Sieg im Zeitlichen, Erfolg, Karriere.

Der Journalist, Wirkung für den Augenblick, Aktualität.

Der Literat, Sensation in jedem Sinn, will sie empfinden, will sie erregen.

Alle diese drei, scheinbar im Leben stehend, sind gewissermaßen lebensfern.

Wie die erste Gruppe sich gipfelt zum Prophetentum, so gipfelt die zweite Gruppe im Negativen zur Lausbüberei (hierfür gibt es noch kein Schriftwort).

Die erste Gruppe: Idee, die zweite Gruppe: Materie.

Die erste Gruppe Menschen, die zweite Unmenschen.

Die erste zeitlich bedingt, die zweite räumlich.

Die erste ins Ewige und Unendliche gerichtet, die zweite möglichste Ausbreitung suchend in der Gegenwart, im Moment, ohne Rücksicht auf Zukunft, Vergangenheit.

Eigentliche Mischformen gibt es nicht, denn hier handelt es sich um absolute Wesensunterschiede, die nur nicht immer erkannt werden.

Doch im Staatsmann steckt irgend etwas vom Politiker, im Historiker etwas vom Journalisten, im Dichter etwas vom Literaten, sonst müßten sie sich völlig in der Idee verlieren.

Um überhaupt wirken, ja nur da sein zu können, brauchen sie diese gleichsam irdische Verunreinigung.

Das Vorhandensein jener inferiorer Elemente bedingt ihre Fruchtbarkeit, ihre Arbeitsfähigkeit.

Hingegen steckt im Politiker nur das unerfüllte Sehnen nach

staatsmännischer Vollendung, im Journalisten nach historischer Einsicht, im Literaten nach Dichtertum.

Diese Sehnsucht kann sich als guter Wille, als hohes Streben, aber häufiger als Neid oder Verbitterung äußern.

Die Vertreter der ersten Gruppe sind naiv und ohne Tücke, vielfältig, aber nicht kompliziert, reich, aber nicht protzig.

Bei denen der zweiten ist es genau umgekehrt. [*1916?*]

Die Unmenschen: Feuilletonisten, Politiker, Literaten.

Nicht die Plauderer, Skizzenschreiber, Novellisten, die unter dem Strich schreiben.

Nicht die gewählten Abgeordneten, nicht die Geschichtsmacher.

Nicht die Dichter.

Ich meine die, deren Seelenzustand Feuilletonismus, Politizismus, Literatismus verrät.

Diese drei Typen machen die geistige Atmosphäre unserer Zeit.

Es ist die Atmosphäre der Unsachlichkeit, der Unwahrhaftigkeit und des Snobismus. [*1916?*]

Humor ist dem Unmenschen nicht gegeben.

Er kann über Witz, Ironie, Satire verfügen. Humor aber als derjenige Seelenzustand, der nur bei vollkommenster geistiger Freiheit möglich ist, kann nie von ihm erreicht werden. [*1916?*]

Diese drei Typen stellen zu gleicher Zeit Grenzer vor. Und sie überschreiten auch manchmal, meist nur scheinbar, ihr eigenes Gebiet.

Der Feuilletonist (in unserm Sinn) grenzt an den Journalisten mehr als an den Dichter.

Der Politizist an den Politiker, den Staatenlenker, den Weltgestalter.

Der Literat an den Dichter.

Im allgemeinen sind Feuilletonist, Politizist, Literat Karikaturen des Journalisten, Politikers, Dichters, täuschen aber ihre Urbilder zuweilen vor, wenn es ihnen gegönnt ist, hohe Momente zu erleben. Gerät ein Feuilletonist usw. in ein großes Schicksal, so kann er zum wirklichen Journalisten werden, eventuell auch zum Dichter, auch Politiker, für eine gewisse Zeit wenigstens, solange dieses Schicksal wirksam ist. Aber in seinem

innersten Wesen geht er gerade bei solcher Gelegenheit zugrunde. Denn er vermag nicht, sich auf der Höhe zu halten. Überdies lernt er bei solcher Gelegenheit sich selbst kennen, kann daher nicht mehr vermeiden, sich als das Zerrbild zu sehen, das er tatsächlich ist, was ihn notwendig stören und alterieren muß.

Ein großes Liebeserlebnis (wenn er dergleichen überhaupt erleben kann) wird ihn zum Dichter machen für ein Werk.

Ein großer, echter Zorn, der allerdings immer nur durch ein ganz persönliches Erlebnis bei ihm entstehen kann, wird ihn für die Dauer und für die Nachwirkungen dieses Erlebnisses (z.B. Antisemitismus) zum Journalisten machen. Irgendein Zufall, z.B. die Bekanntschaft mit einem Abgeordneten, kann ihn für eine Weile zum Politiker machen, d.h. ihm ein echtes Interesse an den Schicksalen seines Vaterlandes und der Welt einflößen. Aber *er wird niemals durchhalten*, wird vielleicht *Glänzendes*, aber *nie Unvergängliches* leisten. [*1916?*]

Feuilletonist, Politizist, Literat reichen einander die Hände wie Journalist, Politiker, Dichter.

Bei der Gruppe 1, den Unmenschen, gibt es ein Ineinanderüberfließen. Man wird die drei Typen nicht auseinanderhalten können.

Die drei letzteren sind scharf getrennt. Denn jeder bedeutet für sich etwas Ganzes, scharf Umrissenes und dabei Freies. Das schließt natürlich nicht aus, daß ein großer Dichter zuweilen auch zugleich politisch befähigt sein kann, doch heißt das nicht, daß die Seelenzustände ineinander überfließen. Ganz unmöglich ist es natürlich, daß ein Typus aus der Gruppe 1 in einen Typus der Gruppe 2 übergehen könnte. Die ungeheuerste Verschiedenheit innerhalb des Seelischen ist eben gegeben durch die Gegensätze sachlich – unsachlich, wahr – unwahr, frei – unfrei.

Geradeso aber wie es möglich ist, daß die Typen der Gruppe 1 in ihren bedeutenden Momenten die entsprechenden Typen von Nummer 2 vortäuschen, so kann es geschehen, daß die Typen der Gruppe 2 in schwächeren oder unglücklicheren Momenten in die Typen der Gruppe 1 hinabzusinken scheinen. Immer nur scheinen. Der Kenner wird sich nicht irren. Nur ist hier wieder zu bedenken, daß der ideale Kenner nicht existiert. Wir müssen also hier Gott substituieren. [*1916?*]

Das Zerrbild des Journalisten kann sowohl der Feuilletonist als der Reporter sein. Von diesem letzteren soll hier nicht die Rede sein, so wenig wie von jenem anderen Zerrbild des Dichters, dem Dilettanten oder von jenem andern Zerrbild des Politikers, dem Kannegießer.

Der Journalist – man nehme das Wort endlich wieder in seiner wahren Bedeutung – ist die Chronik der öffentlichen Meinung, das Gewissen seiner Partei, ja selbst seines Landes. Es liegt in sehr komplizierten kulturhistorischen und sozialen Bedingungen, daß dieser reine Typus sich beinahe noch seltener findet, als der reine des Politikers und Dichters [*1916?*]

Der Politiker [hinzugefügt: Staatsmann] hat ein tatsächliches, durch Interesse [durchgestrichen] bedingtes Verhältnis zum Weltbild, insoweit es durch den inneren Zustand seines eigenen Staates und die Beziehung dieses Staates zu den andern Staaten bedingt ist. Er hat den Wunsch, sein Vaterland zu fördern; er will irgend etwas, was nichts mit ihm selbst zu tun hat, selbst wenn er ehrgeizig und eitel ist; er ist imstande, für seine Idee zugrunde zu gehen, auch ohne Lohn und als Namenloser, während die *Unmenschen den Tod nur aus einer Eitelkeit heraus verachten.* [*1916?*]

Der Politizist [hinzugefügt: Politiker] ist der Streber, der seine kleinen Interessen niemals dem Vaterland aufopfert und die große Sache immer nur zufällig fördert. Es kommt ihm, wie allen Unmenschen, nur auf den Erfolg des Augenblicks an; er ahnt gar nicht, wie gleichgültig ihm der Nachruhm ist, trotzdem er scheinbar ruhmsüchtig ist, aber er faßt den Begriff des Ruhmes, wie alle Unmenschen, nur in der niedrigsten Bedeutung. [*1916?*]

Der Dichter hat das Bedürfnis, die Welt aus sich heraus neu entstehen zu lassen. Er schafft stets mit Notwendigkeit und bringt immer sich selbst dar, auch dort wo er matt und unzulänglich ist. Man vergesse nicht: es gibt kleine Dichter und große Literaten, kleine Politiker [durchgestrichen] und große Politizisten [durchgestrichen] kleine Journalisten und große Feuilletonisten. Wie ja alle Wertung innerhalb des Versuchs nur eine Qualitätsnicht eine Quantitätswertung vorstellt. Es wird versucht, die Grenzen zwischen Typen festzustellen, die für gewöhnlich – nicht nur im Sprachgebrauch, sondern selbst im Gedankengang

vernünftiger Menschen – leicht verwechselt werden. Diese Typen sind sehr streng voneinander geschieden. Zwischen dem Menschen und dem Unmenschen gibt es keine Brücke. *An der Schaffung der allgemeinen Kulturatmosphäre sind alle beteiligt*; belebend wirkt manchmal der Unmensch mehr als der Mensch, *wahrhaft fördernd nur dieser*. Alles Große, Bleibende wird nur durch diesen geleistet.* [*1916?*]

Der Feuilletonist vermag dir, wenn er nur geschickt genug ist in seinen Artikelchen, nicht nur den gebildeten, sondern wenn es darauf ankommt, sogar den charaktervollen Menschen vorzutäuschen. [*1916?*]

Zum Diagramm
Journalismus Feuilletonismus

Zum Kapitel *Journalismus*.

Im Altenberg-Buch schreibt *Frau Schwarzwald*[19] über P. A.'s ehrliches Begräbnis. Darin heißt es u. a.: »Das ganze offizielle Wien fehlte wie ein Mann. Kein Undichter von bedeutendem Namen hat den Mut aufgebracht zu erscheinen.« Eine Pauschalverdächtigung, die unfaßbar ist und von der Frau S. nie sagen könnte, gegen wen sie sich richtet. Jedenfalls könnte sie alles ableugnen. Würde sich einer der wirklichen Dichter melden, so könnte sie antworten: »Ich sprach ja nur von Undichtern, Sie sind nicht gemeint.« Undichter gibt es aber Tausende. Sie wünscht klarerweise, denn wo bliebe sonst der Effekt, daß dem Leser irgendwelche Besitzer von Namen einfielen, denen aber – wie sie sich ausdrückt – der Mut gefehlt hat, bei jenem Begräbnis zu erscheinen. Hätte ein solches Erscheinen mit Mut das Allergeringste zu tun? Will sie damit ausdrücken, daß die Nichterschienenen sich vor dem Schatten des großen Toten geschämt hätten? Daß sich etwa die Wut des Publikums gegen die gerichtet hätte, weil sie nicht gestorben waren, sondern jener Größere? Wollten sie in diesem Augenblick keine Vergleiche heraufbeschwören? Wo man den Satz auch anpackt, es ist nichts mit ihm anzufangen. Er ist nichts als eine leichtfertige, ziemlich dumme Spekulation auf irgendwelche unklare Instinkte von Neid oder Schadenfreude untergeordneter Subjekte, die anlässlich jener Stelle sich denken könnten: »Ah, da hat sie sicher den X. gemeint, der wird sich ärgern.« *1922*

Zum *Mangel an Präzision und Kürze* verführt, ja *verdammt uns der Leser* selbst.

Immer wieder muß ich es erfahren, daß der Leser, auch der kluge, nicht versteht, mißversteht, was ich geschrieben, nicht etwa, weil ich mich unklar ausgedrückt hätte, sondern weil ich mich darauf beschränkte, das, was zu sagen not tut, mit möglichster Einfachheit auszudrücken.

Versuchen wir aber dann durch Umschreibungen, Wiederholungen, Weitläufigkeiten unsere Absicht auch denjenigen klar zu machen, die das Kurze und Einfache nicht begriffen oder mißverstanden haben, so begeben wir uns in die Gefahr, daß man diese unsere Erklärungen für Entschuldigungen, für Rechtfertigungsversuche, ja selbst für Zurücknahme des früher Gesagten hält oder ausgeben möchte.

Ich wage zu behaupten, daß z.B. in meinem »*Diagramm*« für einen Vollsinnigen, der einfach *liest*, was ich geschrieben habe, der Unterschied zwischen Kontinualisten und Aktualisten nicht mißzuverstehen ist.

Es steht deutlich da, daß ich die Worte »Historiker« und »Journalist« für *Kontinualist* und *Aktualist* als Bezeichnungen der betreffenden Typen darum gewählt habe, weil sie gebräuchlicher und eingängiger sind.

Ebenso deutlich und zu mehreren Malen steht zu lesen, daß die journalistische Geistesverfassung und der journalistische Beruf und journalistische Begabung keineswegs identisch seien, ja, daß der journalistische Geisteszustand, ebenso wie die journalistische Begabung, zum journalistischen Beruf wohl disponiert, aber daß sie sich nicht decken.

Immer wieder höre ich, daß ich die Journalisten als Berufsleute unterschätze, ja sogar herabsetze, obzwar ich ausdrücklich sage, daß gerade der große Journalist, der Geistesverfassung nach, öfters zu den Historikern (Kontinualisten), eventuell auch zu den Staatsmännern oder Philosophen gehöre, niemals aber zu den Aktualisten.

Die *Politiker* haben sich nicht gemeldet, auch nicht die *Pfaffen* und die *Spekulanten*, nicht einmal der Tückebold, und der Teufel erst recht nicht; nur die *Journalisten* waren beleidigt. Liegt es daran, daß die anderen alle nicht berufsmäßig schreiben? Oder daß sie sich nicht getroffen fühlen?

Oder daß sie weniger empfindlich sind?

Oder daß sie mich weniger gut verstanden haben?
Oder besser?

Nochmals sei es wiederholt: nicht *ich* bin es, der wertet, zum mindesten innerhalb dieses Diagramms. *Nur die Sprache* wertet, der *Sprachgebrauch*, unsere anerzogene Art zu werten, schon indem wir bezeichnen. Die Ordnung im Raume verlangt es, daß ich *oben* und *unten* sage. Ich hätte am Ende die Dreiecke auch umkehren können, aber das hätte die Verwirrung nur gesteigert.

Die Wertung hat ungefähr dieselbe Bedeutung, wie die Wertung durch Leute, die nicht an den freien Willen glauben. Auch der Determinist kann von den Worten gut und schlecht, bewundernswert und verächtlich etc. nicht absehen, wenn er sich überhaupt verständlich machen will. Doch kann er selbstverständlich, da er jede Handlung für deterministisch bedingt hält, keineswegs wirklich verachten oder bewundern.

Aufklären ist eine bedenkliche Sache. Die Gegner sind leicht geneigt, solche Aufklärung als Rechtfertigungsversuche, Entschuldigungen oder gar Revokationen anzusehen.

Somit bemerke ich ausdrücklich, daß ich jedes Wort aufrechterhalte, das in meinen Bemerkungen steht, nicht insofern ich es als absolute Wahrheit angenommen wissen will, sondern nur insofern als ich wünsche, daß man mir den Glauben an diese Dinge zubilligt.

Kombinismus als Seelenzustand oder Anlage.

Nicht zu verwechseln mit Phantasie.

Kombinismus auch im negativen Dreieck, im Gegensatz zur Kontinualität, die durchaus der positiven Seite zugehört.

Kombinismus gelegentlich krankhaft, mit Gedankenflucht verwandt.

Selbstverständlich fallen die meisten *Berufsjournalisten* auch unter die Geistesrichtung Journalismus, sei es, daß sie aus ihrer angeborenen Geistesverfassung heraus diesen Beruf erwählt haben – oder der Beruf sie, oder daß es bei dieser Gelegenheit eben erst herauskam, daß sie Journalisten sind.

Der Geist ist nicht Leben, aber in jeder Sekunde bereit es zu sein.

Der Geist *vorgebildet*, auch in seinen Richtungen.

Geist, Wille, Wahl.

Der *Geist* hat die *Materie* gewollt. Ins Theologische übersetzt: Gott hat die Welt geschaffen.

Zweck ist ein theologischer Ausdruck für Richtung.

Nicht ich werte, der Leser wertet unwillkürlich, weil er vom Wertklang der Worte nicht absehen kann, der ihnen vom gewöhnlichen Gebrauch anhaftet.

Wenn auch der Musiker an sich kein Geistesmensch, es gibt Symphoniker, die ihre Symphonien nur als Geistesmenschen komponieren konnten.

Seelenzustände.

Die außerordentliche Bedeutung des Komödiantischen, sowohl des spielerisch Komödiantischen wie des zwangshaft Komödiantischen.

Affektation, Pose, Befangenheit, Lüge.

Es gibt Übergänge zwischen Individualitäten, aber nicht zwischen den Typen.

Es gibt selbstverständlich eine unendliche Reihe von Individuen, und man kann sie in verschiedener Weise aneinanderreihen, nicht nur nach den Geistesverfassungen, sondern auch nach den Begabungen, nach den Anlagen, nach der Leistungsfähigkeit.

Aber auch im Individuum ist die Geistesverfassung als solche streng abgegrenzt.

Man könnte von einem Kombinisten, richtiger Assoziationisten sprechen.

Das Gesetz der unüberschreitbaren Linie spricht keineswegs gegen die Fortentwicklung der Menschheit und des einzelnen.

Ist der Weiterentwicklung nicht unendlich viel Spielraum gegönnt?

Ist auch die Geistesverfassung unveränderlich, sie kann sich zweifellos intensivieren.

Die Begabungen sind entwicklungsfähig.

Die Seelenzustände, vor allem die Charakteranlagen, sind den Leistungen förderlich.

Die Leistungen, von wem sie auch kommen, werden von der nächsten Generation übernommen.

Wichtig bei der *Beurteilung eines Menschen* sind nicht seine Eigenschaften, deren Entwicklung im allgemeinen Zufallssache ist, (wie denn in den meisten Menschen die Keime sowohl zum Heldentum als auch zur Feigheit vorhanden sind) sondern die *Wurzeln seines Wesens*. Diese pflegen in einer Tiefe zu liegen, daß sie mit dem Verstand kaum zu erfassen sind. Daher ist Menschenkenntnis vielmehr eine Sache der Intuition als der Erfahrung.

Der geborene Feigling ist gewiß so selten wie der geborene Held, der geborene Verbrecher so selten wie der geborene Richter oder Polizist. Es ist in den seltensten Fällen eine Frage der *Berufung*, der inneren Berufung, auf welcher Seite wir irgendein Individuum finden – ob auf der Helden- oder der Feiglingsseite, der Polizisten- oder der Verbrecherseite, bei der Reaktion oder bei der Revolution –, denn *Eigenschaften* in ihrer wirklichen Bedeutung sind ebenso selten wie Talente (und Talente sind viel seltener als im allgemeinen angenommen wird).

Es hat mir die Gläubigen immer verdächtig gemacht, daß sie den Zweifel als einen Charakterfehler, die Zweifler immer verdächtig, daß sie den Glauben in jedem Fall für ein Zeichen von Beschränktheit halten. Glaube und Zweifel haben weder mit dem *Geist* noch mit dem *Charakter* viel [?] zu tun. Es sind Seelenzustände. Sie sind daher nicht in jedem Fall konstant, es besteht immer nur eine Anlage zu dem einen oder zu dem andern dieser Seelenzustände, und persönliche Erfahrung hat schon oft aus dem Gläubigen einen Zweifler und aus dem Zweifler einen Gläubigen gemacht.

Das *Leben der Seele* ist ein kontinuierlicher, das des *Geistes* ein ruckweise fortschreitender Prozeß.

Zwischen Geist und Geist, nicht aber zwischen Seele und Seele gibt es dauernde Gemeinsamkeiten.

Seelische Gemeinsamkeit hört auf, sobald keine gemeinsamen Interessen mehr bestehen, seien sie erotischer, sozialer oder politischer Natur.

Eigenschaften, die zuweilen intellektuell, manchmal mehr seelisch betont sind, auch bei dem gleichen Individuum unter verschiedenen Umständen.

Warum *Schemas* an sich verwerfen?

Ein Schema ist nicht Leben, aber es ist *Wirklichkeit.*

Auch das Skelett ist nicht Leben, aber es ist Wirklichkeit.

Wäre niemals ein menschlicher Leib zu Staub zerfallen, so wüßten wir nichts vom Skelett, könnten aber aus der Form, aus den Bewegungen auf das Skelett schließen.

Ein Schema von Typen wird sichtbar, indem das blühende Leben von ihm abfällt. Das ist kein Einwand gegen die Wirklichkeit des Schemas.

Wort und Tat können vorhanden sein, auch ohne daß der Geist sich in ihnen ausdrückt.

Stimmt das auch für die Natur?

Kunst: dort wo die Natur zum Geist wird.

Angesichts von Kunstwerken wohnen wir der Geistwerdung der Natur bei.

Geist ohne Natur vorstellbar. Ob auch Natur ohne Geist?

Der *Geist* steht unter Gesetzen, wie die Natur.

Doch der *Geist* ist *frei*, die *Natur nicht.*

Sowohl Geist wie Natur stehen unter Gesetzen, doch die Natur ist ihnen bedingungslos unterworfen, während der Geist mit den Gesetzen spielt. (?)

Die *Natur* hat niemals die Wahl, sie ist unfrei; der *Geist* ist frei.

In den zwei Typen oberhalb der Diagramme, also bei Prophet und bei Tückebold, hat die Geistesverfassung gleichsam eine Neigung sich aufzulösen.

Gewisse Seelenzustände gewinnen eine solche Macht, daß sie gleichsam für die Geistesverfassung eintreten und in ihrem Sinne als Richtung wirken.

Glaubenskraft für den Propheten, Tücke für den Tückebold, gewinnen solche Macht, daß sie nicht nur seelisch, sondern auch geistig bedeutungsvoll werden.

Bosheit und Besessenheit bedingen hier die Einstellung des Geistes zur Welt, wie sonst nur die Geistesverfassungen.

Hier wirkt das Dämonische, resp. das Satanische an sich.

Der Prophet, der absolut dämonische, der Tückebold, der absolut satanische Mensch.

Phantasie gehört zu den allgemeinen Begabungen.

Je rascher die Assoziationen vor sich gehen, umso weiter führen sie, oder können sie führen, behalten ihre Schwungkraft usw.

Bei langsamen Assoziationen besteht immer die Gefahr, daß sie auf dem Wege dahinsterben, daß sie durch andere Assoziationsketten, eventuell auch solche aus dem Unbewußten, unterbrochen werden etc.

Phantasie auch als Seelenzustand.

Phantastische Naturen.

Die Phantasie, sowohl im positiven als im negativen Gebiet vorkommend. Charakteristisch aber in jedem Fall für die rechte Seite, die Seite des Glaubens und der Intuition. (Also für den Staatsmann, Priester, weniger für den Pfaffen und Politiker).

Dagegen im Diagramm der Tat auch im negativen Gebiet charakteristisch, besonders für Abenteurer, für den Spekulanten.

Die Einwendung, daß ich dem Moment der Entwicklung keinen genügenden Raum gebe. Ich leugne nur die Möglichkeit eines Übergangs einer negativen in eine positive Geistesverfassung. Die Trennungslinie bleibt unüberschreitbar.

Aber möglich ist vor allem Intensivierung der angeborenen Geistesverfassung.

Es ist ferner der höllische Hauch in seiner Dichtigkeit keineswegs konstant bei den Typen der positiven Seite. Er kann sich unter Umständen verflüchtigen, natürlich auch verdichten.

Es kann sich die Sehnsucht der negativen Typen, die Einsicht in das eigene Wesen steigern.

Die Begabungen sind beinahe durchwegs entwicklungsfähig.

Die Seelenzustände, sowohl die verhältnismäßig konstanten als auch insbesondere die fließenden, wirken in verschiedener Weise ein.

Die Leistung ist natürlich von allen diesen Momenten abhängig, sowohl die Einzelleistung als die Gesamtleistung des Individuums.

Die Weiterentwicklung der Menschheit hängt aber von den Leistungen ab.

Nicht nur in den Geistesmenschen ist der Geist wirksam, der Geist ist in allem Bewußten, Lebendigen da.

Erst wenn der Geist eine ganz bestimmte Richtung annimmt, verdichtet sich gewissermaßen das geistige Element zu der sogenannten Geistesverfassung. Die bestimmte Beziehung, in die das Individuum zur Welt und zu sich selbst gestellt ist, ist das Charakteristische des Geistesmenschen.

Der Künstler nimmt eine ganz besondere Stellung ein. Es wurde schon gesagt, daß der Künstler als solcher nicht Geistesmensch [sein muß]. Er kann irgendeine Geistesverfassung haben, kann abgesehen von seinem spezifischen Talent Philosoph, Historiker, auch Dichter und noch manches andere sein, aber die musikalische Einstellung zur Welt ist nicht Geistesverfassung. Hier scheint der Moment, wo Geist in Natur übergeht.

Das Charakteristische für die Künstlerschaft ist: spezifische Begabung irgendeiner Art und die reiche Affinität zu Seelenzuständen.

Es ist möglich, daß auch die Typen der Künstler sich irgendwie diagrammatisch ordnen lassen; die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß der Gott nächste Typus durch den Musiker repräsentiert wird.

Beim Musiker ist das Element des Unbegreiflichen, der unerklärlichen Schönheit insbesondere, am wesentlichsten ausgeprägt.

Den Erzeugnissen aller Künste können wir von verschiedener Seite her durch den Verstand nahekommen. Jedes Kunstwerk enthält Elemente der Verstandeswelt. Es ist ein Musiker zu denken, der wirklich singt, wie der Vogel singt, mit völliger Unmittelbarkeit, aus der tiefsten Tiefe seines Wesens heraus. Er braucht an keinerlei Material gebunden zu sein (in der Idee), während sowohl der Dichter als der bildende Künstler ohne das ihm gemäße Material nicht denkbar ist.

Zweierlei Arten von Satirikern, wie von Kritikern. Die einen in das positive, die andern in das negative Gebiet gehörig.

Man könnte sich dahin einigen, daß man für den Gegentyp des Kritikers den Namen Rezensent, für den Gegentyp des Satirikers das Wort Pamphletist wählt.

Aber gerade hier ist der positive Typus auf das Handwerkzeug seines Gegenparts so sehr angewiesen, daß nur unser leicht irrendes Gefühl zu entscheiden vermöchte, wohin er gehört.

Es gibt verhältnismäßig bedeutende Literaten und verhältnismäßig kleine Dichter. Wenn diese auch dem Propheten und Gott näher sind, ihr Blick reicht nicht bis hinauf; vielleicht bisweilen ihre Ahnung. Sehnsucht unter den negativen Typen äußert sich auf verschiedene Art. Nicht nur als Verbitterung, Neid und Haß, sondern auch als guter Wille und hohes Streben.

Der Weg vom Priester zum Propheten ist keineswegs weiter als der vom Staatsmann zum Propheten usw.

Güte ohne positive Geistigkeit [ist] völlig nutzlos, unter Umständen schädlich.

Sie ist die Atmosphäre, in der Sentimentalität entsteht.

Der Priester versucht mit dem Glauben, der Philosoph mit dem Denken das Sein und das Werden zu erfassen.

Doch [ist] kein Priester ohne Denken, kein Philosoph ohne Glauben vorstellbar.

Der Priester, auch wenn er sich einbildet, daß er Gott durch den Glauben erfaßt hat, hat es nur durch das Denken getan.

Je höher das Dreieck ansteigt, umso näher treten die entsprechenden Typen der beiden Dreiecke »Geist im Wort« und »Geist in der Tat« aneinander. Das Bewußtsein der Kontinuität ist der Unsterblichkeitsglaube ins Vernünftige gewandt.

Dichter	Journalist	Staatsmann
Dilettant	Reporter	Kannegießer
Literat	Feuilletonist	Politiker

Der einfache Mensch lebt sein Dasein hin. Der Literat erfreut sich an den Reflexen des Daseins. Dem Dichter, der sich an diesen Reflexen gleichfalls freut, wird von ihnen aus das Dasein zum zweiten Male beleuchtet.

Von den dreien mag der Literat zuweilen der größte Artist sein, und doch ist er dem Leben ferner als der einfache Mensch und der Kunst ferner als der Dichter.

In den Reflexen des Daseins spielen und daran sich genügen lassen, das macht den Literaten aus. Der aber ist ein Dichter, dem in diesen Reflexen das Dasein selbst sich zum zweiten Male spiegelt.

[*Entwurf eines Briefes an Professor Friedrich Gundolf in Heidelberg.*]

12. 2. 1927

Verehrtester Herr Professor.

Gern will ich vorerst mit der neutralen Anerkennung zufrieden sein, die Sie dem dialektischen Teil meiner Arbeit spenden; mein Ehrgeiz ging natürlich nicht so weit, sofort ein vollkommenes Einverständnis mit meinen vorläufigen Resultaten zu

finden, gegen die ich gerade bei den stärksten und selbständigsten Geistern auf Bedenken gefaßt sein mußte.

Meine eigenen habe ich, wie Sie merken, mit dem Untertitel der »vorläufigen Bemerkungen« zu beschwichtigen gesucht, doch gestehe ich, daß dieses »vorläufig« zum Teile wenigstens anders gemeint ist, als Sie es aufzufassen scheinen. Sie werden nicht zweifeln, daß meine Diagramme als Resultate vieljähriger Erwägungen und Überlegungen entstanden sind, und insbesondere das endgültige (vorläufig endgültige?) Schema des ersten Diagramms (Der Geist im Wort) hat sich mir nur ganz allmählich in seiner jetzigen Form entwickelt. Es gab zahlreiche Abenteuer auf dem Weg, über die ich eine Art Tagebuch geführt habe. Sehr vielen Erscheinungen, historischen und gegenwärtigen, bin ich begegnet, und es konnte mich nicht wundern, war ja vorausgesehen, daß keine dieser Erscheinungen, so himmlisch oder so teuflisch sie sich gebärden mochten, sich anmaßen durfte, die Idee des Typus zu erfüllen (oder besser, daß ich mir anmaßen durfte, eine solche Erfüllung in ihr zu sehen) und daß sie sich der geometrischen Umrissenheit meines Diagramms, dem Schema, das mir vorschwebte, umso lebhafter zu entwinden versuchten, je einziger, je größer, je individueller sie auftraten.

Doch bin ich mir nicht bewußt, durch meine Methode die Fülle und Vielheit der konkreten geschichtlichen – und gegenwärtigen – Gesichte abgezogen und vergewaltigt zu haben: das hätte ich eher getan, wenn ich Beispiele zu bringen versucht hätte. Doch es war nicht meine Absicht, konnte meine Absicht nicht sein, in meinem Schema Individuen unterzubringen, das wundervolle Chaos des Lebens in Ordnung umzufälschen; trotzdem und deswegen wurde mir die Wirklichkeit meiner Geistes*typen*, eine in der Idee vorgebildete Ordnung im Gebiete des Geistes, immer unwidersprechlicher klar.

Und über allem Zweifel wurde mir diese aprioristische Ordnung offenbar, als sich dem Diagramm des Worts das Diagramm der Tat entgegenstellte oder vielmehr zugesellte. Das erstere, ich sagte es schon, ging mir nur recht allmählich auf. Es lag nahe, daß im Bereiche der Tat ein ähnliches Schema – nicht etwa sich konstruieren ließe, sondern gleichfalls bereits vorgebildet vorhanden sein müßte. Typen schwebten mir vor, ohne daß sie sich zunächst ordnen wollten, bis eines Tages dieses zweite Diagramm plötzlich fertig vor mir stand. Ja, ich darf sagen, daß ich das, was man vielleicht Intuition nennen könnte, nie mit solcher Evidenz erfahren

habe, als bei dieser Gelegenheit – dahingestellt, ob das Objekt dieser Intuition etwas absolut Richtiges oder an sich Wertvolles zu bedeuten habe.

Die Verwandtschaft zwischen dem ersten und zweiten Diagramm hat etwas Analoges zu der zwischen den oberen und unteren Dreiecken: wie sich die Typen der oberen und der unteren Dreiecke nur durch die Vorzeichen plus und minus unterscheiden, so die Typen der beiden kongruenten Diagramme durch die Vorzeichen Wort und Tat. Von hier aus möchte ich Ihren sehr wichtigen Einwand verstehen, daß Ihnen nämlich die Gleich- oder Gegensetzung von verschiedenen Stufen oder Mitteln oder Aspekten desselben Wesens bedenklich scheint, glaube ihn aber zugleich teilweise wenigstens widerlegen zu können.

Es ist gewiß sehr einleuchtend, wenn Sie behaupten, daß in der Geschichte gewisse Typen – Sie nennen: Feldherr, Staatsmann, Führer, Diktator, Tyrann – ob als Geistesverfassungen, Talente oder Berufe verstanden, meist untrennbar sind; nur möchte ich mir gestatten, statt »meist untrennbar sind« milder zu setzen »häufig untrennbar scheinen«. Es ist sehr charakteristisch, daß diese Untrennbarkeit nur in den seltensten Fällen und gerade bei den ungeheuersten Gestalten, die Sie selbst aufrufen, Alexander, Caesar, Napoleon, jedenfalls aber nur bezüglich jener Typen zu konstatieren ist, auf deren Geistesverwandtschaft ich ausdrücklich hingewiesen habe, nämlich bezüglich derjenigen, die in den beiden Diagrammen Wort und Tat an den analogen Punkten stehen. Man wird nicht nur manchmal schwanken, ob man jemanden als Repräsentanten des Typus Staatsmann oder des Typus Feldherr, ob als Politiker oder als Diktator auffassen solle, ja in ganz exzeptionellen Fällen wird man vielleicht sogar geneigt sein, eine Art von zusammengesetzter, aber doch wieder in höherem Sinn einheitlicher Geistesverfassung anzunehmen, wenn man nicht (was ich nicht nur als terminologisch empfinde) vorzieht, in gewissen Repräsentanten einen Staatsmann von bedeutender organisatorischer und Feldherrnbegabung (Caesar) oder einen Feldherrn mit großer staatsmännischer Begabung (Alexander) zu erkennen. (War nicht wirklich für Caesar der Staat, für Alexander der Sieg das letzte Ziel?) Jedenfalls sei es zugegeben, daß es hier vielleicht vor allem auf den Standpunkt des Betrachters ankommt.

Wenn aber ein und dasselbe Individuum *bald* als Feldherr, *bald* als Diktator – *bald* als Staatsmann, *bald* als Politiker – *bald* als Dichter, *bald* als Literat – bald als Kontinualist, bald als Aktualist

usw. erscheint, also scheinbar bald als Repräsentant eines positiven, bald als Repräsentant eines negativen Typus, so wird eben einer jener Aspekte notwendig *falsch* sein, denn diese einander gegenübergestellten Typen bedeuten zugleich die vollkommensten Gegensätze. Wahrheit und Lüge, Dämonie und Satanie, Mensch und Un-Mensch stehen einander hier gegenüber. Hier gibt es keine Übergänge, nicht die Möglichkeit verschiedener Aspekte, nur die von Irrtümern, freilich von solchen, die häufig schwer vermeidbar sind, besonders wo es sich um Erscheinungen der Gegenwart handelt. Ein Mensch wie Caesar war vielleicht zugleich Feldherr und Staatsmann der Geistesverfassung nach, aber niemals Diktator und Politiker, wenn er sich auch politischer Mittel bedienen und sich zuweilen als Diktator gebärden mußte, gerade um sich als Staatsmann und Feldherr zu erfüllen. Ob ein Mann wie Mussolini Politiker oder Staatsmann, Diktator oder Führer ist, wird heute kaum noch jemand entscheiden können. Aber daß er entweder nur das eine oder nur das andere ist, das steht für mich über allem Zweifel fest.

Nun aber, verehrter Herr Professor, will ich Ihre Geduld nicht länger in Anspruch nehmen. In einem Gespräch, wie ich es recht sehr wünsche, würde man sich wahrscheinlich über manches zu einigen beginnen, was heute noch wie ein Widerspruch der Meinungen erscheint. Vielleicht kommt einmal eine Gelegenheit – und man könnte dann noch über allerlei anderes reden.

Meiner besonderen Verehrung muß ich Sie wohl nicht erst versichern; darf ich heute noch den Ausdruck herzlichster Sympathie und den aufrichtigen Wunsch einer Wiederbegegnung zum Ausdruck bringen.

Mit den verbindlichsten Grüßen

Ihr sehr ergebener

[MATERIALIEN ZU EINER STUDIE ÜBER KUNST UND KRITIK]

KUNST

Die Aphorismen – was sind sie eigentlich in der gemischten Gesellschaft der literarischen Produkte? Wohl die Nervösen, Blasierten, Süffisanten. Nervös in der hastigen Weise, in der sie sich geben, – blasiert durch den halblauten Ton, in dem sie gehalten sind, – süffisant insofern sie konstatieren, daß irgend etwas, das sie eben bemerken, schon hundertmal dagewesen ist. *1879?*

Gestaltung – Einheit
Wahrheit – Intensität
Erlebnis – Kontinuität. *1921*

Die Dichtungen sind in einem viel weiteren Sinne Wunschträume, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Der Wunsch erstreckt sich zuweilen auf das ganze Wesen des Dichters, nicht nur auf irgendein Objekt, und gerade bei Dichtern von sehr hohem Range kann man das bestätigt finden.*

So kann es geschehen, daß ein etwas schwindelhaft, ja hochstaplerisch angelegter Literat immer wieder die innerliche Reinigung, die seelische Läuterung seines Helden zum Thema nimmt; ein anderer, völlig in sich geschlossener, egoistischer, ja harter Mensch zum Dichter des Mitleids und der Menschenliebe wird und daß ein Dichter, dessen Dichtungen in Purpur, Samt, Reichtümern und aller Eleganz schwelgen, vielleicht im täglichen Leben auf das Badezimmer verzichten zu können glaubt.** *1924*

Es ist der rührende, aber etwas lächerliche Traum mancher Leute, um ihrer selbst willen geliebt zu werden. Als wenn nicht eben die Eigenschaften es wären, die das Wesen der Dinge wie der Menschen ausmachten.

So gibt es heute Literaten, die sich einbilden, ein Kunstwerk schaffen zu können, das gewissermaßen nur um seiner selbst willen bewundert werden soll. Sie möchten auf alles verzichten,

was früher als notwendiges Ingrediens betrachtet wurde: auf Psychologie, auf Landschaft, auf Handlung und Atmosphäre. Und sie bilden sich ein, dabei könnte etwas Lebendiges herauskommen?** *1924*

Du begreifst den Kummer der Leute, denen es für sich und ihre Familie an Brot und Kartoffeln mangelt, und verstehst ihn mitzufühlen. Das kann ich dir und deiner Seelenkenntnis noch nicht sonderlich hoch anrechnen. Erst, wenn du dich in den Gemütszustand eines Menschen hineinzudenken vermagst, dem das Entbehren von Austern und Kaviar Gram bedeutet, und wenn es dir gelingt, ihn um dieses Grams willen nicht zu verachten, dann will ich dich als Psychologen gelten lassen. *1924*

Beim schaffenden Künstler muß jede Leistung den Stempel der Notwendigkeit tragen, sonst ist sie in einem höchsten Sinne verfehlt. Beim Nachschaffenden, der ja in jedem Falle auf die Wirkung des Augenblicks eingestellt ist, kann für dieses Element der inneren Notwendigkeit auch ein anderes eintreten: Routine, Ehrgeiz, Sensationslust.

Das Prinzip des »Könnte-man-nicht«, wie ein großer Regisseur das bei einem andern großen, aber etwas äußerlichen zu nennen pflegte, gewinnt hier seine Bedeutung. Leute, die das Prinzip dieses »Könnte-man-nicht« repräsentieren, werden nie durch eine dringende innere Notwendigkeit zu einer bestimmten Leistung angetrieben, sondern stets durch irgendeinen äußeren Anlaß. Sie sind stets auf der Suche nach einem Problem für ihr Talent. Und so glänzend sie es bewältigen mögen, es hätte immer auch irgendein anderes sein können als das, mit dem sie sich beschäftigen. *1924*

Schicksal des Kunstwerks:
Heiliger Augenblick des Empfangs.
Glück- und qualvolle Epoche der Arbeit.
Staunen und Enttäuschung nach Vollendung.
Schmerzlicher Augenblick des Abschieds, vor Entsendung in die Öffentlichkeit.
Wenige warten mit Wohlwollen, in der Bereitschaft, gelten zu lassen.
Noch wenigere neigen sich verstehend oder gar in Andacht.
Von allen Seiten rast das Übelwollen, der Neid, das Mißverstehen, die Erbitterung hervor.

Epoche des Innewerdens, der Abkehr, der Verwirrung, der Entfremdung zwischen Dichter und Werk.
Indes aber vollzieht sich das Schicksal des Werks nach seinen immanenten Gesetzen; es wandelt weiter durch die Zeit unverwundet und unverwundbar, wenn es danach geschaffen ist, und stirbt immer nur an sich selbst. *1924*

Ein sentimentales Werk entsteht, wenn der Künstler ein schon vorhandenes Übermaß eigener Empfindung zugunsten seiner Arbeit auszunützen versucht, ein naives, wenn ein solches Übermaß während der Arbeit selbst aus ihr hervorquillt. *1924*

Ein Schriftsteller oder gar ein Dichter? – Nein, ein al fresko-Feuilletonist oder ein Weltanschauungsplauderer. *1929*

Nicht wer mit unzureichenden Mitteln einen Helden zu gestalten sucht, wer mit Kraft einen Schwächling zu bilden weiß, das ist der stärkere Künstler. *1929*

Viele Fehlurteile entstehen dadurch, daß Kategorisieren und Klassifizieren immer wieder verwechselt wird. Von dem Leser beinahe regelmäßig, manchmal auch von dem Schreibenden. So können sich manche Rezensenten nicht entschließen, irgend jemanden einen großen Dichter zu nennen, der nur sehr wenig geschrieben hat. Im Prinzip kann sich auch ein Dichtertum in zwanzig Versen aussprechen. Es ist den Leuten auch noch immer nicht klar, daß Dichten im allgemeinen nichts Höheres bedeutet als Schriftstellern, sondern andres. Es handelt sich darum, die Adjektiva, insbesondere die klassifizierenden, an die richtige Stelle zu setzen.

Humorist und Pathetiker

Der Humorist befindet sich unter ein und demselben Himmelszelt mit seinem Publikum, mit der Menschheit; doch er encanailliert sich nicht mit ihr.

Der Pathetiker hat ein anderes Dach über sich gespannt. Ohne daß die Entfernung eine größere wäre, erleidet die Akustik naturgemäß eine Veränderung.

Unterarten, resp. Ableger des Humors: Satire, Ironie, Witzelei

setzen eine Intimität mit dem Publikum voraus oder versuchen, sie herbeizuführen. Der hervorstechendste Charakterzug des wahren Humors: Gleichmäßigkeit – eine gewissermaßen mathematisch sich gleich bleibende Distanz zum Publikum (insbesondere im Gegensatz zum Witz).

Hie und da ein Moment, wo der Humor durch Ironie, durch Satire, durch Witz sich zum Publikum herabzulassen scheint. Sein Wesen aber bleibt immer Ferne, Fremdheit.*

Es gibt nur ein absolut sicheres Kriterium, das den Dichter vom Dilettanten, Schriftsteller und Literaten unterscheidet: Die Fähigkeit, Gestalten zu schaffen.

Die andern schaffen Figuren.

Mancher Schriftsteller glaubt eine Gestalt zu schaffen, indem er eine Figur ins Groteske verzerrt.

Es gibt Schriftsteller, bei denen sonst die Täuschung eine vollkommene wäre. Sie verstehen es zu erfinden, Stimmung zu erzeugen, und sie haben Stil. Das heißt, sie können erzählen oder ein Theaterstück gut bauen. Nur jenes Letzte fehlt.

Wie ist es zu definieren? Wir sprechen von Intuition, Vision.

Gewiß handelt es sich auch hier um nichts anderes, als um eine nicht mehr zu kontrollierende Geschwindigkeit des Gedankenablaufs.

Scheinbare Gleichzeitigkeit von Eindrücken, die durch große Geschwindigkeit vorgetäuscht wird.

Die Unterscheidung, die hier versucht wird, hat mit dem literarischen Wert, der Bedeutung der einzelnen Werke nur bedingt etwas zu tun.

Es gibt Schriftsteller, Literaten, Dilettanten sogar, die durch ihre Produktionen bedeutender, für die Kultur wichtiger sind, als ein Dichter minder hohen Ranges.

Man hüte sich überhaupt zu klassifizieren, sondern kategorisiere lieber. Hierdurch wird viel Ungerechtigkeit, insbesondere alles ästhetische Dünkelwesen vermieden.

Nicht das Unwahre, doch das Unwahrscheinliche kann Inhalt einer Novelle sein. Doch darf das Unwahrscheinliche nie als Willkür des Autors wirken. Hier hat der persönliche Geschmack, wenn nicht gar das individuelle Talent des Dichters einzusetzen. Der Zufall kann natürlich nie ganz ausgeschieden werden, aber er darf nur so weit wirken, als die Idee durch ihn nicht geschädigt

oder gar paralysiert wird. Ja, es ist oft Aufgabe des Dichters, das Zufällige zu eliminieren. Freilich, was für den Mitlebenden noch als Zufall erscheint, weil er zu nahe ist, um alle Kausalitätsketten zu überblicken, ist es für den Späterkommenden nicht mehr, sondern fügt sich als Notwendigkeit ins Ganze. Darum erscheint Geschichte nie so sinnlos wie Gegenwart, resp. Politik.

Andererseits kann auch das Zufällige in der Idee des Kunstwerks liegen, und gänzlich fehlen darf es niemals. Die kleinen Störungen und Schwankungen, in denen sich das Weiterrollen der Welt kundgibt, machen erst ein Werk lebendig. Fehlt dieses Zufällige vollkommen, so empfinden wir mit Recht ein Werk als konstruiert.

Dramatiker sein heißt an den freien Willen glauben wie, nein als an einen Gott. Denn was ist das Drama? Der Widerstand, der Kampf des einen, des Willens dieses einen mit dem Schicksal. Was aber ist das Schicksal? Eine Zusammenfassung aller anderen freien Willen, plus unabänderliche Naturgesetze. Natürlich gibt es stärkere und schwächere freie Willen. Nur im stärksten ist Gott, aber wir wissen nicht, wo der stärkste ist (da hier der Erfolg keineswegs entscheidet und uns jedes andere sichere Kriterium fehlt). Was aber ist Zufall? Nur dasjenige, was von keinem Willen, was nicht von einer menschlichen Entscheidung abhängig ist. Und das Schicksal [ist] daher ein Gemisch des eigenen Willens, des Willens der andern und des Zufalls. Aber nicht nur der Zufall ist vorher nicht zu berechnen, sondern auch die Erscheinungsformen jedes freien Willens, der nicht in uns selbst wirksam ist. Alles hat seinen Grund, aber nicht alles hat seinen Sinn, zum mindesten einen uns faßbaren. Nehmen wir an, jemand stolperte über einen Kirschkern, der einer Kirsche angehört, die im vorigen Jahr vom Baum fiel und verfault ist. Hier ist alles ausgeschaltet, was nur im Entferntesten mit einem menschlichen Einzelwillen zusammenhängt. Trotzdem kann es wie tausend andere ähnliche Zufälle Schicksal werden.

Man kann die Kunst wohl als Resultat einer Angstneurose auffassen, in dem Sinn, daß sie aus dem Drang entspringt, dem Grauen der Vergänglichkeit zu entfliehen. Die Kunst will aufbewahren, erst in zweiter Linie will sie gestalten.

Der eine rettet sich in Gestalten, der andere ins Spiel.

Auch in der Liebe liegt Gestaltungswille. Der Liebende bildet

aus dem Wesen, das er liebt, für seine Einbildungskraft eine Gestalt mehr oder minder bewußt, die dem Urbild mehr oder weniger gleicht.

Es gibt eine Sorte von Dichtern, deren Talent eben weit genug geht, um eine Art von nebelhafter poetischer Atmosphäre zu erzeugen, innerhalb deren schwachumrissene Figuren sich zu entwickeln und diese Figuren ein unklar verschwommenes Spiel zu treiben vermögen. Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, mag, was in solcher Weise entsteht, zuweilen auch ein Kunstprodukt vortäuschen. Dem Kenner aber erscheinen derartige Erzeugnisse noch peinlicher als die lächerlichen oder gespreizten Versuche harmloser Dilettanten oder geschickter Literaten; gerade darum, weil er spürt, daß dort immerhin wirkliche, redlich bemühte Dichter am Werk waren, deren Talent der ungeduldige Schöpfer nur eben zu früh aus der Pfanne nahm.

Der geringste Künstler, der Hanswurst selbst, bringt echtere Werte, bringt vor allem mehr Glücksmöglichkeiten, Glückshoffnung und Glück, als der größte Feldherr und Held. Das Höchste, was die großen Kriegsherren der Menschheit an Positivem zu bieten haben, ist im Grunde doch nur ein ästhetisches Vergnügen. Gewiß ist es herrlich, einen Alexander, einen Napoleon, einen Cäsar anzuschauen, aber es ist ein etwas kostspieliges Vergnügen. Und die andern mußten dafür bezahlen. Von keinem dieser Helden wüßte die Geschichte zu erzählen, wenn nicht Hunderttausende um sie hätten sterben müssen. Keiner von allen diesen hat etwas in die Welt getragen, was von mehr als relativer Dauer gewesen wäre. Und es konnte immer nur in einzelnen Fällen erst nutzbar gemacht werden. Grenzverschiebungen, das ist das einzige, was sie geleistet haben – und einen köstlichen oder großartigen Anblick für die Nachgeborenen, denen sie keine Gefahr mehr bedeuten. – Der Pestbazillus unter dem Mikroskop, der Kriegsheld im Spiegel der Geschichte.*

Jedes Wort hat fließende Grenzen; diese Tatsache zu ästhetischer Wirkung auszunützen ist das Geheimnis des Stils.

Es gibt bedeutende Kunstwerke, deren Bedeutung zu verstehen nur einer geringen Anzahl, wenn auch höchst erlesener Geister, vorbehalten bleibt. Und oft ist man versucht zu fragen, ob es in

solchen Fällen immer das Kunstwerk selbst ist, das diese Kenner beglückt, oder vielmehr der Stolz auf ihr Kennertum.

Kein Zweifel, daß diese Eigenschaft des Beglückens geringeren Kunstwerken manchmal in höherem Maß innewohnt als manchen Geniewerken. Und es ist keineswegs immer nur die große Menge, die sich beglückt fühlt, sondern oft gerade jener erlesene Kreis, der fähig ist, das Genie zu erkennen.

Manche von solchen geringeren Talenten, selbst vom Dasein bewegt und erfüllt, sind gerade dadurch befähigt, die Seelen anderer Menschen zu bewegen und zu erfüllen in einer Weise, wie es manchem großen Dichter nicht vergönnt ist.

Über Krankheiten der Produktion, resp. der Produktionskraft. Allgemeine und spezielle Pathologie.
Die Krankheiten der Kunstprodukte verlaufen naturgemäß im Mutterleib.
Es ist eine Geschichte der Fötalerkrankungen des Kunstwerks. Ist das Werk einmal auf die Welt gebracht, so kann es wohl eine Mißgeburt sein, allerlei Schönheitsfehler zeigen, aber es kann nicht mehr erkranken.**
Auch die Allgemeinerkrankungen häufiger als man denkt.
Manchmal ohne ersichtlichen Zusammenhang mit dem sonstigen Befinden des Künstlers.
Vollkommenes zeitweiliges Versiegen der Produktionskraft.
Rhythmisches und Arhythmisches.

Man verwechselt Phantasie und Vorstellungsgabe.

Vorstellungsgabe ist die höhere Funktion. Phantasie viel häufiger als Vorstellungsgabe. Im Traum hat jeder Mensch Phantasie, keineswegs Vorstellungsgabe.

Vorstellungsgabe ist gezügelte Phantasie, hat das, was wir Phantasie nennen, zur unbedingten Voraussetzung. Vorstellungsgabe kann an sich niemals krankhaft sein. Phantasie ist beinahe immer an der Grenze des Pathologischen, wenn nicht schon an sich pathologisch.

Ein häufiger Fehler unsicherer Stilistik:

Sie sind bis zu einem gewissen Moment allwissend in Hinsicht auf die von ihnen geformte Gestalt (wie ein Gott, der sie geschaffen und nach seinem Willen bewegt). Plötzlich aber aus irgendeinem meskinen, stilistischen Grunde spielen sie den mangelhaft Infor-

mierten, indem sie z. B. sagen: »Außerdem kursierten Gerüchte über ihn, die auf ihre Verläßlichkeit schwer zu untersuchen waren«.

Das Hämische als das Charakteristische der modernen Kritik, ja überhaupt der modernen Betrachtungsart. Hat nichts mit Ironie und nichts mit Brutalität zu tun.
Beruht auf Überheblichkeit vor allem.
Das Hämische statuiert a priori ein falsches Verhältnis zum Betrachter.
Gegen nichts ist man wehrloser als gegen die Hämischkeit.
Ein Wort, »der Ham«, wäre am Platze.
Hämisch und höhnisch ganz etwas anderes.
Im Hohn kann Schmerz, Verzweiflung, Größe liegen.
Der Ham ist stets subalterner Natur. Verbitterung als Quelle.
Im Diagramm[20] kann der Ham nur im Negativen, der wirkliche Hohn eigentlich nur auf der positiven Seite vorkommen.
Der Ham ist an sich immer unberechtigt, weil er sich sofort in eine falsche Positur setzt.
Der Hämische will immer hämisch sein, der Höhnische geht immerhin vom Sachlichen aus, und die Stärke seiner Empfindung macht seinen Hohn persönlich.

Man liest einen schönen Aufsatz. Man findet nichts dagegen einzuwenden, es ist alles ebenso richtig dem Inhalt nach als vortrefflich ausgedrückt. Und doch spürt man, irgend etwas stimmt hier nicht. Man hat nicht das Recht und hütet sich auch zu behaupten, daß das, was dort geschrieben steht, etwa nicht die Überzeugung des Mannes zum Ausdruck bringe, der es geschrieben. Aber man fühlt: es könnte hier etwas anderes, ja sogar das Gegenteil von dem stehen, und es wäre nicht mehr und nicht weniger wahr und würde ebenso wirken. Zugleich aber fühlt man, der Mann ist keineswegs ein Lügner, kein Narr, kaum ein Poseur, man fühlt nur, daß er es in gewissem Sinn nicht selbst geschrieben hat. Er ist ein Dichter und hat eine Gestalt geschaffen, die unter anderen charakteristischen Merkmalen (die uns vorläufig verborgen bleiben oder die sogar aus jenem Aufsatz erschlossen werden könnten) auch die Überzeugung besitzt, die man eben in jenem Aufsatz ausgesprochen fand, und nebstbei die Fähigkeit, diese Überzeugung, diese Weltanschauung in vorzüglicher Form auszudrücken. Je größer der Dichter und insbesondere je weniger er durch eine ganz persönliche, tief in seiner Seele wurzelnde

Überzeugung beschränkt und gehemmt ist, umso trefflicher wird ihm die Gestalt gelingen und, mit anderen Worten, umso unwidersprechlicher und wahrhaftiger wird wirken, was er in seinem Aufsatz – in dem Aufsatz der von ihm erfundenen Gestalt – ausgesprochen hat.

Ganz anders der Feuilletonist. Er hat gar keine Überzeugung. Oder er hat auch eine, nur könnte er auch eine andere haben. Aber er schafft keine Gestalt, die er schreiben läßt, er schreibt in eigener Person. Im Gegensatz zum Dichter aber wird er nie wahrhaft überzeugend wirken. Denn man fühlt immer, er ist nicht mit dieser Überzeugung geboren, noch hat sie sich im Tiefsten seiner Seele aus Nachsinnen, Zuschauen, eigenen Erlebnissen entwickelt. Sondern auch wenn das, was er schreibt, tatsächlich seine Überzeugung sein sollte, er ist zum Niederschreiben wenigstens durch irgend etwas veranlaßt, was mit der Sache selbst nichts zu tun hat. Im besten Fall durch irgendein Erlebnis, durch das Berauschtsein von irgendeinem Wort, durch die Richtung des Blattes, bei dem er engagiert ist, durch die Lust sich oder einen andern zu fördern, der auch ihn fördern kann, oder durch das Bedürfnis, jemanden zu schädigen. Der Begabtere, gegen sich selbst Ehrlichere, wird das meistens selber wissen; zuweilen merkt er es erst aus seinem eigenen Feuilleton (es kann auch ein Leitartikel, ein Stück oder eine Novelle sein); die Schwächeren ahnen es bestenfalls in Augenblicken, um die sie nicht zu beneiden sind. Und endlich gibt es eine Sorte, die sind so himmelweit davon entfernt zu wissen, was Überzeugung ist, daß sie mit bestem Gewissen schwören werden, sie hätten ihre Überzeugung ausgedrückt, auch wenn sie gestern gesprächsweise das Gegenteil behauptet haben von dem, was sie heute schrieben.

Bei einer ganz bestimmten Gruppe von Literaten ist die Verehrung für eine gewisse, ganz bestimmte Dreiheit von Dichtern nicht in deren genialen oder genialischen Elementen, sondern in deren ethischen Minderwertigkeiten begründet.

Strindberg, das größte Genie unter den dreien, vielleicht das einzige wirkliche, zeigt auch in seinen Werken pathologische, hysterische, komödiantische, ja zuweilen verbrecherische Züge.

Wedekind, insbesondere in seinen schwächeren Produkten, weist Züge des Philisters, des Pedanten, ja des Pfaffen auf.

Peter Altenberg trägt mehr als jene andern in seiner äußeren Existenz die Züge des Schwindlers und Hochstaplers.

Ein sonderbarer Trugschluß läßt die oben erwähnte Gruppe von Literaten in jenen Minderwertigkeiten den eigentlichen Nährboden für das Talent vermuten, insbesondere verspüren sie in den meskinen Elementen ihrer eigenen Natur eine hoffnungsvoll beglückende Verwandtschaft mit jenen immerhin auch durch wahrhafte Produktivität ausgezeichneten Talenten.

In der Mitte zwischen den Produktiven und den Jüngern, jedenfalls der Gruppe der unleugbaren Talente angehörig, steht Karl Kraus. Er ist Führer und Jünger zugleich. Auch er wurde zu jenen dreien nicht durch Bewunderung, sondern durch jenes Gefühl einer inneren Verwandtschaft geführt, das aber bei ihm nicht so vollkommen als Täuschung bezeichnet werden kann wie bei den Jüngern schlechtweg.

Der Feuilletonismus ist im Laufe der Zeit zu einer solchen Höhe der Entwicklung gediehen, daß es täuschende Nachahmungen aller Kunstgattungen gibt, von der kleinen Erzählung bis zum großen Drama (von den Plaudereien und Essays gar nicht zu reden), die fast ausschließlich aus den Elementen des Feuilletonismus erzeugt wurden, und auch berufene Kritiker lassen sich über die wahre Natur solcher Kunstwerke oft genug täuschen. Doch ebenso häufig, aus Unverständnis oder auch nur aus übergroßer Vorsicht, begehen andere oder auch die gleichen Kritiker den Fehler, Feuilletonismus auch dort zu sehen, wo wirkliche Kunst geboten wird, die aber mit feuilletonistischen Elementen versetzt war oder auch nur mit Elementen, wie sie uns auch beim Feuilletonisten zu begegnen pflegen.

Kunstwerke, einer inneren Notwendigkeit entsprungen, wenn auch nicht zu Vollendung gereift, unterscheidet der Wissende so sicher von jenen anderen, die, wenn auch gekonnt, doch vor allem gewollt und gemacht sind, wie der Menschenkenner den adlig Geborenen auch in Lumpen von dem Parvenu zu unterscheiden weiß, mag der auch vom besten Schneider angezogen sein.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem geborenen Dramatiker und dem theatralisch begabten Schriftsteller, der sich durch das Temperament der von ihm geschaffenen Figuren auf die Bühne hat hetzen lassen.

Von »behaglichem« Humor sprechen wir, wenn wir nahe daran waren zu lächeln – und noch zu rechter Zeit merken, daß wir keinen Grund dazu hatten.

Eine seltsame Wechselwirkung entwickelt sich zuweilen zwischen dem Dichter und seiner Gestalt. Die Gestalt – und das vor allem ist es, wodurch sie sich von [einer] Figur unterscheidet – gewinnt in immer höherem Maße Eigenleben, je längere Zeit seit ihrer Erschaffung verflossen ist; der Dichter gerät zu ihr allmählich in ein Verhältnis, wie zu einem nicht von ihm, sondern von Gott geschaffenen Wesen, das mit ihm, dem Dichter, unter gleichen Gesetzen steht und die gleiche irdische Luft atmet. Und von manchem Spaziergang mag er in reinerer und beglückterer Stimmung heimkehren, wenn ihn eine solche von ihm selbst geschaffene Gestalt, als wenn irgendein sterblicher Mensch ihn begleitete.

Jedes Kunstwerk verrät dem Kenner untrüglich Ursprung und Art. Wie unter den Menschen, gibt es auch unter den Werken adelig und niedrig Geborene. Unter jenen wieder manche, die bei allen Vorzügen schon die manchmal ergreifenden Züge des Verfalls zeigen; unter diesen Snobs, die im Innersten gemein, sich mit einer gewissen falschen Vornehmheit zu gebärden und über ihr wahres Wesen zu täuschen vermögen. Und auch an Parvenus fehlt es nicht, von denen sich manche ihrer Abkunft schämen, andere sich mit ihr brüsten und sich gleichsam etwas darauf zugute tun, daß sie mit zerrissenen Sohlen in das Reich der Kunst gewandert kamen.

Der Roman ist auf Fülle gestellt, die Novelle auf Schlankheit.

Ein Roman von Bedeutung ist ohne Persönlichkeit des Autors überhaupt nicht zu denken. Für die Novelle genügt der Einfall, also gewissermaßen das Glück des Augenblicks, wie es auch dem Talent geschenkt ist. Von den Romanen erhalten sich für mehr als die Gegenwart nur diejenigen der wirklichen Genies.**

Es gibt eine Art von rechnerischer Phantasie, die zuweilen scheinbar dichterische Produkte hervorzubringen vermag, die aber mit eigentlich dichterischer Begabung kaum etwas zu tun hat. Was auf solche Weise entsteht, das mag wohl eine Weile wie mit künstlichen Flügeln ein paar Meter hoch über den Erdboden

hinflattern; was ein Werk zum Himmel hinaufträgt, das sind immer nur die unsichtbaren, aber angeborenen Schwingen des Genies.

In jeder menschlichen Natur stecken gewisse Grund- und Urfehler, die gerade beim Künstler ins Krankhafte auszuarten und damit sein Schaffen ungünstig zu beeinflussen und die Ergebnisse dieses Schaffens illusorisch zu machen imstande sind. Im Wesen des Genies aber liegt es, daß es die Fähigkeit besitzt, ja daß es geradezu mit Notwendigkeit dahin getrieben wird, gerade solche Grund- und Urfehler zu Gunsten seines Schaffens auszunützen.

Ein naives Publikum hält einem Dichter manche künstlerische Schwäche zugute, wenn es nur zu fühlen glaubt, daß dessen Werk aus einer leidenschaftlichen inneren Bewegung hervorgegangen ist; und der Kritiker, minder naiv, aber stets bereit, das Publikum je nachdem als Kronzeugen der eigenen Meinung gegen wie auch für den Autor aufzurufen, stimmt dem Publikum gerne bei. Und immer wieder vergessen sie alle, daß dem Schaffenden keine andere Leidenschaft erlaubt ist als die des Gestaltens. Und mag er auch für seine eigene Person die Freiheit noch glühender lieben oder an die Menschheit noch schwärmerischer glauben als sein Held: wenn von diesem Übermaß in seines Helden Worte auch nur ein weniges überströmt, dann mag er als gesinnungstüchtiger Mann alles Lob verdienen, aber als Dichter hat er vertan, so sehr das Publikum ihm zujubeln und so hoch mancher Kritiker ihm seine edle Gesinnung anrechnen mag.*

Es gibt künstlerische Unwahrheiten sehr verschiedenen Grades.

Ein Werk kann im einzelnen durchaus den Eindruck der Wahrhaftigkeit machen und doch als ganzes unwahr sein.*

Es handelt sich in solchen Fällen immer um Werke, die nicht aus einer inneren Notwendigkeit hervorgegangen sind.*

Es ist ein Zeichen des Talentes, über die innere Unwahrheit eines Werkes durch Wahrheit des Details hinwegzutäuschen. Trotzdem erfüllt uns ein Werk dieser Art stets mit einem gewissen Unbehagen, vielleicht mit schlimmerem Unbehagen als wir es gegenüber einem Werk empfinden, das im Detail Unwahrheiten enthält, die aus Schwächen des Talents hervorgehen, das aber als ganzes seine Echtheit nicht verleugnet.

Der Schaffende versteht im allgemeinen den Nichtkünstler noch viel weniger als der Nichtkünstler den Schaffenden versteht. Bedeutet der Schaffende dem Nichtkünstler gewissermaßen ein fremdes Tier und ergibt [dieser] sich am Ende darein, daß auch dergleichen auf der Welt herumläuft, so erscheinen demjenigen, der seine Existenz auf Produktion gegründet hat, dessen Natur und Verhängnis der angeborene Drang ist zu bewahren und zu gestalten, die anderen alle, denen ein solches Verhältnis zur Welt nicht gegeben ist, unheimlich und gespenstisch. Ein Mensch ohne Phantasie und ohne Hoffnung (wie es z. B. ein Kohlenarbeiter oder auch ein Beamter zu sein pflegt) ist dem Menschen mit Hoffnung und Phantasie, wie wir den Schaffenden wohl bezeichnen können, eigentlich so völlig unvorstellbar, daß er kaum begreift, wie jener nicht an der Unsinnigkeit seiner Existenz zugrunde gehen muß.**

Du lehnst dich gegen die Willkür auf, die dir in deinem und in anderer Schicksal zu walten scheint und beugst dich vor dem Gesetz, das du im Kunstwerk zu ahnen glaubst. Hast du nicht Unrecht beide Male? Dir fehlt der Tiefblick, Gesetz auch im Schicksal zu sehen, und du weißt vom Werden des Kunstwerks nicht genug, um die Abenteuer zu ahnen, die dem Künstler während des Schaffens begegnen.

Der Künstler sollte bei seiner Arbeit auch die natürlichen Grenzen der Aufnahmefähigkeit in Rechnung ziehen, die nicht nur für das große Publikum, sondern auch für den Kenner Geltung haben. – Es gibt Meisterwerke, die, weil das der Künstler vergaß, minder stark und beglückend wirken, als es ihnen sonst beschieden wäre. Das sind die Werke, die von der ersten bis zur letzten Silbe Vollendung sind und keine Atempause der Besinnung gestatten, in denen der Künstler nicht einen Moment lang mit uns gemeinsam sterblich war.*

So gibt es auch reproduzierende Künstler, die, wie sie ununterbrochen von sich selbst die höchste Anspannung fordern, auch von dem Hörer das höchste Maß und die unerbittlichste Kontinuität von Aufmerksamkeit beanspruchen. Dieser Anspruch bleibt notwendig unerfüllt, die dargebrachte Leistung wird also niemals nach Gebühr gewürdigt, der Hörer ist sich dieser Undankbarkeit mehr oder weniger bewußt, dies macht ihn unzu-

frieden mit sich selbst, auf diesem Wege wird er wider den Künstler verstimmt und ungerecht und so hat dieser gerade darum nicht völlig gewirkt, weil er zu viel gegeben hatte.

Ein Humorist –? Ihr schmeichelt ihm, meine Lieben; er hat sich einfach über das von ihm selbst geschaffene wehrlose Geschöpf in nicht sehr vornehmer Weise lustig gemacht; und könnte dieses seinem Schöpfer erwidern, wer weiß, ob sich nicht herausstellte, daß es im Grunde klüger ist als er.

Problematisch ist der laute Erfolg des Tags, denn morgen vielleicht kommt die Enttäuschung; – problematisch der Ruhm, denn er ist meistens ein Mißverständnis, oft sogar ein absichtliches, wenn nicht gar böswilliges; – problematisch die Unsterblichkeit, denn im Verhältnis zur Ewigkeit ist ihre Dauer in jedem Falle höchst beschränkt; – problematisch die Begeisterung der Geliebten für dein Werk, denn sie währt nicht länger als ihre Liebe zu dir; – problematisch der Beifall der Jünger, denn sie zollen ihn deinen Schwächen, die sie auch in sich finden und durch die sie sich mit dir verwandt fühlen; – problematisch die Anerkennung der Freunde, denn morgen werden sie es nicht mehr sein; – problematisch die Erbitterung deiner Feinde, denn so rasend sie sich gebärden, dein Werk könnte trotzdem mißlungen sein. – Nur mit zwei realen Werten hast du zu rechnen: mit dem Glücksgefühl während des Schaffens und mit dem Gewinn, den du aus deiner Arbeit ziehst und den du zur Erleichterung deines Erdendaseins und damit zu neuem Schaffen zu verwenden vermagst.*

Der Erzähler und seine Leserschaft dürfen niemals von der gleichen Atmosphäre umgeben sein, so wenig wie der Bühnenautor und sein Publikum. Geradeso wie die Bühne gegenüber dem Parkett eine Welt für sich vorstellt und es immer eine Geschmacklosigkeit, ja sogar eine künstlerische Unanständigkeit bedeutet, wenn eine persönliche Verbindung zwischen Publikum und Schauspieler hergestellt oder auch nur angestrebt wird (wenn also zum Exempel ein Schauspieler jemanden im Parkett grüßt, wenn er sich durch ein Blinzeln einen persönlichen Beifall zu holen sucht), so bedeutet es auch eine Schwäche des Erzählers, wenn der Autor derartige Privatverbindungen mit dem Leser anzuknüpfen sucht.

Wir haben Schriftsteller von Bedeutung, die, wie man sich auszudrücken pflegt, eigentlich nicht schreiben können; und doch können wir sie und müssen sie als große Schriftsteller bezeichnen, da doch die einzige Möglichkeit für sie, ihr Wesen auszudrücken im Wort beschlossen ist. Offenbar spüren wir in ihrem sogenannten schlechten Stil doch ihren tatsächlichen guten, und unter dem holperig ungeschickten Gang ihrer Sätze hören wir geheimnisvoll das Rauschen ihres großen Geistes.

Was für ein kindlicher Versuch der Stilerneuerung, die sich darin aussprechen soll, daß man Artikel und andere nebensächliche Worte, die sich aus dem Sinn des Satzes von selbst verstehen, fortläßt. Die Kunst des Stils besteht vielmehr darin, daß man diese Worte an ihre richtige Stelle, gleichsam in die Atempausen der Aufmerksamkeit hineinzuversetzen weiß.

Dämonisch nennst du deinen Helden, mein Poet? Phantastisch die Landschaft, in der er sich bewegt? – Gestalte ihn erst, deinen Helden, stelle ihn in deine Landschaft und überlasse es dem Leser, sie dämonisch und phantastisch zu finden.

Begeistere dich vor einer schönen Landschaft so laut du willst, brich bei ihrem Anblick in Tränen aus vor lauter Rührung – für einen Maler werde ich dich erst halten, wenn es dir gelingt, sie zu malen.*

Genie hin, Genie her, Reinlichkeit ist auch keine üble Sache.

Der Künstler ein Epileptiker, der Dilettant ein Hysteriker.

Als Symbol der Tiefe im künstlerischen Sinn kann weder die trübe, undurchsichtige, wenn auch bewegte Fläche gelten, noch der bodenlose Abgrund, in den kein Lichtstrahl zu dringen vermag. Nur der ist als Künstler tief, der die rauhen Flächen der Wirklichkeit so glatt und klar zu schleifen weiß, daß sie die Unendlichkeit mit allen Himmeln und Höllen widerspiegelt.

Die Dichtkunst und die Kulturgeschichte sind niemals politisch einerlei; nur das Literatentum und die Kritik ist es immer gewesen – und muß es notwendig sein, denn diese beiden haben mit Ewigkeit wie mit Sachlichkeit nichts zu tun.

Es ist etwas anderes, von einem Werk zu sagen, daß es eine hohe Leistung, daß es ein großes Kunstwerk bedeutet; etwas anderes, von einem Werk zu behaupten, daß es das Maß des Glückes auf Erden vermehrt hat.

Es erhebt sich im Anschluß daran auch gleich die Frage, ob es darauf ankommt, bei wie vielen Menschen oder bei welcher Art von Menschen es das Glück, die Freude oder selbst nur den Genuß gefördert hat.

Auch bei Beurteilern, die durchaus fähig sind, den Wert einer Kunstleistung ästhetisch einzuschätzen, trifft die Freude, die sie an einem Werk empfinden, keineswegs immer zusammen mit der Hochschätzung, die sie diesem Werk angedeihen lassen. Und wenn man an sie die Frage stellt, auf welches Werk sie eher verzichten möchten, so würden sonderbare Antworten resultieren.

Das Gestrige kann ebenso sehr Inhalt des Kunstwerkes sein wie das Heutige, und wie es auch das Morgige sein könnte, wenn unsere Vorhersicht so verläßlich wäre, wie unser Erinnern.**

Aber die Gestaltung des Morgigen wird sich immer nur im Bereich des Phantastischen und Utopischen bewegen, sie bietet also geringere Möglichkeiten und höhere Schwierigkeiten.

Die besondere Strenge der Tageskritik gegenüber dem Gestrigen ist vor allem in der Leichtigkeit der Diagnose begründet. Auch der Dümmste wird merken – zwar nicht ob etwas gut oder schlecht ist –, aber ob es inhaltlich in der Vergangenheit spielt oder nicht, wird er ohneweiteres erkennen.

Aber es ist unmöglich, Gestriges und Überlebtes zu identifizieren.

Jeder Dilettant fühlt sich beleidigt, wenn man ihn als das bezeichnet, was er ist, und jeder Künstler fühlt sich erst bestätigt, wenn man das Element des Dilettantismus in ihm ahnt, ohne das er, wenn ein wahrer Künstler, nicht denkbar, keineswegs genießbar ist.

Eine Welt ohne Schuld und Verantwortung ist vorstellbar, ein Drama nicht.

Nichts schwerer, als jung und alt zugleich zu sein – und damit ist das Los des Künstlers ausgesprochen. Darum erscheint ihm in seiner Jugend das Leben so unheimlich bei aller Selbstverständ-

lichkeit, und das Alter bei aller Ausgeglichenheit so tragisch. Nie ist es ihm beschieden, in den besten Jahren zu sein.

ZUR PHYSIOLOGIE DES SCHAFFENS

Unter allen Künsten wird die Dichtkunst mit der geringsten Achtung behandelt.

Vornehmster Grund: Weil sie scheinbar nicht auf gesetzmäßig Mathematisches zurückgeführt werden kann.

Daran scheint das Material schuld zu sein, mit dem zu arbeiten sie gezwungen ist.

Das Material der Dichtkunst ist ausschließlich das Wort – scheinbar dasselbe also, das als Verständigungsmittel jedermann zur Verfügung steht.

Aber das Wort innerhalb der Dichtkunst ist nicht mit dem Wort der Verständigung zu vergleichen, sondern nur mit dem Material einer anderen Kunst – nämlich mit den Tönen.

Es ist bekannt, daß wir nur dem Zwang der Vereinfachung nachgeben, wenn wir von C, Cis etc. als den in jedem Fall identischen C und Cis reden. Dem Musiktheoretiker ist bekannt, daß das C, zu dem wir über das Fis hingelangen, ein anderes ist als z.B. dasjenige Cis, zu dem wir über G oder dasjenige' zu dem wir über H G gelangen; ja, um den mathematisch richtigen Schwingungswert eines Tones anzugeben, müßte man immer eine Gleichung setzen, die nicht dieses Cis schlechtweg, sondern den Weg zu diesem Cis von Anbeginn der Melodie an bezeichnet.

Und ebenso, wie es unendlich viele Cis, resp. C usw. gibt, durch die unendlich vielen Beziehungen, in welche es zu den vor seiner eigenen Apperzeption gehörten Einzeltönen und Tonbeziehungen getreten ist, und somit unsere Bezeichnung Cis, resp. C usw. nur etwas Ungefähres, »annähernd Richtiges« ausdrückt – ebenso hat jedes Wort innerhalb des Dichtwerkes seinen spezifischen Schwingungswert, je nach der Beziehung, in die es zu den früheren Worten und den früheren Wortbeziehungen des betreffenden Dichtwerkes tritt.

Gleichklang der Worte, wie sie durch die Armut unserer Ausdrucksmittel und die Notwendigkeit rascher Verständigung bedingt ist, bedeutet nicht Identität.

Und wie wir durch gewisse physikalische Instrumente, ganz gewiß aber durch Gleichungen feststellen könnten, daß z.B. das

C innerhalb eines bestimmten Schubert-Liedes ein ganz anderes ist als das C in der Meistersinger-Ouvertüre, oder das C in einem anderen Schubertischen Lied, oder das C des gleichen Lieds an einer anderen Stelle – ebenso müßte es unter gewissen Umständen möglich sein, die Nicht-Identität der scheinbar gleichen Worte in zwei verschiedenen Dichtwerken oder im gleichen Dichtwerk an verschiedenen Orten nachzuweisen.

Und das Gefühl, das im Bereich der Musik durch Berechnung gerechtfertigt werden kann und das dem »musikalischen« Menschen innewohnt, ohne erst nach mathematischer Rechtfertigung zu verlangen, ist bei dem »poetisch Verständigen« dichterischen Produkten gegenüber auch vorhanden, und dieser hört mit dem Wort immer auch den Schwingungswert des betreffenden Wortes.

Lesen oder hören wir »ohne Stimmung« oder zerstreut, so tritt das Wort nur als Wort an sich in seiner mathematischen Nacktheit in unser Bewußtsein.

Der C-Dur-Akkord, als C-Dur-Akkord in der Klavierstunde, ist etwas total anderes als z. B. der C-Dur-Akkord am Schluß der *Meistersinger*, der nicht sich selbst bedeutet, sondern seine Beziehung zu allen Tönen und Akkorden und allen Beziehungen dieser Töne und Akkorde, die vom ersten C-Dur-Akkord der *Meistersinger* an in unser Bewußtsein eingetreten sind.

Den absoluten Ton, das absolute C kennt überhaupt kein Mensch.

Das Absolute ist, wie das Ganze, nur für einen Gott gemacht.

Das Ungefähre als künstlerisches Gesetz.

Innerhalb des Ungefähren sind künstlerische Gesetze maßgebend.

Die Beziehungen zwischen 1a, 2a, 3a kennen wir. Die von 1a, 2a, 3a zu Xa nicht mehr. *September 1904*

Zur Physiologie des Schaffens

Die Entstehung eines Kunstwerks kann geschehen:

1. von einem Einfall aus,
2. von einer Situation aus,
3. von einer Ansicht aus,
4. von einer Gestalt aus,
5. von einer Empfindung aus.

Erläutert an einigen Produkten:

1. vom Einfall aus. In einer Schenke spielen Komödianten die Verbrecher. Wie, wenn nun einer dieser Komödianten ein wirklicher Verbrecher wäre? (*Der grüne Kakadu*)
2. von einer erlebten Situation aus. Ich begegne einem alten Schulkollegen, der mich aus einem gewissen Neid heraus ärgerlich und schnöd behandelt und endlich sagt: »Sei nur nicht so großartig.« (*Letzte Masken*)
3. von einer theoretischen Ansicht aus. Das Duell ist ein Nonsens. (*Freiwild*)
4. von einer Gestalt aus. Ein alter Mann, der einmal Dichter gewesen ist, es selbst beinah vergaß und nun von der Jugend aufs Schild gehoben wird. (*Der greise Dichter*)
5. von einer Empfindung aus. Wie quälend ist die Eifersucht auf die Vergangenheit. (*Ohnmacht*, Lyrik überhaupt. *Märchen*)

Selten ist die Entstehung absolut rein.

Insofern nämlich, als sofort nach dem Einfall oder nach der Ansicht irgendein Zweites hinzutritt, das den Plan fördert.

Häufig auch ein Drittes und Viertes.

So auch, daß derjenige Einfall vorgezogen wird, der einer bereits vorgebildeten Ansicht angepaßt ist oder der dem Wesen einer vorhandenen Gestalt entspricht.

Zuweilen wird das sekundäre Moment so stark, daß es in der Ausführung zu überwiegen scheint:

Ein Einfall war da, die Gestalt tritt hinzu, die dazu dient, den Einfall zu illustrieren, und der Einfall tritt im Laufe der Überlegung, eventuell erst im Laufe der Arbeit, hinter der Gestalt zurück. (*Leutnant Gustl*)

Als Beispiel einer komplizierten Schaffensart:

Der Einfall. Eine Braut will sich mit ihrem Liebhaber umbringen, er stirbt, sie verliert im letzten Augenblick den Mut, flieht, vergißt den Schleier und muß, da sie zuhause erwartet wird, nochmals die Stiege hinauf, um den Schleier aus dem Zimmer des Toten zu holen.

Noch ist alles unpersönlich, der Einfall ist vollkommen nüchtern. Ein Mann, ein Weib, Selbstmordversuch, Feigheit, Angst, Schauer.

Eine diesen Einfall behandelnde Novellette wird begonnen und nach kurzer Zeit weggelegt, weil der Einfall den Verfasser selbst nicht interessiert.

Der Entschluß, eine Pantomime zu schreiben, veranlaßt zur Durchsicht und Untersuchung bereitliegender Pläne und Anfänge.

Der Schleierstoff scheint sich zu eignen, die Pantomime wird entworfen.

Einteilung in drei Akte, mehr verstandesmäßig als intuitiv.

Die Figuren streben danach, sich zu individualisieren. Der Liebhaber ist ein schwärmerischer Jüngling; heitere Freunde und Freundinnen, ein Diener gesellt sich hinzu.

Das Mädchen ist verliebt, unsicher, feig, mutig, geheimnisvoll.

Eltern und Freundinnen gesellen sich zu ihr.

Der Bräutigam wird als Kontrastfigur entworfen.

Die Pantomime wird vollendet und bleibt liegen, weil sie der Eigenart, Lebendigkeit und Intensität entbehrt.

Eine Novelle, die später verfaßt wird, *Die Toten schweigen*, enthält eine Situation, die an das Schleier-Sujet gemahnt: der tote Liebhaber wird von der Geliebten feig im Stich gelassen.

Von dieser Novelle erhält der Schleier-Stoff offenbar neue Kraft.

Im Gespräch mit einem Freunde werden beide Stoffe durchgesprochen, durchleuchtet.

Bemerkung des Freundes, daß es ihn auch gelüstete, diesen Stoff auszuarbeiten.

Der Entwurf wird neuerdings hervorgeholt, die Absicht entsteht, ein Kostümstück daraus zu gestalten, und zwar wird als Umwelt das Wien vom Anfang des 19. Jahrhunderts gewählt, zu welchem Entschluß weniger eine innere Notwendigkeit und eine wirkliche Beziehung zwischen Figuren und Stoff einerseits und Zeit und Ort andererseits, als eine gewisse Neigung leitet, daß sich die Gestalten gerade innerhalb dieser Atmosphäre ausleben möchten.

Der Liebhaber wird zum verabschiedeten, etwas verlumpten österreichischen Offizier.

Die Geliebte ist eine Wirtstochter.

Der Bräutigam ein griechischer Bankier.

Die Episodenfiguren treten zum Teil deutlicher hervor.

Noch immer handelt es sich im wesentlichen um den Einfall, um verstandesmäßige Weiterführung von Situationen.

Noch nicht zeigen sich Gestalten, sondern nur eine höhere Form von Figuren, wie sie sich aus Typen zu entwickeln pflegen, wenn sich der durch den Einfall lebhafter angeregte Geist intensiver mit ihnen beschäftigt.

Das Stück wird nach dem neuen Plan bis zur Mitte des zweiten Aktes geführt, und hier ereignet sich folgendes: die eine der Figuren scheint in geheimnisvoller Weise ihre Maske abzuwerfen, oder besser: die intuitive Gewalt des Autors (was hier keine künstlerische Wertung, sondern nur den psychologischen Vorgang bedeuten soll) macht, daß sich die betreffende Figur zur Gestalt emporspricht, emporhandelt und – von diesem Augenblick an auch den Gesetzen menschlicher Wahrheit untertan – sich als das zu erkennen gibt, was sie eigentlich ist, als einen Fürsten aus der Renaissance.

Das Stück wird neu entworfen, als fünfaktiges Drama, mit hauptsächlich von Shakespeare Anleihen machender Technik.

Innere Tendenz zur Vereinfachung, äußere Rücksicht auf die Forderungen des heutigen Theaters, Drängen zu einer knapperen Führung.

Auf die Verwandlungen wird Verzicht geleistet, die Handlung in eine Nacht gedrängt.

Andere Figuren gewinnen an Lebendigkeit. Gegensätzlich zu dem Herzog entwickelt sich der Dichter.

Die Hauptfigur bleibt am längsten schemenhaft, doch wohnt ihr von Urbeginn eine Neigung inne, sich als ein Unbewußtes, Elementares, höchst Weibchenhaftes in die Mitte des Kreises zu stellen.

Der aus der Handlung hervorgehende Gedanke: das Weibgenie schwankt zwischen dem Mann der Tat und dem Mann des Gedankens und müßte diesen beiden Prinzipien in einem Manne vereinigt begegnen, um sich zur Möglichkeit der Treue aufzuschwingen; – dieser Gedanke wird nun mit Bewußtsein und Willkür zur inneren Durchleuchtung des Ganzen ausgenützt.

Diese Figur, bei aller Förderung durch Überlegung und Intuition, entbehrt noch des wirklichen Lebens, bis durch einen Zufall (gerade im Sommer der betreffenden Arbeit) dem Autor ein weibliches Individuum in den Weg tritt, das in vieler Beziehung für die Figur lebendige Aufschlüsse gibt. In Gehaben, Physiognomie, Geste und Blick nähert sich die Figur immer mehr dem lebendigen Individuum, wird dem Autor dadurch immer verständlicher und hat damit endlich ihre Entwicklung zur Gestalt beschlossen. [Beatrice][21]

Bestreben, auch das Inkommensurable in der Kunst auf Wissenschaftliches, mindestens Natürliches zurückzuführen.

Unbegreiflichkeit des Schöpfungsaktes.

Unbegreiflichkeit des künstlerischen Eindrucks.

Die Kunst, in der es am ehesten gelungen ist, Analogien nach der wissenschaftlichen Seite hin zu finden, ist die Musik.

Rhythmus.

Der Rhythmus steht in einem natürlich festen Verhältnis zur Herztätigkeit des Menschen.

Die gewöhnliche Zahl des Pulsschlags beim normalen Menschen ist zwischen 60 und 80.

Wir empfinden das Tempo desjenigen Tonstückes, welches über das metronomische Maß 60–80 hinausgeht, als schnell, dasjenige unter dem metronomischen Maß 60–80 als langsam.

Daß der akustische Eindruck an sich durch die Zahl von Schwingungen auszudrücken ist, ist eine lang bekannte Tatsache.

Bekannt ist auch, daß das Verhältnis gewisser Schwingungszahlen der Klangschönheit im Verhältnis eines Tones zum andern entspricht.

Es ist ferner bekannt, daß, wenn ein Ton angeschlagen wird, nicht nur dieser Ton selbst vom menschlichen Ohr perzipiert wird, sondern auch gewisse andere Töne, die in einem absolut mathematisch-regelmäßigen Verhältnis zu dem Grundton stehen: die sogenannten Obertöne (die Quint der Oktave).

Auch in der bildenden Kunst, was kaum weiterer Ausführung bedarf, ist der Geist der Zahl durchaus wirksam.

Größenverhältnisse. Perspektivenverhältnisse.

Es besteht nicht nur ein Verhältnis zwischen der Naturwahrheit und der mathematisch festzustellenden Richtigkeit eines bildnerischen Kunstwerks, sondern auch zwischen seiner Schönheit und dieser in mathematischer Formel aufzuzeichnenden Richtigkeit.

Während aber das Verhältnis zwischen Naturwahrheit und mathematischer Richtigkeit sich vollkommen rein ausdrücken ließe, bliebe bei dem Versuch, ein Gleiches in Hinsicht auf das Verhältnis von Schönheit und mathematischer Formel zu unternehmen, ein unauflösbarer Rest.

Allerdings ist es wahrscheinlich, daß dieser Rest beträchtlich

kleiner ist, als wir heute bei der noch geringen Ausbildung unserer Kenntnis der in künstlerischen Werken wirksamen Zahlengesetze glauben möchten.

Jedenfalls ist es sicher, daß gewisse perspektivische Einfälle des Künstlers, ja vielleicht auch gewisse Farbenverhältnisse sich mit viel größerer Präzision in mathematischen Formeln werden ausdrücken lassen, als man heute weiß.

Von gewissen auf der Hand liegenden Bedingungen, wie z. B. dem Verhältnis des Kunstwerks zu dem umgebenden geschlossenen oder offenen Raum, zum Rahmen, zu andern in der Nähe befindlichen Kunstwerken – lauter Bedingungen, für die es ganz feste Zahlengesetze gibt –, braucht gar nicht erst gesprochen zu werden.

Diejenige Kunst, in der es auf den ersten Blick am schwersten zu fallen scheint, die wirksamen Zahlengesetze aufzufinden, ist die Dichtkunst.

Vielleicht kommen wir am ehesten durch den Vergleich mit den andern Künsten, durch Herausfinden von Analogien auf Tatsachen, die dafür sprechen, daß auch in der Poesie der Geist der Zahl lebhafter wirkt, als man gemeiniglich annimmt.

Fragen wir uns zuerst, ob es in der Dichtkunst nicht irgendein Moment gibt, das dem Begriff des Rhythmus und dem Begriff der Perspektive nicht nur im Sinne eines geistreichen Vergleichs, sondern in tieferm Sinne entspricht.

Ein Beispiel.

Nehmen wir an, es wäre die Aufgabe gestellt, über einen bestimmten Vorgang eine Novelle zu schreiben. Dieser Vorgang hat in Wirklichkeit die Dauer von acht Tagen in Anspruch genommen, und der Novellist hat uns das Ganze auf zehn Seiten zu berichten. Es ist natürlich, daß er uns unmöglich den ganzen Vorgang ideal wahrheitsgetreu erzählen kann. Er wird in die Lage kommen, Dinge, die sich in vielen Stunden abgespielt haben, in einer Mitteilung von wenigen Zeilen zu erledigen, während er wieder andres, beispielsweise einen Dialog, genau im originalen Zeitverhältnis berichten wird.

In einem andern Fall wird er in die Notwendigkeit versetzt sein, Dinge, die zu ihrem tatsächlichen Verlauf Jahre gebraucht haben, in wenigen Sekunden mitzuteilen (»Und nun verging eine lange Zeit der Qual, des Zweifels« etc.).

Selbstverständlich ist es nicht der Willkür des Erzählers anheimgegeben, welchen Teil des Vorgangs er gekürzt, welchen

er seiner natürlichen Zeitdauer entsprechend und welchen er erweitert mitteilen wird. Aber man kann nicht einmal sagen, daß der zu erzählende Vorgang selbst mit Sicherheit verraten wird, welcher seiner Teile nach Kürzung, welcher nach Erweiterung verlangt. Es ist wahrscheinlich, daß der gleiche Stoff von verschiedenen Dichtern auch in dieser Hinsicht in vollkommen verschiedener Weise erzählt werden wird. Und, wie wir theoretisch annehmen wollen, von allen mit der gleichen Wirkung. Nichtsdestoweniger wird es gewisse, vollkommen feststehende Momente geben, die innerhalb eines gewissen Vorgangs als die wichtigsten erscheinen und demgemäß wie die Hauptfiguren auf einem Bild in den Vordergrund gestellt werden müssen, während die weniger wesentlichen Momente geringer betont, in eine gewisse Entfernung gerückt, verkleinert werden müssen – geradeso und vielleicht nach ganz ähnlichen Gesetzen, wie z. B. auf einem Bilde, das eine Allee darstellt, die Bäume nach rückwärts zu immer kleiner werden und vielleicht ein hoher Berg, der als solcher für die künstlerische Wirkung durchaus notwendig ist, um die Hälfte kleiner ist als ein Paar, das im Vordergrund spazieren geht. Wenn aber der Künstler die Gesetze der Perspektive zu befolgen gewußt hat, so werden wir keinen Augenblick zweifeln, daß dieser Berg tausend Meter hoch, daß er nur in vielen Stunden zu besteigen und daß die Figuren, welche wir vorn mit Deutlichkeit sehen, sich stetig verkleinerten, wenn der Maler die Möglichkeit hätte, sie sich allmählich durch die Allee entfernen und den Berg besteigen zu lassen.

Und in ähnlicher Weise, wie der Maler während der Arbeit sich von seinem Bild entfernt und wieder näher hintritt, um die Wirkung auf den Beschauer im vorhinein zu erproben, so tut auch der Dichter nichts anderes, wenn er sein Werk überdenkt, überliest, als daß er sich davon zu entfernen und zu erproben sucht, ob er die perspektivischen Gesetze (nebst vielen andern, von denen hier noch nicht gesprochen wurde) befolgt hat.

In Hinsicht auf das Drama sind ganz ähnliche Dinge zu erwägen:

Dauer der Szenen.

Dauer der Zwischenakte. (Rahmen)

Zwischenaktsmusik.

Fähigkeit der Zwischenaktsmusik, eine Zeit länger oder kürzer erscheinen zu lassen.

Stimmung der Zwischenakte.

Benehmen der Leute in den Pausen.

Fähigkeit, ja Pflicht des Dichters, den Hörer in sein Stück zurückzureißen.

Wirkung, die davon ausgeht, daß ein Stück tatsächlich nicht länger spielt, als der dargestellte Vorgang im Leben erfordert hätte. (Beinahe nur in Einaktern durchführbar.)

Wirkung, die daraus erfolgt, daß im Laufe eines Theaterabends eine ganze menschliche Existenz aufgerollt wird.

Relativität der Zeit.

Man setzt ein Gespräch um 11 Uhr abends fort, das man um 7 Uhr abends abgebrochen hat; in der Zwischenzeit hat man ungeheure Schicksale von Jahrzehnten mit einem andern miterlebt.

Zeitlicher Wert des Wortes.

Zeitlicher Wert des Verses.

ZUM WESEN DER KRITIK [I]

Häufige Erscheinung, daß sehr eigenartige dichterische Talente – manchmal schon nach dem ersten Werke – mit dem Vorwurf der Einseitigkeit bedacht werden. So ging es Hebbel nach *Judith*, *Genofeva*, *Maria Magdalena*. So Heyse. So Hauptmann, dem man oft vorwirft, er wiederhole sich, behandle stets das gleiche Thema. Auch Goethe ist es nicht erspart geblieben zu hören, daß *Werther*, *Tasso*, *Clavigo* u.a., auf der andern Seite Mephisto, Carlos usw. immer die gleichen wären, die unter Verkleidungen wiederkehren.

Das beruht auf einer Verwechslung von Eigenart und Einseitigkeit. Der Umstand, daß eine sehr starke Individualität sich selbst mit Lebhaftigkeit immer wieder ausspricht, so daß sie immer sofort wiedererkannt wird, verführt die Kritik und das Publikum zu der Behauptung, sie wiederhole sich. Die Wahrheit ist, daß sie sich wiederholen und wiedererkannt werden muß, insbesondere in Stadien ihrer Entwicklung, die nahe aneinander gerückt sind. Der Allerweltsaffe freilich wiederholt sich nicht, denn er kopiert immer einen andern; der Seichtgeist wiederholt sich nicht, denn er hat nie etwas Eigenes gesagt, und es ist nicht möglich, ein

Gesicht wiederzuerkennen, dem man jeden Tag tausendmal auf der Straße begegnet.*

(Nur eine geringe Anzahl von großen Geistern gibt es, deren eigentliches Wesen eine ungeheure, sozusagen elementare Objektivität vorstellt: Shakespeare, Balzac, Goethe der spätern Epoche.)

Ein solcher Vorwurf heftet sich oft durch Jahre an das Schaffen eines Künstlers und ist mit schuld, daß manche aus ihrer Art herausstreben, nicht in einer Weise, die ihrer Entwicklung entspricht, sondern mit der Hast von Verfolgten, um dem billigen kritischen Gespött zu entgehen. Sie tun unrecht. So töricht es ist, sich bewußt und ohne innere Nötigung innerhalb einer Spezialität einzuschließen, weil man einmal in ihr Erfolg hatte, so frevelhaft ist es, den Kreis seines Talents eigenmächtig durchbrechen zu wollen, statt geduldig den inneren Gesetzen seiner Entwicklung zu folgen. Denn wer ein Künstler ist, trägt seine Gesetze in sich; er lasse sich nicht verwirren, er sage, was er zu sagen hat, spreche es eben dann aus, wenn es ihn dazu drängt, und sei im übrigen geduldig. Die Ungeduld der andern, die ihn immer wieder zu neuer Betätigung jagen wollen, ist keineswegs echt; es ist nicht wahr, daß die Leute gerade von ihm etwas anderes erwarten als er kann; das Publikum kann ja nach seinem Geschmacke wählen unter allem, was geschaffen wird – und kommt am besten weg, wie die Literatur selbst, wenn jeder das schreibt, was er kann.* *30. 4. 1900*

Grenzen der Kritik

Es liegt ein Ton von tiefem Grauen über dem Abschied des Künstlers von seinem Werke, denn wenn er es wiederfindet, gehört es nicht mehr ihm, es ist preisgegeben, es ist wehrlos. Er selbst steht ohnmächtig daneben und hat kein Recht mehr darüber. Es gehört nicht mehr ihm, es gehört mehr allen. Mit schmerzlicher Sehnsucht erinnert er sich seiner einsamen Freuden, da er zugleich Künstler und Publikum war; auch jener Zeit gedenkt er nicht ohne Zärtlichkeit, als nur ein kleiner Kreis von Freunden das Werk kannte und darüber plauderte, freundlich und streng. Doch nahm hier auch das herbste Urteil den Ton intimen Verständnisses an, und so hat hier den Künstler und sein Werk noch der letzte Zauber der Heimat umgeben. Nun aber

verschwand auch dieser, und in eine neue gefährliche Welt hat der Künstler sein Werk entlassen. Die Welt der völlig anderen nimmt ihn auf, und diese anderen alle haben ein unfaßliches, tyrannisches Recht über das Werk gewonnen. Nicht allein hören, sehen, genießen dürfen sie es; nicht allein darüber weinen, lächeln, spotten, gähnen; – nein, jeder von diesen völlig anderen darf nun, wenn es ihm just beliebt, der ganzen übrigen Menschheit seine Meinung darüber kundgeben und behaupten, über dieses Werk müsse man lächeln, weinen, spotten, gähnen. Und wenn dieser eine, dem es just beliebt, seine Meinung kundzugeben, zufällig eine sehr vernehmliche Stimme hat, so daß ihm wirklich ein großer Teil der Menschheit glücklich lauscht, so ist es dem Künstler, als hätten alle, welche jene Stimme gehört, dieselbe Meinung über ihn gesprochen; ihm ist, als würden Tausende und Hunderttausende über sein Werk weinen oder lächeln oder spotten oder gähnen.

Ich übertreibe offenbar. Die Künstler sind nicht alle so empfindlich, oder diese Empfindlichkeit reicht wenigstens nicht auf lange Zeit. Auch hat ja nicht jedermann das Recht – und sogar nur wenige die Möglichkeit –, ihr Urteil über ein Kunstwerk der Öffentlichkeit zu übergeben. Und auch von denen, die den Beruf des Kritikers in sich fühlen, erhalten nur wenige das kritische Amt. Ich aber kann hier nur von jenem Kritiker sprechen, der dem idealen Typus nahekommt. Das ist der ideale Kritiker, der erstens die Fähigkeit besitzt, in ein Kunstwerk so vollkommen einzudringen, daß ihm der Wert des Ganzen sowie auch der Einzelheiten in vollkommener Klarheit aufgeht, der zugleich für seine Ansicht die treffenden Worte zu finden vermag und für den es kein Hindernis gibt, seine Ansicht in völliger Unabhängigkeit und Freiheit mitzuteilen. Es ist zweifelhaft, ob man jemals diesem Idealkritiker begegnen wird; zu viel haben wir von ihm zu fordern. So mag dem einen die letzte Klarheit der Auffassung, dem anderen die Gabe der Mitteilung, dem dritten die höchste Unabhängigkeit mangeln; ein vierter endlich wird vielleicht all diese Eigenarten in sich vereinigen und irgendwo im weiten Weltmeer als Schiffsleutnant herumsegeln, ohne je das Kunstwerk gesehen zu haben, zu dessen Kritiker er geboren war. Wenn Ola Hansson[22] sagt »Kritik ist eine Kunst, wie Dichtung eine Kunst ist, wie Malerei eine Kunst ist« und wenn er prophezeit »das Wesen der neuen Kritik wird Sensibilität sein«, so finde ich, daß, was Ola Hansson hier als neue Kritik proklamiert,

nichts anderes ist, als das Urteil eines außerordentlich fein empfindenden Künstlers über ein Kunstwerk, durchaus aber kein kritisches Urteil im höchsten Sinne, denn der höchsten Sensibilität ist etwas zu eigen, was sie vor allem zur Kritik in jenem Sinne untauglich macht: die Ungerechtigkeit. Es ist das Amüsante, das Charakteristische, wohl auch das Liebenswürdige der Sensibilität. Es wird auch zuweilen, vielleicht oft vorkommen, daß *irgendein* Künstler *irgendein* Kunstwerk besser verstehen wird als der bedeutendste Kritiker, dafür aber wird dieser selbe Künstler andren Werken umso fremder, mit Widerwillen sogar, gegenüberstehen. So wenig es Instrumente gibt mit so viel Saiten, daß jeder Ton von irgendwoher aus der Welt die mitschwingende fände, ebenso wenig gibt es eine sensible Seele mit tausend Saiten. Gäbe es eine Menschenseele, so unendlich weich, daß ihre Saiten [?], die sich in tausend andren Menschenseelen finden, mittönen könnten, dann gäbe es vielleicht auch jenen Kritiker, von dem Ola Hansson träumt. Dennoch soll es auch dem Künstler nicht verwehrt sein zu schreiben, was er Kritiken nennt; es werden eben zuweilen wieder Dichtungen sein. Eine universale Sensibilität gibt es ebenso wenig, wie es eine Violine mit tausend Saiten gibt. So wenig aber Kritik Kunst ist, so mag man doch ohne Schwierigkeit manchen Vergleich mit ihr finden. So gibt es Leute mit großem und tiefem Verständnis für die Werke der Kunst, denen nur die Gabe des richtigen Ausdrucks fehlt und die sich daher zum ausübenden Kritiker verhalten wie zum schaffenden Künstler die Künstlernaturen. Und hier ist es, wo sich die Kreise schneiden, denn Künstlernaturen und Kritikernaturen finden sich nicht selten vereinigt. Hierher gehören die großen Mäzene des Verständnisses. Und ebenso wie Krittler nicht mit Kritikernaturen verwechselt werden dürfen, so Künstlernaturen nicht mit Dilettanten, die, wie in der Kunst, so auch in der Kritik überreich vertreten sind, und es gehört ein feineres Auge dazu, den dilettierenden Kritiker zu erkennen als den dilettierenden Künstler; daher bedeutet jener auch eine ernstere Gefahr. So muß hier von allem abgesehen werden, von Krittlern, Kritikastern, Künstlern, die zufällig einmal kritisieren, und es bleibt die Frage übrig, ob die Idee der Kritik eine von jenen ist, deren Grenzen sich überhaupt feststellen lassen und dann, ob der Kritiker bewogen oder sogar dazu verhalten werden kann, innerhalb dieser Grenzen sich zu bewegen.

Die eine natürliche Grenze des Kunstwerkes ist durch das Ver-

ständnis des Kritikers gegeben die andere scheint durch die Grenze des Kunstwerkes selbst bestimmt.

Was wissen wir denn überhaupt von den andren? Ob es überhaupt für irgendeinen Menschen möglich ist, sich jemals (für die Dauer) vollkommen in jene Bedingungen zu versetzen, unter welchen ein anderer lebt, schafft, ist kaum zu bejahen, und so wird sich in jedes Urteil ein kleinerer oder größerer Fehler einschleichen, der einfach darin begründet ist, daß der Kritiker eben notwendigerweise *jemand anders* ist als der Künstler. Hier sind also dem Kritiker natürliche Grenzen gegeben, über die er nicht hinaus kann.

Wie aber hat er sich jenen Grenzen gegenüber zu verhalten, die durch die Grenzen des Kunstwerkes selbst gegeben sind? Darf er in seiner Kritik über das Kunstwerk selbst insofern hinausgehen, als er nicht nur in dessen Tiefen steigt, sondern auch von dessen Peripherie aus auf all dasjenige eingeht, was nicht mehr im Kunstwerk selbst steckt, sondern schon den Künstler betrifft? Darf er zu erraten suchen, was für ein Schaffer hinter dem Geschaffenen steht – und wenn er es zufällig weiß, darf er es verraten? Diejenige Kritik, die dies alles nicht nur darf, sondern sogar muß, ist ein Teil der Kulturgeschichte, ist historische Kritik. Sie ist in ihren letzten Konsequenzen die Philosophie der Kunst. Der Geschichte ist es natürlich unmöglich, von der Persönlichkeit des Künstlers abzusehen, umsomehr als für die Geschichte gerade der Einfluß, der von der Persönlichkeit des Künstlers ausgeht, viel wichtiger zu sein pflegt als die Werke. Aber auch für die moderne Kritik wird es zuweilen kaum möglich sein, von der Person des Künstlers vollkommen abzusehen. Ist doch das wahre Kunstwerk nicht so sehr in die Individualität des Künstlers getaucht, daß auch der Kritiker sich kaum dem Einfluß der Atmosphäre entziehen kann, die der Schöpfer bewußt oder unbewußt seinem Werke mitgeteilt hat.

Jenes Individuelle also, das im Werke steckt, gehört auch der Kritik; das rein Persönliche aber, das Alltägliche, alles, was nicht mehr der Künstler ist, geht den Kritiker nichts an. Und hier ist es, wo die Grenzen so oft überschritten werden. Die Gelegenheiten sind zu verlockend. Es gibt nichts, das wohlfeiler, nichts, was des Interesses des Publikums und seines Beifalles sicherer wäre als persönliche Kritik. Der glatteste Journalist bekommt Witz und Schwung beinahe, wenn er persönlich wird, denn er hört ja das Murmeln des Beifalls schon während er schreibt.

Er weiß: jetzt spricht er zu allen, zum Volke, jetzt wird er verstanden. Denn alle die vielen Tausende, denen das Kunstwerk nichts sagt, beginnen aufmerksam zu werden, wenn man ihnen den Künstler zeigt, »insoweit er keiner ist«. Sie sehnen sich ja nach dem, was verwandt ist in ihm, nach dem, was er mit ihnen allen teilt; sie wollen wissen, was an ihm menschlich und gemein ist. Es ist unbewußte Rache, die sie an ihm nehmen, und ihre *Freude* an seinem Alltäglichen ist die Sühne, die er ihnen für sein Unsterbliches schuldig ist. Auch der Pöbel will seinen Teil an den Großen haben, das kann selbstverständlich nur das Kleine an ihnen sein. Am nächstliegenden ist dieser Vorgang der Kritik gegenüber dem Vertreter der Schauspielkunst, welche ja durch die Eigenart der Kunst im regsten und persönlichen Kontakt mit dem Pöbel des Parketts und der Galerien stehen, und hier sieht man selbst die vornehmsten Kritiker zuweilen dem Geschmack des Publikums ihre Konzessionen machen. Wie anders wäre sonst eine Leistung [?] zu erklären wie etwa die folgende: »Fräulein X. hat eine anständige Frau zu spielen; warum tut sie das wirklich? Ihrem Kontrakt nach ist sie ja nur verpflichtet, Rollen zu spielen, die ihrer Individualität entsprechen.« – Dieses eines jener Beispiele, an denen die Grenzüberschreitung deutlich nachzuweisen ist. Der Kritiker durfte nämlich sagen: Fräulein X. spielt diese Rolle nicht gut; er durfte sagen, sie gehört nicht in ihr Rollenfach. Keineswegs aber, einer flotten Wendung zuliebe, darf er plötzlich den Lebenswandel der Künstlerin, der so weit mit ihrer Kunst gar nicht zusammenhängt, in sein kritisches Referat einbeziehen. Es gibt kaum etwas, das so klar und einleuchtend wäre, wie diese Forderung, welche an den Theaterkritiker zu stellen ist, und ich glaube, keine ist leichter zu erfüllen. Gleichfalls in das Privatleben des Künstlers greift die Eigennützlichkeit des Kritikers ein, mit welcher er zuweilen das Pseudonym eines Künstlers aufdeckt, und sich vielleicht vermißt zu dekretieren, daß Herr X., welcher für gewöhnlich Herr Z. heißt, besser bei seinem Jus bleiben sollte, als Operetten zu schreiben. Auch hier ist die Grenzüberschreitung leicht nachzuweisen. Gewiß darf der Kritiker Herrn X. das musikalische Talent absprechen, er darf aber ebenso wenig der Öffentlichkeit gegenüber wissen, daß Herr X. eigentlich Herr Z. sei, als er ihm den Ratschlag geben darf, zu seinem früheren Beruf zurückzukehren. Daß ein Theaterreferent die Bemerkung wagen darf, Fräulein N. N. sei für jene Rolle nicht hübsch genug oder ihre

Toilette mißfalle ihm, das ist zweifelbar. Keineswegs aber darf er Vermutungen über ihre Toilettengeheimnisse und Vorschläge zu Verbesserungen derselben in eine kritische Würdigung ihrer Leistung einflechten, wie dies neulich einmal in Wien geschehen ist. Man sieht bereits, wo überhaupt Grenzen festzustellen sind und daß es die Tageskritik insbesondere ist, welche sich zuweilen Überschreitungen derselben zuschulden kommen läßt, die sie besser unterließe. Diese Überschreitung tritt in jedem Falle ein, wo der Kritiker vom sachlichen aufs persönliche Gebiet übergeht, und man wird zugeben, daß für die Einhaltung der Grenzen nichts anderes notwendig ist, als die Kenntnis der primitivsten Anstandsbegriffe und die Überwindung, dem Ernst der Sache ein freches oder witziges Wort zu opfern. Daß es vielleicht Künstler und ganz gewiß Künstlerinnen gibt, denen die oben angedeutete Art von persönlicher Kritik, welche leichte Hinweise auf Privatverhältnisse nicht verschmäht, nicht einmal unwillkommen sind, das gehört nicht hierher, wo nur ein allgemeiner Standpunkt festgestellt werden sollte; und da muß man den einen Satz ein für allemal gelten lassen, und jeder Künstler stelle sich unter seinem Schutz: Sein Werk nur liefert der Künstler der Öffentlichkeit aus, nicht sich selbst. *[um 1880]*

Gespräch zwischen einem Jungen und einem alten Kritiker

DER JUNGE *Stürzt mit dem Ausdruck der lebhaftesten Begeisterung in die Redaktion und setzt sich nach flüchtigem Gruß an den Schreibtisch.*

DER ALTE *ihm gegenüber, betrachtet ihn mißtrauisch; er sieht von seiner Arbeit auf, und nach einigem Zögern fragt er ihn* Nun, was gibt's denn?

DER JUNGE O Herr Martens, Herr Martens!
schreibt weiter

DER ALTE *noch mißtrauischer* Nun, wie war es denn?

DER JUNGE Es war herrlich! Lucius ist doch der Größte, den wir haben! Er wächst von Werk zu Werk. Es war ein Bombenerfolg.

DER ALTE Na Sie, hören Sie – wollen Sie das am Ende schreiben?

DER JUNGE Selbstverständlich!

DER ALTE Selbstverständlich? Sind Sie mit ihm befreundet?

DER JUNGE Ich kenn' ihn gar nicht.

DER ALTE Wollen Sie seine Tochter heiraten?

DER JUNGE Ich bin ja verlobt.

DER ALTE Ja, warum wollen Sie denn das also schreiben?

DER JUNGE Nun, ganz einfach, weil es wahr und weil es meine Meinung ist.

DER ALTE O hohohoho!

DER JUNGE Ja, ich versteh' Sie wirklich nicht, Herr Martens! Sie machen wieder einmal Witze.

DER ALTE Fällt mir gar nicht ein.

DER JUNGE Sie wollen sich schlechter machen, als Sie sind.

DER ALTE Habe keine Ursache.

DER JUNGE *versucht zu schreiben* Sie haben mich wahrhaftig ganz aus dem Kontext gebracht.

DER ALTE Sie werden schon wieder ins Geleise kommen. Gewiß. Wenn es wirklich eine so große Sache war, wenn Herr Lucius wirklich den Shakespeare endgültig totgemacht hat . . .

DER JUNGE Wer sagt das?

DER ALTE Sie, mein Lieber.

DER JUNGE Ich . . . ich hätte gesagt –?

DER ALTE Auf den Wortlaut kommt es nicht an. Es kommt auf den Eindruck an, den die Worte machen, die man spricht. Na, und als Sie da wie ein Irrsinniger hereingestürmt kamen, von Bombenerfolg, großem Dichter und allerlei Herrlichkeit faselten – na, da hatt' ich eben den Eindruck: Shakespeare ist ein [überwundener] Standpunkt. Sie können sich drauf verlassen: wenn Sie so schreiben, wie Sie eben gesprochen haben, wird jeder unbefangene Leser den Eindruck haben, daß Sie Shakespeare und Sophokles für alte Trottel halten. Von Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer gar nicht zu reden.

DER JUNGE Aber ich habe doch nicht im entferntesten behauptet, daß Herr Lucius mit Shakespeare, Kleist, Grillparzer nur zu vergleichen ist!

DER ALTE Ja, das sagen Sie jetzt, sagen Sie mir unter vier Augen. Warum schreiben Sie denn das nicht, – he, Sie, der immer nur die Wahrheit schreibt – Sie Ehrenmann! Sie werden mir lang einreden, daß Sie gestern nicht bei Herrn Lucius zum Essen eingeladen waren!

DER JUNGE Herr!

DER ALTE Nun ja, warum haben Sie die Absicht, so wesentliche Dinge zu verschweigen? Warum sagen Sie es insgeheim, daß

Lucius kein Schiller, kein Grillparzer, ja nicht einmal ein Mathäus von Collin[29] ist.

DER JUNGE Ich kenne Herrn von Collin nicht.

DER ALTE So? Sie kennen Herrn von Collin nicht? Soll ich Ihnen sagen, wer Collin war? Ein Dichter – ein großer Dichter! Der Dichter des *Regulus*, – ein Dichter ersten Ranges. Jedenfalls im kleinen Finger mehr als Ihr Herr Lucius.

DER JUNGE Ja, ich bitte Sie, Sie haben ja das heutige Stück von Lucius nicht gesehen, – wie können Sie über ihn urteilen?

DER ALTE Haben Sie den *Regulus* gesehen?

DER JUNGE Nein allerdings . . .

DER ALTE So wären wir wohl quitt, denk' ich. Obzwar ich glaube, daß man von Collin noch reden wird zu einer Zeit, wo nach Ihrem Herrn Lucius kein Hahn mehr kräht. Aber schreiben Sie nur das Gegenteil! Schreiben Sie nur: Collin war ein [talentloses Schreiberlein] und Herr Lucius ist der neue Shakespeare. Aber ich möchte dann nicht in Ihrer Haut stecken und hören, was man morgen über Ihre Besprechung sagt. Nicht jeder kennt Sie so gut wie ich, mein junger Freund, nicht jeder ist überzeugt . . . Schreiben Sie übrigens, was Sie wollen.

DER JUNGE Sie glauben, man könnte mir Motive unterschieben?

DER ALTE Glauben ist gut! Wenn man es den Leuten so leicht macht, darf man sich nicht wundern. Mein Lieber, wenn man über mittlere Talente in einem Ton schreibt wie über Genies, wenn dieses mittlere Talent überdies ein liebenswürdiger, gastfreier, reicher Herr ist, der eine heiratsfähige Tochter hat, und wenn man selber ein armer Schlucker ist, der hundert Gulden Gage hat und davon überdies eine alte Mutter ernähren soll . . .

DER JUNGE Meine Mutter hat eine Pension.

DER ALTE Ah, schreiben Sie übrigens, was Sie wollen.

DER JUNGE Sie halten es wirklich für möglich, daß auf mich der Verdacht fallen könnte . . .?

DER ALTE Ich kann ja den Leuten sagen, daß ich für meinen Teil nicht daran glaube.

DER JUNGE Wenn ich die Bemerkung einschöbe . . . freilich, ein Shakespeare, ein Grillparzer, ein Collin ist Herr Lucius nicht?

DER ALTE Man tut immer besser, bei der Wahrheit zu bleiben. Aber bitte, schreiben Sie nur, ich will Sie nicht stören.

DER JUNGE Ich weiß nicht mehr, wie ich beginnen soll.

DER ALTE Ich diktiere Ihnen den Anfang. »Heute abend wurde das herrliche Drama des Herrn . . .«

DER JUNGE Es war kein Drama – es waren drei Stücke, Einakter.

DER ALTE Einakter?

DER JUNGE Ja.

DER ALTE So? Also mit dergleichen Sächelchen gibt sich Herr Lucius jetzt ab. Hm . . . Nippes . . . arbeitet sich wohl bequemer . . .

DER JUNGE Schließlich kann doch auch ein Einakter ein Kunstwerk sein.

DER ALTE Gewiß. Auch ein geschnitztes Lineal kann ein Kunstwerk sein. Aber Sie werden es doch nicht mit dem *Moses* von Michelangelo vergleichen? – Es bleibt also mein gutes Recht, wenn ich an den *Moses* von Michelangelo und an den *Faust* von Goethe denke, ein geschnitztes Lineal und die Einakter des Herrn Lucius »Sächelchen« zu nennen. Oder beleidige ich damit Ihren Herrn Lucius? Schließlich kann ja auch innerhalb eines Einakters die Weltanschauung des Verfassers zutage treten.

DER JUNGE Natürlich.

DER ALTE Nur wird es notwendig sein, etwas über die Art dieser Weltanschauung zu reden. Denn wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meinung sagen will: das ganze Gerede von der Weltanschauung ist einfach ein Schwindel. Entweder ist man heiter oder traurig – entweder glaubt man an eine Unsterblichkeit der Seele oder nicht – entweder hält man die Menschen für verbesserungsfähig oder man hält sie für eine Bande von Idioten und Schurken, – weder zu der einen noch zu der anderen Anschauung gehört meiner Ansicht nach besonders viel Philosophie. Und ich meinerseits würde mir auch von dem, was Sie die Weltanschauung des Herrn Lucius nennen, keineswegs imponieren lassen.

DER JUNGE Aber ich habe ja gar nicht behauptet, daß in den Sächelchen des Herrn Lucius eine Weltanschauung zutage tritt.

DER ALTE So? . . . Nach Ihrem enthusiastischen Lallen beim Eintritt in dieses Lokal habe ich allerdings verzeihlicherweise den Eindruck gewinnen müssen, daß es diesmal endlich gelungen ist, die Weltanschauung des Herrn Lucius zu eruieren, von der er in seinen bisherigen Werken mit einer sonderbaren Be-

harrlichkeit nicht das geringste hat merken lassen. Oder wissen Sie etwas von ihr?

DER JUNGE Weltanschauung? . . . Aber Sie sagten ja selbst, Herr Martens, es gehöre nicht viel Philosophie dazu.

DER ALTE Wahrhaftig, es gehört nicht viel dazu! Aber auch dieses Wenige scheint Herr Lucius nicht zu besitzen. Auch dieser Mangel gehörte zu den zahlreichen andern, über die Sie sich in Ihrer Kritik gründlich auszuschweigen gedenken. Für die Leser unserer morgigen Nummer wird nur mehr die Frage zu entscheiden sein: Spinoza oder Lucius?

DER JUNGE Aber was kann denn ich dafür?

DER ALTE Was Sie dafür können? . . . Wer denn ist dafür verantwortlich? Etwa unser Herausgeber – oder ich – oder Herr Lucius selbst, dem es gewiß nicht beifällt, seinen Nichtigkeiten den Wert von philosophischen Offenbarungen beizulegen und der sich nicht wenig wundern wird, daß er gerade diesmal, wo er von seinen lächerlichen Versuchen auf dem Gebiet des höheren Dramas zu den feuilletonistischen Plaudereien umkehrt, – daß er gerade jetzt als großer Dichter ausgerufen wird!

DER JUNGE Aber . . . meiner Ansicht nach sind diese Versuche durchaus nicht mißglückt, und ich glaube verpflichtet zu sein, das bei dieser Gelegenheit zu erwähnen.

DER ALTE Was – Sie sind verpflichtet? Haben Sie die Absicht, heute abend eine Literaturgeschichte zu schreiben – oder eine Theaterkritik? Was interessieren denn Ihre Leser, die morgen sich bei den Albernheiten Ihres geliebten Lucius amüsieren wollen, seine anderen Stücke? Sie sind Theaterkritiker, mein Lieber, Sie haben sich um das zu kümmern, was Sie heute sahen, und um den Eindruck, den es auf Sie und das Publikum gemacht hat.

DER JUNGE Auf das Publikum hat's einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Es war ein Bombenerfolg. Nach jedem Stück wurde Lucius hervorgejubelt.

DER ALTE So? . . . Na, das stimmt ja zu der ganzen Sache, das stimmt mir zu dem Bild, das ich mir von Herrn Lucius gemacht habe.

DER JUNGE Inwiefern?

DER ALTE Es trifft den Geschmack der Vielen, der Vielzuvielen – des Premièrenpöbels.

DER JUNGE Aber das ist doch keineswegs der Fall.

DER ALTE Sie sagen doch eben, daß es ein Jubel war . . .?

DER JUNGE Ja.

DER ALTE Nun, haben Sie nicht selbst neulich anläßlich der Posse von Horst und Stein gefunden, daß sie dem Geschmack des Premièrenpöbels entsprach? Und heute, weil es sich um Herrn Lucius handelt, stellt der Pöbel die Erlesensten der Nation vor? Neulich waren es Trotteln, Cretins – heute sind es Philosophen? Neulich hatten die Leute unrecht – heute haben sie recht?

DER JUNGE Zuweilen trifft der Geschmack des Publikums auch das Richtige.

DER ALTE Zweifellos. Nur möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß die Stunde nach der Première etwas zu früh ist, um danach zu urteilen, und daß Sie wahrscheinlich nicht der Mann sind, es schon heute zu entscheiden.

DER JUNGE Von diesem Standpunkt bliebe mir nichts anderes übrig, als die Feder hinzulegen.

DER ALTE Das seh' ich nicht ein. Es bleibt Ihnen noch etwas anderes übrig. Die reine Wahrheit zu schreiben.

DER JUNGE Ich weiß ja gar nicht mehr, was die Wahrheit ist – ich bin völlig verwirrt.

DER ALTE Sammeln Sie sich. Notieren Sie in Kürze den Inhalt der Stücke, ich will indes für Sie die Einleitung besorgen.

DER JUNGE O, Sie sind zu gütig.

Beide schreiben. Nach fünf Minuten übergibt der Alte dem Jungen das Manuskript.

DER JUNGE *liest* »Heute war es uns vergönnt, das Neueste zu genießen, was uns die bescheidene Muse des Herrn Lucius beschert hat. Wieder waren es einige zierliche Sächelchen, für die das Talent des Dichters eben ausreicht, und wieder fanden sie den Beifall, auf den eine gewisse Art von reinlichem Kunsthandwerk stets bei einem Publikum rechnen darf, das seine Zustimmung regelmäßig jenen Werken versagt, in denen irgend etwas wie eine Weltanschauung zutage tritt. Herr Lucius und seine Zuhörer sind einander wert. Wie sich das Publikum der nächsten Vorstellungen zu den graziösen Nichtigkeiten des Herrn Lucius verhalten wird, bleibt abzuwarten. Am heutigen Abend wurde er von seinen Freunden ein Dutzend Mal hervorgerufen. Wir denken, ein halbes Dutzend Vorstellungen sind Herrn Lucius ebenso sicher wie eine Unsterblichkeit von zehn Jahren.«

DER ALTE Haben Sie etwas dagegen einzuwenden? Steht in dieser Kritik ein unwahres Wort?

DER JUNGE Nein, gewiß nicht. Immerhin ... die Stelle mit den Freunden ...

DER ALTE Nun, glauben Sie, daß es seine Feinde waren, die ihn hervorgejubelt haben?

DER JUNGE Nun, und der Schluß ... was tun wir, wenn das Stück öfter als sechs Mal geht? Und wenn Herrn Lucius' Unsterblichkeit länger währt als zehn Jahre?

DER ALTE Was wir da tun? O Sie Kindskopf! Wer denkt in acht Tagen noch an unsere Kritik?

DER JUNGE Ja, Sie treiben mich von einer Verwunderung in die andere! Warum dann alles? Weshalb ließen Sie mich nicht ruhig gewähren? Weshalb dieser Ton, dieser hämische, verkleinernde, da wir nicht das geringste damit erreichen, wie Sie selbst sagen – höchstens, daß sich Herr Lucius eine Viertelstunde ärgert.

DER ALTE Mein Lieber, nichts anderes – Sie haben vollkommen recht. Aber da dies unsere ganze Macht ist, – warum sollen wir sie nicht zeigen, wann immer sich die Gelegenheit bietet?

[um 1902]

Dichter führen bekanntlich ein gesegnetes Dasein. Sie erwerben Millionen, bauen sich Schlösser oder wenigstens Villen, gehen in die Unsterblichkeit ein, hören auf der Straße ihren Namen hinter sich flüstern, werden interviewt, haben das Recht, Rundfragen zu beantworten und die Marken zu sammeln, die ihnen von unvorsichtigen Autographensammlern als Retourporto eingesandt werden. Für all das müssen sie sich eigentlich nur eine ernstere Unannehmlichkeit gefallen lassen: Kritik. Allerdings nicht nur die der vernünftigen Leute, sondern auch die der Dummköpfe. Nicht nur die von Leuten, die Deutsch schreiben können, sondern auch die von Analphabeten. Nicht nur die von Erfahrenen, sondern auch die von grünen Jungen. Nicht nur von Wohlwollenden, sondern auch von Neidern. Nicht nur von Ehrlichen, sondern auch von Fälschern. Und sie lassen es sich natürlich auch meistens gefallen, weil das Erwidern zeitraubend, aussichtslos und übel vermerkt ist. Ganz stille halten sie, wenn sie verleumdet werden, ob nun aus Rassenhaß, Parteipolitik oder aus purer Lust an der Sache. Sie mucken nicht auf, wenn bei jedem neuen Werk, mit dem sie vor die Menge treten, alle vorhergehenden als nicht vor-

handen betrachtet werden. Sie lassen sich Reminiszenzen nachweisen an Autoren, die sie nicht kennen. Sie lassen sich Spekulanten heißen, wenn ihnen ein Aktschluß gelingt, lassen sich das eine Mal abtun, weil sie erbärmlich genug sind, dem Publikum zu gefallen, und das nächste Mal wieder, weil das Publikum keinen Gefallen an ihnen findet. Sie lächeln, wenn sie erfahren, daß ihnen, wenn sie etwa Juden sind, die Seele eines christlichen Greißlers zu ergründen versagt ist, und gebrandmarkt schleichen sie durch die Menge, wenn sie durch verräterische Mitteilungen über den Verkehr von Mann und Weib Pornographen geworden sind. Sie tragen den Makel, gefällige Plauderer zu heißen, wenn sie zufällig einmal amüsieren; sie lassen sich's ruhig vorwerfen, daß ihnen allzu billiger Ruhm genügt und hören morgen ebenso ruhig an, daß sie nach allzu hohen Kränzen langen; sie lassen sich ins Gesicht fahren von schmutzigen Händen, die ihnen eine Maske herunterreißen wollen, sei es von Shakespeare oder von Ibsen, irgendeine Maske, die sie nie getragen. Ohne mit der Wimper zu zucken, lesen sie den Bericht eines Gesinnungstüchtigen über ihr Werk, der genau das Gegenteil von dem enthält, was der Gesinnungstüchtige ihnen tags vorher über dasselbe Werk geschrieben oder gesagt hat; mit gleicher Resignation lauschen sie den Ausbrüchen verlogener Entrüstung wie denen der versteckten Schadenfreude und lachen nicht einmal auf, wenn irgendein fremder Herr, der von ihrer Seele geradesoviel weiß wie von der eines Fidschiinsulaners, ihnen wohlgemeinte Ratschläge gibt, was sie eigentlich zu dichten haben, wenn sie seinen Beifall finden wollen. Sie haben zuweilen gefürchtet, daß sie ein mißlungenes Werk in die Welt geschickt, aber sie erfahren bald, daß sie eine Schurkerei begangen. Sie haben geglaubt, eine Geschichte zu erzählen von Menschen, denen irgendwas begegnet ist und hören bald, daß sie irgendeine Tendenz ausdrücken wollten, was ihnen natürlich schmählich mißlungen. Sie versuchen – wie manche andre Leute –, sich von dem, was sie leisten, eine auskömmliche Existenz zu sichern – und sie werden bald als habgierige Wucherer entlarvt. Bei jedem neuen Werk, das sie in die Welt entlassen, hoffen sie aufs neue, daß sie nun endlich vor den albernsten Mißverständnissen und den böswilligsten Verleumdungen gefeit sind. Sie werden immer wieder enttäuscht. Sie wissen in der Tiefe ihrer Seele, daß es kein halbes Dutzend gewerbsmäßiger Kritiker in deutschen Landen gibt, die Neigung und Fähigkeit zugleich besitzen, eine künstlerische Erscheinung in ihrer Totalität zu er-

kennen. Sie wissen es und haben sich damit abgefunden. Aber nun kommt das Sonderbare. Irgendeinmal, vielleicht gerade einer vollkommenen Nichtigkeit oder Läpperei gegenüber, verlieren sie ihre Geduld und schreien ihren Ekel in die Luft.

1907 oder 1908

Jedesmal von neuem erlebt man dasselbe.

Man hat bisher nichts erwidert – aus der Empfindung heraus, der andre behält doch das letzte Wort.

Man freut sich, daß man es nicht getan . . . Man hat in Ruhe weitergearbeitet.

Immer ist man erstaunt über Leichtfertigkeit, Verstocktheit und Lüge.

Immer wieder wird man irre. Nicht nur überlegt man etwa, ob etwas mißlungen, sondern ob man nicht irgendein Verbrechen begangen.

Man besinnt sich, man fühlt, daß man selbst im Fall des Mißlingens kein Schuft gewesen ist.

Man geht der Sache weit nach.

Bin ich empfindlich?

Ist der andre gehässig?

Man fühlt sich genötigt, sowohl die scheinbare Gehässigkeit als die scheinbare Empfindlichkeit aus der Tiefe der Gegensätze, aus dem Wesen von Kunst und Kritik zu erklären.

Sind es wirkliche Gegensätze?

In der Idee gewiß nicht.

Liegt es also nur an den Menschen?

(Gutes und Böses; Positives und Negatives.)

Nein, es gibt negative Kunst und positive Kritik.

Der Kritiker fühlt seine auf den Augenblick beschränkte Wirkung. Je metaphysisch tiefer er seine Nichtigkeit empfindet, umso stärker.

Der Künstler wieder fühlt die Relativität alles Schaffens im Verhältnis zu dem Absoluten, das er intendiert.

Daher des ersteren Gehässigkeit – des andern Verwundbarkeit.

Immer wieder die Täuschung, daß man in irgendeinem Augenblick als Schaffender weniger ist als der Kritisierende.

Aber allgemeine Erwägungen beruhigen nicht.

In jedem Einzelfall erlebt man neue Überraschungen.

Daß die Leute nicht lesen wollen.

Daß sie alles wagen.**

Daß sie jede Unwahrheit auf diesem Gebiete für erlaubt halten.

Und immer wieder, daß man zwischen Heiterkeit und Ekel, zwischen Verachtung und Grimm schwankt, zwischen dem Wunsch, ruhig weiterzugehen und sich um nichts zu kümmern – und der Sehnsucht dreinzuhauen.

Man hat es für klug gehalten zu schweigen und war froh, daß man bisher nicht erwidert hat.

Denn man weiß ja, daß das Werk bleibt und die Urteile verschwinden. Man hat es schon oft erlebt, daß schon nach wenigen Jahren an dem Werk die Schmutzflecken der Kritik nicht mehr zu sehen waren.

Und wenn man einem erwidert hat, fragt man sich: »War ich nur ganz ehrlich?«

Nein. Es bleibt eine halbe Sache.

Man übersetzt Peitschenhiebe in milde Worte.

War es klug?

Auch nicht.

Die Kerle werden toll vor Wut und werden schlimmer fälschen als je.

Hat es mich befreit?

Kaum, denn das nächste Mal geht es von vorne an.

Man hätte besser getan, eine neue Novelle zu schreiben.

Man tut besser dran, man schweigt. *1907 oder 1908*

Schon als Achtzehnjähriger begann ich einen Essay zu schreiben über die *Grenzen der Kritik*, also schon damals, zu einer Zeit, da ich noch keinerlei persönliche Erfahrungen gemacht hatte, fiel mir auf, daß es hier eine Frage zu behandeln gäbe. *1908*

Jeder hat eine vorgefaßte Meinung, denn wer will sich bisher immer geirrt haben?

Anonym herausgegeben, Vorteile und Nachteile. Stadien: innere Auflehnung, Zorn, Ekel, Gleichgültigkeit.

Nicht immer von Empfindlichkeit des Autors und Gehässigkeit des Kritikers reden. Dies sind nur Ausdrucksformen, die Sache liegt tiefer.

Der Autor spürt die Relativität seines Werks, ist sich aber keiner Schurkerei bewußt.

Der Kritiker spürt die Welt in sich und vermag nichts zu schaffen.

Der Kritiker behält in der Polemik immer recht, denn Kritik ist sein letztes Wort.

Der Künstler muß neu schaffen, denn sein letztes Wort heißt Arbeit.

Die beste Erwiderung ist ein neues Werk.

Nur ist die Erwiderung auf dieses Werk wieder Kritik. *1908*

Das komische ist, wie diesen Herren alles zu geringfügig ist. Jede Welt zu klein, jedes Problem zu nichtig.

– als ständen sie im Leben und auf der höchsten Warte.

– als beschäftigten sie sich stets mit Politik, sozialen Fragen. *1908*

Verrohung der Kritik – darum handelt es sich gar nicht. Seid roh, aber seid wahr! Mit anderen wäre abzurechnen: mit den Neidischen und mit den Lügnern. Und über diese ist hier einiges zu sagen.

Aus welchen Gründen wendet man sich irgendeinem Berufe zu? Aus Neigung oder aus Zwang, das heißt, aus äußerer oder aus innerer Notwendigkeit.

Welche Berufsarten sind im allgemeinen bevorzugt? Diejenigen, welche mit dem möglichst geringen Aufwand von Mühe einen Lebensunterhalt gewähren und zugleich die Möglichkeit in Aussicht stellen, die Ehren eines bekannten oder großen, geachteten oder gefürchteten Namens einzuheimsen.

Der ungeheure Zulauf zur Literatur im allgemeinen erklärt sich daraus, daß dieser Beruf tatsächlich die eben angeführten Vorzüge in sich zu vereinigen scheint. Bleistift und Papier sind immer zur Hand. Während aber die Belletristik im allgemeinen wenigstens die Anforderung an ihre Jünger stellt, einem ersten Einfall oder einer Anregung zu folgen, scheint die Kritik von vornherein weder Talent noch Stimmung zu erfordern; es genügt dem Beflissenen, über irgend etwas, das nun einmal da ist, irgendein Wort auszusprechen, und er ist Kritiker gewesen, wie der andere Dichter war.

Nun denke man sich aber denselben Zustand und die gleiche Meinung auf ein anderes Gebiet der Kunst übertragen. *[1908]*

Kritiker und Rezensenten

Große Kritiker können stets nur Dichter von Rang sein oder Menschen mit dem Blick für Zusammenhänge.

(Goethe, Lessing, Hebbel. – Taine, Brandes.)

Ein Kritiker von Fach ist eine absurde Konstruktion. Ruf können sich Leute dieser Art nie durch Sachlichkeit erwerben, sondern nur durch Witz oder Temperament. Es sind Plauderer, Spaßmacher, Draufkommer. *1908*

Bedürfnis, wieder Ordnung zu machen in der Begriffsverwirrung der Kritik.

Verwechslungen: Kraft, Brutalität – Schwäche, Feinheit
– Kleinheit der Form, Unbedeutendheit
Größe – Bedeutung
Bodenständigkeit *1908*

GRENZEN DER KRITIK

Grenzen der gebotenen
der erlaubten
der möglichen.

Die mögliche: gegeben durch die Individualität des Kritikers.

Auch die Grenzen der gebotenen, resp. erlaubten sind in gewissem Sinn durch die Individualität des Kritikers gegeben; hiervon wird hier abgesehen, da man den verständigen Kritiker von gutem Willen annimmt.

Ola Hansson über Kritik.

Kritik ist nicht Kunst. Ola Hansson versteht sich selbst nicht.

Er rennt offene Türen ein. Oder vielmehr, er stößt angelehnte mit soviel Emphase auf, als wären sie verschlossen gewesen.

Gewiß muß man zum Kritiker geboren sein, aber das macht die Kritik noch nicht zur Kunst.

Das Wesen der neuen Kritik wird Sensibilität sein, sagt Ola Hansson.

Es wird nicht ihr Wesen sein. Die Mäzene des Verständnisses sind nicht die großen Kritiker.

Viele Künstler, die in die Öffentlichkeit treten, werden von einer tiefen Scheu überfallen. Was der Künstler in den Stunden seiner Begeisterung schuf, ist von ihm losgelöst, steht als etwas Freies, von ihm durchaus nicht mehr Abhängiges da. Er hat sich seines Rechtes darüber entäußert, er hat es dem Urteil, dem Beifall, dem Hohn, der Tücke der andern ausgeliefert.

Im Augenblick, wo er selbst für sein Werk eintritt, setzt er es in eine falsche Stellung. Es ist das Wesen eines Kunstwerks, völlig wehrlos zu sein, resp. seine Wehr nur in sich selbst zu tragen.

Mancher erinnert sich mit Zärtlichkeit des Urteils im Kreise der Freunde, mag es noch so herb gewesen sein und ihm auch schon einen Vorschmack von dem gegeben haben, was ihn da draußen erwartet. Es waren doch die bekannten Stimmen, die er hörte. Nun ist er mit einem Mal unter lauter Fremden. Manchmal wird er die Empfindung haben wie einer, der unter Wilde gerät, die seine Sprache nicht verstehen, um ihn herumtanzen, heulen und mit Waffen an ihre Schilde schlagen. Er weiß vielleicht nicht einmal, ob es Frieden oder Feindschaft bedeutet.

Lehren eines Gewiegten an einen jüngern Kritiker:

Ich rede zu dir. Denke es ist ein Werk der Rache, zu dem du berufen bist. Du bist nichts, ein anderer ist etwas. Dir ist es mißglückt, dem andern ist es gelungen.

Bist du keiner von denen, die aus dieser Empfindung Haß und Wut trinken, bleibst du dabei, daß du schreiben willst, um deine Eindrücke wahrheitsgetreu mitzuteilen, nichts zu verschweigen gedenkst, was dir einfällt, nichts wegleugnest, was dir bekannt ist, dann bist du einer, dem die Sache über die Person geht; dann sind diese Worte nicht für dich. Denkst du mehr an die Wirkung des Werks als an die Wirkung deiner Kritik, dann ist dies hier nichts für dich.

Ist etwas durchgefallen, so ist das Verfahren einfach: es war schlecht, darum fiel es durch. Kehre dich nicht daran, daß du bei dem letzten erfolgreichen Stück des Autors seinen Erfolg durch die Minderwertigkeit erklärt hast.

Ist ein unbestreitbarer Erfolg da, so gibt es verschiedene Mittel:

Hinwegleugnen.

Behaupten, gute Freunde haben ihn gemacht.

Gerade diesen Erfolg als Beweis für die Minderwertigkeit des Werkes ausnützen.

(»Ordinärer Geschmack des Publikums.«)

Man verkleinere die Bedeutung des Stücks.

Bei kleinern Stücken erleichtert sich die Sache von selbst: Nippes, Sächelchen, dramatische Kurzatmigkeit des Autors.

Unkontrollierbare und selbst kontrollierbare Fälschung ist ein Mittel, das nicht immer zu entbehren ist, wie auch das Ver-

schweigen von Inhalt, etc., das vielleicht zum Kapitel Lüge gehört.

Hat man einen Autor seinerzeit wegen Begrenzung des Stoffgebiets bemängelt und zeigt sich dasselbe im vorliegenden Werk erweitert, so kann sich der Kritiker gegen diese Frechheit auf verschiedene Weise schützen.

1. Er leugnet die Erweiterung einfach weg. (»Auch diesmal ist Herr X. seinem Thema treu geblieben . . .«)

2. Oder noch besser, er konstatiert, daß dem Autor sein Versuch mißlungen ist. (»Wollen des Autors bleibt hinter seinem Können weit zurück. – Bedauerlich, daß sich der Autor über die Grenzen seines Talents so sehr täuschen konnte . . .«)

Auch hier empfiehlt es sich, streng alles übrige zu vergessen, was der Autor bisher geschrieben hat, – wie das überhaupt die bequemste Art ist, einen Autor herabzusetzen, ohne direkten Widerspruchs gewärtig zu sein.

Gutes Mittel des Verkleinerns unter der Maske des Wohlwollens ist das Loben eines frühern Werks desselben Autors (das man früher auch verrissen haben kann).

Primitives, aber noch immer wirksames Mittel ist das Vergleichen mit Großen und Größten. Wenn man sagt: Freilich, ein Shakespeare ist Herr X. nicht, so liegt hierin nicht nur eine Verweisung auf den gebührenden niedern Platz, sondern zugleich die Voraussetzung, daß Herr X. blödsinnig genug war, sich für einen Shakespeare zu halten.

Und insbesondere wird in diesem Fall der Leser der betreffenden Kritik nie auf den Einfall kommen, daß der Verfasser der Kritik am Ende noch kleiner sein könnte als der Autor. Insbesondere, wenn die Weltanschauung des Autors bemängelt wird, so ist damit schon gegeben, daß der Kritiker, der das Wort gebraucht, ein viel weiterer Geist ist als der Autor, den er bespricht.

Zu den Ratschlägen für Kritiker

Sehr erleichtert wird euch das Geschäft, wenn ihr mit einem Autor zu tun habt, der einmal Gestalten schuf, die dem Publikum im Gedächtnis geblieben sind oder für die er am Ende gar ein gangbares Wort geprägt hat. Es wird euch nicht schwer sein, in allen Gestalten, die nachher kommen, jene früheren wiederzuerkennen, oder wenigstens so zu tun, als erkenntet ihr sie wieder.

Ist die Verschiedenheit aber zwischen jenen neuen und den alten Gestalten zu groß, so vergeßt nicht, auf die vergebliche Mühe hinzuweisen, die der Dichter verwendet hat, um zu täuschen. Damit habt ihr den Autor als eine Art von Betrüger entlarvt, und ihr selbst steht als Schlaumeier da, die sich nicht betrügen lassen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß jeder, der in die Öffentlichkeit tritt, sich damit zugleich einer rückhaltlosen Betrachtung und Besprechung seiner Person aussetzt. Also nur der Privatmann sollte in Ruhe seine kleinen Sünden begehen können?

Wie oft schleichen sich Entstellungen dort ein, wo man sich bemüht, persönliche Beziehungen zwischen einem Werk und seinem Autor, zwischen einer Rolle und ihrer Darstellerin zu finden.

Eine kleine Erbärmlichkeit, die erst vor kurzem in Wien vorgefallen, wo ein ziemlich angesehener Kritiker eine Bemerkung über die Toilette einer Dame machte, die man auch in geschlossenen Kreisen nur vorbringt, wenn man etwas geistlos oder etwas betrunken ist.

Es ist ganz üblich, daß insbesondere in Kritiken über Theateraufführungen einem seichten Witz zuliebe persönliche Bemerkungen gewagt werden. Auch bessere Köpfe scheinen sich dieser Versuchung nicht entziehen zu können. Wir haben erst vor kurzem in der Kritik eines vorzüglichen deutschen Stilisten eine Bemerkung gelesen, die sich auf den Lebenswandel einer Dame bezog, deren künstlerische Leistung zu kritisieren war, nichts weiter.

Wohin soll das führen? Freilich könnte man sagen: Ebenso wie man es zu den erlaubten kritischen Bemerkungen zählen muß, wenn geschrieben wird: »Dieser denkende Künstler, der sein ganzes Leben nur dem Studium seiner Kunst gewidmet hat und fern vom Getriebe der Welt lebt, hat eine ausgezeichnete Leistung geboten«, ebenso müßte man sagen können: »Fräulein Soundso kann eine keusche Jungfrau, welche ihrem Naturell so fern liegt, nicht spielen.« Ist dies richtig?

Irrtümer der Kritik

Sie haben einen Gegensatz aufgestellt zwischen der großen und der sogenannten Kleinkunst. Lieder von Heine und der *Zer-*

brochene Krug sind Kleinkunst, das *Weiße Rössel* und der *Herr von Abadessa* große Kunst.

Dann reden sie von Kraft und Weltanschauung, wenn es sich um die sogenannte soziale Frage handelt, und reden von Schwächlichkeit und Beschränkung, wenn die ewigen Fragen des Todes und der Liebe behandelt werden. Konklusion: Der *Letzte Knopf* ist ein starkes Stück, die *Jüdin von Toledo, Romeo und Julia* sind schwächliche Stücke.

Es gibt nicht nur eine objektive, sondern auch eine objektiv-anonyme Kritik; nicht nur eine solche, die sich nicht nennt, sondern eine solche, die denjenigen nicht nennt, den sie beschimpft. Sie spricht so von ihm, daß jeder mit Fingern auf ihn weisen könnte, aber nennt seinen Namen nicht. Wollte er sich wehren, so kann der Kritiker höhnisch rufen: »Ei, du fühlst dich getroffen? So mußt du's wohl sein! Aber nicht ich habe dich genannt, sondern du dich selbst. Ich habe vielleicht gar nicht an dich gedacht.«

Vorteile dieser objektiv-anonymen Kritik: Erstens: in abstracto läßt sich allerhand erweisen, was sich in einem konkreten Falle nicht so leicht oder gar nicht durchführen ließe.

Zweitens: ein ordnungsgemäßer Beweis ist nicht einmal notwendig, da sich niemand melden kann, um zu widerlegen.

Gründe für diese Art der objektiv-anonymen Kritik: Oberflächlichkeit, Feigheit und Zorn.

Grenzen der Kritik[24]

Auch die Kritik hat ihre Grenzen. Wie oft schon wurden solche für die Kunst diktiert!

Die Kritik trägt ihre Grenzen teilweise in sich.

Diese Grenzen begründet im Kulturstandpunkt und Vorurteilen der Nation und in der Persönlichkeit des Kritikers.

Darf man alles sagen, was wahr, einfach weil es wahr ist?

Geschichte der Grenzüberschreitungen wäre zu schreiben.

Natürliche Grenze. Ewige Grenze. Die Fremdheit zwischen dem Schaffenden und dem, der das Geschaffene in sich aufnimmt.

Scheu mancher Leute, die in die Öffentlichkeit treten, plötzliches Ausgeliefertsein.

Ist es möglich, daß sich die Kritik nur auf das Werk bezieht, nicht auf die Person?

Tiefer Zusammenhang mancher Schöpfungen mit ihrem Schöpfer; Anschauungen, Charakter, vielleicht sogar Lebenswandel des Autors werden unwillkürlich mit dem Werk zugleich kritisiert, ohne jede Absicht.

Eine Geschichte der Grenzüberschreitungen der Kritik wäre ein Stück Kulturgeschichte, vielleicht auch eine Philosophie oder eine Kritik der Kritik.

Kritik üben, ist der Versuch, mit Hilfe seiner eigenen Individualität und Erfahrung über die Äußerungen und Leistungen anderer Menschen ein Urteil auszusprechen.

Woher erwächst das Recht zu diesem Urteil? Aus der Fähigkeit des betreffenden Kritikers.

Kann es ein solches Recht, kann es eine solche Fähigkeit geben?

Was wissen wir denn überhaupt von den andern?

Dieser Gedanke ist a priori auszuschalten. Man hat sich darüber geeinigt, daß die Menschen einander im großen und ganzen verstehen.

Wie es Künstler gibt, denen zum Schaffen des Kunstwerks nichts weiter fehlt, als das Finden des richtigen Ausdrucks, so gibt es manchen Kritiker, der seine Kritiken fühlen, aber nicht herausbringen kann.

Künstlernatur ist nicht mit Kunstdilettant zu verwechseln, wie Kritikernatur nicht mit Kritikdilettant.

Der kritische Dilettant schwerer zu erkennen als der dilettierende Künstler.

Der dilettierende Künstler im ganzen weniger schädlich. Der kritische Dilettant von unheilvollem Einfluß, indem er die Stimmungen des großen Publikums (diejenigen, welche weder etwas können noch etwas verstehen) verwirrt, falsch leitet und Talente, wenn auch nicht zugrunde richtet, wenigstens durch Beeinflussung der Laune hemmt und schädigt.

Diese Kritiker aus dem Kreis dieser Betrachtung auszuschließen. Dieser Sorte Menschen könnte man den Begriff »Grenze der Kritik« so wenig klar machen, als man einem Idioten, den man innerhalb eines Kreises stellt, beibringen kann, daß er sich nur innerhalb dieser Linie bewegen müsse. Er wird nicht nur planlos innerhalb der Kreislinie hin und her torkeln, er wird auch jeden

Augenblick darüber hinaus wollen, weil er dem Begriff »Grenze« nicht gewachsen ist.

Es wird sich also empfehlen, den Begriff eines Ideal-Kritikers festzustellen und dann sich zu fragen:

1.) ob das Wesen der Kritik die Feststellung von Grenzen überhaupt gestattet,

2.) ob der Idealkritiker veranlaßt werden kann, sich innerhalb dieser Grenzen zu bewegen.

Der Idealkritiker wäre derjenige, dem die Fähigkeit eingeboren ist, ein Kunstwerk so vollkommen zu verstehen, daß er 1.) dessen Schönheit oder Häßlichkeit als Ganzes, und 2.) seine einzelnen Schönheiten und Häßlichkeiten mit absoluter Schärfe zu sehen vermag, und der zugleich die Gabe hat, seine Eindrücke in eine vollkommen klare Sprache zu fassen.

Für den, der niemals mit Entsetzen auf Worte starrte, deren Sinn seinem eigenen Geist entsprungen, und die ihm plötzlich in regungslosen schwarzen Lettern entgegengrinsten –

für den, der nie angstvoll den Tönen lauschte, die unwiederbringlich, uneinholbar seinem eigenen Mund entflossen und in die Menge strömten –

für den, der niemals mit Bestürzung Gestalten, die er selbst erfunden, in unbegreiflicher Wesenheit zwischen gemalten Bäumen und papierenen Wänden herumspazieren sah und sprechen hörte –

für den sind diese Zeilen nicht geschrieben.

Auch nicht für diejenigen, die alles dies erlebt haben, aber ohne Betonung des Grauens.

ZUM WESEN DER KRITIK [II]

Es scheint fürs erste sonderbar, daß Schriftsteller, die durch Einsicht in sich selbst und in ihre Umgebung sich gegen Angriffe unverständiger, parteiischer und gehässiger Kritiker innerlich gefeit fühlen sollten, sich bei solchen Gelegenheiten doch verstimmt, verletzt und zur Erwiderung, wenn nicht gar zur Rache aufgelegt finden.*

Und doch ist diese Reaktion begreiflich. Denn 1. einmal gibt

es auch für den selbstsichersten Autor Augenblicke, in denen er seiner und seines Talents sich nicht völlig gewiß dünkt, 2. steckt auch in den törichtesten und gehässigsten Kritiken oft genug ein Fünkchen Wahrheit und 3. besteht das Charakteristische der Kritik nicht nur darin, daß einer da ist, der sie niedergeschrieben, sondern vielmehr darin, daß viele da sind, die diese Kritik lesen und die, selbst wenn sie zu einer anderen Ansicht prädisponiert waren, sich aus Schwäche, aus Bequemlichkeit, aus Unkenntnis der Tatsachen auf die Seite des Kritikers schlagen.

Und so kommt es, daß in gewissen Augenblicken auch der selbstsichere und unempfindliche Autor sich dagegen auflehnt, daß es jedem Wicht gestattet ist, seine Meinung in jedem beliebigen Ton abzugeben und seine eigene Dummheit, seinen Neid, vielleicht auch die unbewußte Verzweiflung über die eigene Nichtigkeit, wie Worte des Verständnisses und der Überzeugung in die Welt zu rufen. *1904?*

Die Stimme des Kritikers tönt fürs erste ebenso laut wie die Stimme des Kunstwerks, ja, sie erklingt uns unheimlich verstärkt, weil uns seltsamerweise die Stimmen der vielen Tausende mitzuschwingen scheinen, die die Worte des Kritikers wiederholen und nachplappern. Stellen wir uns jemals unter dem Verfasser einer Kritik irgendeinen stillen Menschen vor, einen unter Millionen, der einfach seine Meinung hinsetzt, als eine unmaßgebliche, die er ja ebenso gut für sich behalten könnte und von niemandem geteilt werden müßte? Nein. *Unser* Kritiker, dessen Meinung gedruckt wird, und wäre es auch in dem letzten Winkelblatt einer Provinzstadt, posiert irgendwie und gilt uns auch oft als der beglaubigte und erwählte Wortführer von vielen. Und daher kommt es, daß auch der selbstbewußteste Autor dem jämmerlichsten Rezensenten gegenüber in dem Augenblick, da ihm dessen Worte gedruckt entgegenstarren, ein Gefühl der Unterlegenheit nicht völlig abzuwehren vermag. Er steht in jedem Fall einer Majorität gegenüber. Der Kritiker ist für eine kurze Weile in der Übermacht, denn hinter ihm stehen in geschlossener Phalanx, wenn auch zur Verräterei bereit, alle seine Leser.* *1904?*

Negierende Talente.

Sie versuchen zu schaffen, kommen auch in die Nähe, gehen an der Grenze spazieren.

Sie vermögen sogar zu loben.

Ihr Tiefstes aber ist Fehler ausstreichen, vernichten, Stimmung verderben, Böses tun. Ein Winkel ihrer Seele, von dem aus alles, auch ihre eigene Existenz, vergiftet wird. *12.5.1911*

Es ist ein Buch, das gar nicht genug gelobt werden kann.

Soll ich anmerken, daß ich da oder dort einen Fehler finde, um damit meinen kritischen Befähigungsnachweis zu erbringen? Ja, es gibt auch in diesem Buche Stellen, die mir weniger gefallen, wie es solche in jedem größeren Werk gibt. Soll ich sie besonders betonen, weil der Autor noch am Leben ist? Hinzuweisen habe ich auf das Gute und Schöne. Die Fehler spürt ihr schon selbst heraus oder man stößt euch mit der Nase drauf. Am Schönen aber geht ihr vorüber. Auch ihr, die ihr nicht bösen Willens seid.

7.10.1911

Eine ganze Epoche für unfruchtbar erklären, weil man zur Einsicht kam, daß man selbst keiner schöpferischen Leistung fähig ist, das ist Rezensentenlogik. *1911*

Angeborenes oder erworbenes Urteilsvermögen prädestiniert noch lange nicht zum Beruf des Kritikers. Es gehören noch andere Eigenschaften dazu, die weitaus seltener sind: Gerechtigkeit, Neidlosigkeit, Übersicht. *Mai 1916*

Die Daheimgebliebenen

Die größten Triumphe feiert in dieser großen Zeit die Verlogenheit der Daheimgebliebenen und unter diesen, wie selbstverständlich, die der Theaterrezensenten. Für sie war der Weltkrieg eben gut genug, um ein neues unrichtiges Maß zu finden. Und sie entrüsten sich ebenso ehrlich über ein Produkt, das sie an den Weltkrieg zu erinnern wagt, wie über eines, das vom Weltkrieg zu abstrahieren scheint. Jedenfalls gebärden sie sich immer wieder als diejenigen Leute, denen nichts mehr am Herzen liegt, als das Wohl des Staates und, ganz insbesondere, Sittlichkeit. Daß die Sittlichkeit immer wieder ungefähr mit der Unterdrückung des Geschlechtstriebes identifiziert wird, ist eine alte Angewohnheit der Deutschen, und man wüßte nicht, warum gerade der Theaterkritiker sich von dieser Angewohnheit frei machen sollte, umso weniger als er ja diesen Standpunkt gegen die Autoren auszu-

nützen in der Lage ist. Der Theaterkritiker weiß auch nichts davon, daß gerade das, was *er* Sittlichkeit nennt, noch niemals so tief gesunken war, wie in diesem Kriege. Es ist ihm unbekannt, daß der Ehebruch sowohl unter den im Felde stehenden Männern, als unter den daheimgebliebenen Frauen ein außerordentlich häufiges Vorkommnis ist; er weiß nichts davon, daß wegen der ungeheueren Ausbreitung der Syphilis eine ganze Reihe von Spitälern im Hinterlande hat errichtet werden müssen. Er gebärdet sich immer wieder so, als wenn die Frauen daheim ausschließlich weinen und die Männer draußen keiner anderen Versuchung unterliegen würden, als zu töten und getötet zu werden.

Und immer wieder tut der Theaterkritiker – womit er uns schon in Friedenszeiten angeödet und angeekelt hat –, als wäre er sein Leben lang von allen Anfechtungen frei geblieben und hätte jenen ihm von Gott eingepflanzten Trieb ausschließlich zu Fortpflanzungszwecken – und selbstverständlich nur zu legitimen – betätigt. Er selber beschäftigt sich ausschließlich mit philosophischen, politischen und sozialen Problemen. Er erfährt immer nur aus diesen vertrackten Theaterstücken, daß es so etwas wie Liebesverhältnisse und Ehebrüche gibt, und macht immer wieder die Entdeckung, daß der Autor nicht etwa irgendeine Situation gestaltet oder zum mindesten dramatisch darzustellen versucht hat, sondern daß der Autor mit dem, was er schildert, irgendein Beispiel zu geben, also zu dem, was der Theaterkritiker Sünde oder Unsittlichkeit nennt, anzureizen und zu verführen trachtet. Aber noch mehr als das. Obwohl ihn die Erfahrung lehrt, daß das Publikum die von ihm verurteilten Stücke mit dem zahlreichsten Besuche auszeichnet, ruft er mit Entrüstung aus, daß das Publikum von diesen Sachen nichts wissen und sehen wolle (insbesondere in dieser großen Zeit), und obwohl ihn die Erfahrung weiter lehrt, daß sein verlogenes Geschwätz so wenig auf die Entwicklung der Literatur, als auf den Lauf der Welt den geringsten Einfluß hat, schwätzt und lügt er weiter. *[1914–1918]*

Aus irgendeinem Grund hat eine gewisse Art von Kritik es richtig gefunden, die Entwicklung unserer Kultur, insbesondere bei Betrachtung von Dramen, als nicht vorhanden anzusehen. Sie ist noch immer dabei, den sogenannten Kraftmenschen als den geborenen Helden anzubeten und die vielfältigen, die komplizierten Individuen als eine verächtlichere Sorte zu betrachten.

Was ich von den Rezensenten verlange:

Sie mögen nicht übersehen, was in den Werken steht,

nicht Dinge sehen, die nicht in den Werken stehen,

daß sie den Autor nicht [dafür] verantwortlich machen, was eine von ihm geschaffene Gestalt behauptet, besonders dann nicht, wenn eine andere das genaue Gegenteil davon sagt.

Für den Kritiker

Der Umstand, daß ein Werk Erfolg hatte, läßt sich in verschiedener Weise ausnützen:

1. zur Beschimpfung des erfolgreichen Werkes,
2. zu der des Publikums,
3. zu der anderer Werke desselben Autors,
4. zu der anderer Autoren.

Die Position des Kritikers ist also einem erfolgreichen Werke gegenüber noch ergiebiger als einem erfolglosen.

Berufskrankheit der Kritiker: Akkomodationskrämpfe. Sie können ihr geistiges Auge nur auf eine gewisse Entfernung einstellen. In der Nähe sehen sie nicht deutlich. Tot sein, entfernt sein, rassenfremd sein, all das wird für ihre Augen, wenn nicht ein Vorzug, so doch ein Milderungsgrund; die Gegensätze davon: auf der Welt sein, Nähe, Rassengleichheit (für den Juden) – Mängel oder erschwerende Umstände. Dies letztere gilt ganz besonders für den jüdischen Kritiker, der hier in seinem Beruf die einer mindern Sorte der Juden anhaftende, geschichtlich begründete Eigenschaft, das Anschlußsuchen und Unterkriechen, in seiner Weise zu betätigen nicht unterlassen kann.

Es ist ein Fehler, daß die Kritik nicht mit verschiedenem Maße mißt. Denn der Blick für Niveauunterschiede ist selten.

Da nun dieselben Worte für den Dichter und den Schriftsteller und den Schreiber in Schwang sind, resultiert eine völlige Verwirrung.

Die Kritiker brauchen keine Irrtümer richtigzustellen, kein Unrecht einzugestehen, keine Beleidigung zurückzunehmen, sie dürfen es eigentlich kaum. Und selbst, wenn sie aus einem Anfall von Anständigkeit sich dazu gedrängt fühlen, widerstehen sie

der Versuchung in der Hoffnung, daß sie sich nun erst recht geirrt haben.

Sie trauen sich sozusagen eher im Negativen als im Positiven, im Tadeln eher als im Loben, im Vernichten als im Anerkennen Unfehlbarkeit zu beanspruchen.*

Das Charakteristische einer gewissen Sorte begabter, aber niederer Kritiker ist, daß sie das Adelige und Große in einer gewissen Entfernung gerne gelten lassen (niemand ist ferner als der Tote); wenn es aber in ihrer Nähe auftritt, sich in jeder Weise dagegen zu wehren versuchen. Und da es ihnen auch wenig Vergnügen macht, über Leute Übles zu sagen, die aller menschlichen Berechnung nach niemals etwas davon erfahren würden, so leisten sie ihr Vorzüglichstes in der Behandlung von Verstorbenen.

Es ist natürlich recht schwierig, sich über die künstlerischen Qualitäten eines Werkes zu äußern. So versucht es der Rezensent gar nicht. Er geht an die Sache von anderswo heran.

Mancher zeigt seine ehrliche Feindseligkeit schon damit, daß er sein Los als solches beklagt. Wie entsetzlich, überhaupt schreiben, ins Theater gehen zu müssen, kurz, gerade diesen Beruf erwählt zu haben. Es ist etwa, wie wenn ein Arzt ins Krankenzimmer träte mit einem Fluch darüber, daß man ihn habe holen lassen oder daß er überhaupt Medizin studiert habe.

Hat der Rezensent auf diese Art den Autor verdientermaßen zurechtgewiesen, daß dieser überhaupt wage, ihn zu bemühen, ihm Gelegenheit zu geben, seinen Beruf auszuüben und Geld zu verdienen, so äußert er sein Mißfallen, daß der Autor gerade das und nichts anderes geschrieben habe, daß er just diesen Stoff und keinen andern gewählt, ob es nun ein moderner, ein historischer, ein sozialer oder ein psychologischer Stoff ist, es paßt ihm eben nicht. Er wünscht just das andere. Er ist ferner indigniert über die Gesellschaftsschicht, die der Autor darstellt. Ob die Sache nun unter Künstlern (schon wieder!), Aristokraten (schon wieder!), Bürgern oder Arbeitern spielt, es ist ihm nicht recht, sie sollte woanders spielen. Ferner beklagt er sich darüber, daß der Autor ein Trauerspiel, resp. daß er ein Lustspiel gemacht hat. Denn der Rezensent findet, daß dieser Stoff sich zu einem Lustspiel, resp. zu einem Trauerspiel sich eigne. In eine berechtigte Wut aber gerät er, wenn eine Tragikomödie vorliegt, denn warum hat der Autor keine Komödie oder keine Tragödie geschrieben?

Ferner, da das Stück lang oder kurz ist, ist es selbstverständlich entweder zu lang oder zu kurz, der Autor ist entweder breitspurig oder hat einen zu kurzen Atem. Mit einem Wort, ehe so ein Kerl nur anfängt Kritik zu üben, sich sachlich zu äußern, ob seiner Ansicht nach dem Autor das, was dieser wollte, gelungen, hat er Autor und Werk so gründlich angepöbelt, daß er an seine eigentliche Arbeit mit begreiflicher Müdigkeit und Unlust herankommt.

Kümmere dich um alle Äußerungen des Kritikers, insoweit sie sich auf das *Wie* deiner Werke beziehen. Hier kann auch der dümmste Rezensent zuweilen einen klugen Einfall haben. Laß dich aber durch die Einwendung keines Kritikers in Hinsicht auf das *Was* deiner Werke beirren. Hier wird auch der Klügste nur Unsinn, im besten Fall Überflüssiges zu reden wissen, denn deine Stoffe sind in den Bedingungen deiner Geburt, deiner Entwicklung und deiner Umwelt gelegen.

Jeder wirkliche Künstler ist der geborene Kritiker, denn es ist ihm der Drang eingeboren, über sein Verhältnis zu allem, ob es nun von Gott oder von einem Menschen geschaffen sei, zu möglichster Klarheit zu gelangen und sich mit ebensolcher Klarheit darüber auszudrücken. Doch ebenso wird der wahrhaft berufene Kritiker auch ein Künstler sein müssen, in dem Sinn, daß er das von einem andern geschaffene Werk bis ins Letzte nachzuempfinden und seinen Eindruck in so reiner Form als möglich mitzuteilen den Drang verspürte.

Nicht Leistung und Kritik sind es, die einander ergänzen, sondern Leistung und Widerhall. Und Kritik ist nur eine der vielen Arten von Widerhall, zwar meistens die lauteste, selten die reinste und stets die am raschesten verklungene.

»Immerhin: In diesem sonst so wirren, peinlichen Werk leuchtet doch da und dort ein Schimmer von Talent auf.« Findet ihr?

Man könnte auch sagen: »Ein ungezogener Junge schlägt sinnlos auf den Tasten des Klaviers herum, und zwischen den greulichsten Dissonanzen läßt er einen C-Dur Dreiklang vernehmen, der wahrhaft erlösend wirkt.« Ich kann mich nicht entschließen, das einen Genieblitz zu nennen.

Wer immer versucht, auch ohne polemische Nebenabsichten über seine eigene Produktion etwas niederzuschreiben, gerät mit Notwendigkeit in eine Polemik gegen die Kritik. Denn ihr Walten macht es dem Künstler immer wieder von neuem klar, wie sehr er mißverstanden werden kann, ja wie er offenbar umso mehr mißverstanden werden muß, je entschiedener er sich in seinem ganzen Wesen durch sein Produkt ausgesprochen hat.

Üble Stellung des Dichters gegenüber der Kritik

Der Schriftsteller (in beschränkterem Maße auch der Maler) ist der Kritik gegenüber schlimmer dran als der Musiker. (Dem Schriftsteller gegenüber beginnt der Kritiker sein Handwerk, zu Unrecht natürlich, beim Stoff und bei der Gestalt.) Lang ehe der Kritiker das Werk ästhetisch zu werten beginnt, hat er es in seiner Macht, gegen das Werk so viel vorzubringen, daß es gewissermaßen schon vernichtet ist, ehe er dort anfängt, wo er eben erst anfangen dürfte. Er kritisiert das Sujet, das der Schriftsteller gewählt hat, er kritisiert die Figur, die der Schriftsteller in den Mittelpunkt seiner Arbeit gestellt hat. Gar nicht davon zu reden, daß er auch über die Weltanschauung oder über die politische Gesinnung oder was er eben so nennt, als Philosoph oder als Politiker sein Urteil abzugeben sich berechtigt glaubt. Auch dem Maler gegenüber kommen ja solche Übergriffe der Kritik vor, aber doch weitaus seltener. Die Landschaft als solche, das Original eines Porträts unterliegt im allgemeinen doch nicht der Kritik. Auch wird selbst den größten Malern niemals ein Vorwurf daraus gemacht, wenn auf ihren Bildern immer wieder dieselbe Gegend oder dasselbe Gesicht erscheint, und weder dem Lionardo noch dem Tizian wurde es übel genommen, daß die Züge des gleichen Frauenantlitzes auf ihren Gemälden dutzendemale wiederkehren. Hingegen herrscht bei dem Buch- oder Theaterkritiker eine wahrhaft hämische Lust, auch dort immer Wiederholungen zu entdecken, wo überhaupt keine andere besteht, als die in der Eigenart und Entwicklung des Künstlers begründete.*

In der Musik existieren Sujet und Gestalt in diesem Sinne nicht (wenn man von gewissen Erscheinungen der Programmusik absieht, die aber von einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten sind).

Viele junge Leute, deren Talent oder Glück nicht ausreicht, ihnen Einlaß in die Reihen der Schaffenden zu gewähren, beginnen, ungeduldig, ihre Karriere vorläufig damit, über andere zu schreiben, die schon oder noch in jenen Reihen stehen. Wie viel innere Anständigkeit, wie viel Takt, wie viel Selbsterkenntnis gehört dazu (wenn wir schon ein gewisses Verständnis und eine gewisse stilistische Begabung als gegeben annehmen wollen), daß junge Leute solcher Art ihr Amt sachlich, respektvoll, gerecht, neidlos verwalten. Es wäre ein Wunder, wenn es irgendeinem vollkommen gelänge. Auch manche, die mit dem besten Willen daran gehen, werden es sich nicht versagen, wenn sie schon im Ganzen einen leidlichen Ton zu treffen wissen, im Detail ausfällig, boshaft oder verlogen zu sein.

Auch die gerechtesten Beurteiler pflegen ihre Objektivität zu verlieren, sobald sie über Leistungen auf einem Gebiet zu urteilen haben, innerhalb dessen sie sich selbst zuständig oder gar als Meister fühlen, ja, sie sprechen gern jedem andern das Recht dazu ab, sich dort zu versuchen, wo sie selbst sich zu Hause fühlen.

Von ihrem schlechten Gewissen wissen die Menschen gewöhnlich selber nichts; es ist wie eine Unruhe auf dem tiefsten Grunde des Meeres. Was man sieht aber sind die Wellen an der Oberfläche, denen nicht mehr anzusehen ist, wodurch sie zum Schäumen gebracht wurden.

Für die Tageskritik dürfte immer nur der Einzelfall in Frage stehen. Alles übrige, was sie in die Diskussion bringt, ist Verdunkelung des Tatbestandes aus Wichtigtuerei, Überheblichkeit und Bosheit. Es geht die Tageskritik nicht das geringste an, ob der Verfasser in irgendeinem neuen Werk einen Fortschritt oder einen Rückschritt verrät, sie hat keinerlei Recht, ihn auf Grund der Kenntnisnahme früherer Werke der Einseitigkeit zu beschuldigen, und es kümmert keinen Menschen, ob sie sich in ihren angeblichen Hoffnungen bestätigt oder enttäuscht sieht. Sie hat jedes Werk nicht anders zu beurteilen, als wenn es ihr völlig anonym vor Augen käme. Aber freilich, dann hätte das Publikum und auch sie selbst weit weniger Spaß an ihrem Berufe.

Fühlt sich der gesunde Sinn und der klare Verstand (die, insbesondere vereint, nur selten anzutreffen sind) von jeder Art

parteipolitischen Urteils über Menschen und Dinge mit Recht abgestoßen, so wirkt eine solche durch Parteizugehörigkeit bedingte Auffassung auf ästhetischem Gebiet nicht nur peinlich oder töricht, sondern geradezu infam. Schlimm genug, daß nur wenige Kritiker sich von solcher Parteihaftigkeit völlig frei zu halten wissen, schlimmer noch, daß solche Parteihaftigkeit nur selten in ursprünglicher Abneigung begründet ist, sondern daß Kunstkritik, vor allem in Deutschland, ganz bewußt nach parteipolitischen Grundsätzen, also im bösesten Sinn, persönlich und nicht sachlich, geübt wird.*

Mancher ablehnenden Kritik gegenüber hat der Autor das Gefühl: dies war streng aber gerecht, ohne Liebe, aber keineswegs ohne Verstand geurteilt. Warum bleibt in solchen Fällen doch manchmal noch ein anderes Unbehagen zurück als jenes selbstverständliche, wie es sich nach jeder noch so verdienten Ablehnung einzustellen pflegt? Es kommt aus der untrüglichen Empfindung des Autors, daß der Kritiker im Augenblick, da er ihn herabsetzte, sich zugleich über ihn zu erheben versuchte, und zwar nicht nur in Hinsicht auf das Werk, das dem Kritiker eben zur Beurteilung vorlag, sondern auch in einem allgemeineren und weiteren Sinne, künstlerisch und menschlich sogar. Und so vermißt der Autor zur Herstellung des äußeren und inneren Gleichgewichtes am Ende ein erlösendes Wort in der Art etwa, daß der Kritiker so abschlösse: Wenn dir, o Autor, auch dies Werk mißlang, ich, der Rezensent, der die Schwächen deines Werkes und deines Wesens so trefflich nachzuweisen und festzulegen verstand, ich bin ja im Grunde noch viel weniger wert als du.

Die meisten Rezensenten maßen sich immer wieder eine Richterrolle nicht nur in ästhetischen, sondern auch in moralischen Fragen an. Dazu ist natürlich Voraussetzung, daß sie sich selbst so gebärden, als wären sie Menschen von besonders hohen moralischen Qualitäten.

Solch ein Kritiker ist vor allem ein Mann von unbeugsamer Konsequenz; und so kann er nicht umhin, Gestalten, die der Dichter als schwankend oder sogar haltlos gezeichnet hat, mit gebührender Verachtung zu behandeln. Er ist stets ein Held, der dem Tode mannhaft ins Auge sieht und zögert daher keinen Augenblick, Gestalten, die der Dichter als vor dem Tode bangend hinstellte, schwächlich und feig zu nennen und – wie sollte

er nicht! – den Dichter selbst für die Eigenschaften seiner Gestalten verantwortlich zu machen. Er tut ferner so, als beschäftigte er sich vorwiegend mit den sogenannten ewigen Fragen der Menschheit, als stünde er mit lebendigstem Interesse mitten in den politischen Kämpfen der Gegenwart und als schlüge sein Herz mit allen Pulsen für die Armen, Elenden und Enterbten. Daher sieht er mit Hohn auf die Dichter herab, die ihm politisch indifferent erscheinen, die an der Lösung der sozialen Frage nicht tätig mitarbeiten und die die ewigen Fragen einer endgültigen Erledigung in ihren Werken nicht näher gebracht haben. Kurz, er scheint ein solcher Ausbund von Menschen-, Mannes- und Bürgertugenden, daß der unbefangene Beobachter es kaum begreifen kann, warum dieser Ausbund nicht lieber einen Beruf erwählte, der seinen Fähigkeiten und seinen Charaktereigenschaften würdiger wäre als der eines Rezensenten. Was könnte ein Mann von solcher Lauterkeit, solcher Weisheit und solchem Mut auf höheren und weiteren Gebieten für die Menschheit leisten, als es das Schreiben von Kritiken über die literarischen Erscheinungen des Tags nun einmal ist. Und wie kommt es, fragt man sich am Schluß, daß diese Leute, wenn sie sich einmal selbst eines dichterischen Versuchs unterfangen, nicht nur den gleichen künstlerischen, sondern auch den gleichen menschlichen Schwächen unterworfen scheinen, über die sie, wenn sie sie bei andern zu entdecken glaubten, in Hohn, Empörung oder gar Verzweiflung geraten sind.

Wie manche Referenten lügen

Wenn man ihre Referate liest, man sollte glauben, daß sie Tag und Nacht nichts anderes im Sinn haben, als wie die Lage des arbeitenden Volkes zu verbessern wäre, daß sie sich die Augen ausweinen über das Elend des Proletariates, sich den Kopf zerbrechen über das Verhältnis ihres Staates zu den andern Staaten und das Verhältnis der Erde zum Weltganzen;

daß sie nur mit den erlesensten Köpfen verkehren, in Kreisen von Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern;

daß sie ihre größeren oder geringeren geschlechtlichen Talente ausschließlich zur legitimen Fortpflanzung ihrer Rasse ausnützen.

Ja, so müßte man glauben:

Denn niemals ist ihnen ein Stoff weit genug gefaßt, ein Pro-

blem tief genug. So nichtig und künstlerischer Behandlung unwert erscheinen ihnen die Menschen, die aus dem Alltag geboren durch die Welt des Alltags wandeln.

So verächtlich sehen sie herab auf Kunstwerke, in denen Liebessachen behandelt werden.

Wie schaut es in Wahrheit in ihnen aus?

Sie pfeifen auf das Wohl der Menschheit. Für eine gute Stellung verkaufen sie tausendmal ihre gute Überzeugung. Ihre Tarockpartie ist ihnen wichtiger als das Los der arbeitenden Bevölkerung und die Annahme eines von ihnen verfaßten Libretto viel interessanter als die Entscheidungen, die am Ballplatz oder in der Wilhelmsstraße getroffen werden.

Sie betrügen ihre Frauen ganz so wie es andre tun, sind beseligt über die Zärtlichkeit jeder kleinen Choristin, sehen sich auf der Straße nach jedem Flittchen um, und es gibt sogar welche, die auch den Besuch der Bordelle keineswegs verschmähen.

Und was endlich ihren Verkehr anbelangt, so ist er mit einem Wort bezeichnet. Sie verkehren mit ihresgleichen.

Die parteimäßig sozialdemokratische Weltauffassung (soweit Parteimäßigkeit und Weltanschauung zusammen möglich sind) brachte eine neue Fehlerquelle in die Kritik. Es wurde dekretiert, daß Leute ohne Nahrungssorgen künstlerischer Behandlung nicht würdig seien. Nichtstuer wurde jeder genannt, jede dichterische Gestalt wenigstens, nicht etwa nur einer, der nichts tat, sondern der so viel verdiente, oder gar besaß, daß er nicht hungern mußte. Man vergaß, daß der Hunger als soziale Einrichtung (außer der aufgezwungene, wie zum Exempel in *Ugolino*) bis vor wenigen Jahrzehnten für die Dichtkunst überhaupt nicht vorhanden war. Der Hunger als dichterisches Motiv, die materielle Sorge als Atmosphäre eines Dramas, haben sich erst allmählich ihre künstlerische Daseinsberechtigung erworben.

Bei Shakespeare, Goethe, Kleist, Schiller spielt der Hunger, die Armut, in der Hauptsache so gut wie gar keine Rolle. Selbst der Unterschied in den äußeren Lebensverhältnissen, Überfluß auf der einen, Entbehrung auf der anderen Seite, wird äußerst selten als treibendes Motiv in Verwendung gezogen. (*Kabale und Liebe*, dann erst wieder Hebbel mit *Maria Magdalena*.)

Die moderne sozialdemokratisierende Kritik fing damit an, es den Dichtern anzukreiden, wenn sie gesättigte oder gar wohlhabende Leute auf die Bühne brachten (es sei denn in polemischer Absicht).

Auch dies war natürlich nicht in ästhetischen Erwägungen begründet, sondern in der alten Erfahrung, daß der Kritiker seiner ganzen inneren Anlage nach immer wieder nach neuen Maßen sucht, um Kunstwerke zu messen, welche Maße, wenn sie nicht aus dem Gebiet des Ästhetischen genommen werden, in Wirklichkeit nicht brauchbar sind. Man erinnert sich an die alte Scherzfrage: Wenn von Wien nach Kagran sechs Kilometer sind, wie teuer ist ein Schock Eier in Gramatneusiedl?**

Aufsätze dieser Art (wie z.B. Hauer[25] über Journalismus, *Schaubühne*, 21. 12.) veranlassen mich immer wieder zu dem Ausruf: Was wollen Sie eigentlich? Wünschen Sie, daß die Presse abgeschafft werde? Wissen Sie nicht so gut wie andere und wie ich, daß die Presse eine Kulturnotwendigkeit, wenn auch nicht immer einen primären Kulturfaktor bedeutet? Daß ihre Fehler und Mängel mit dem Wesen der Institution zusammenhängen, daß eine fehlerlose Presse, wie Sie sie ja offenbar wünschen müssen, genau so übel schmeckte wie destilliertes Wasser? Daß eine Presse ohne Feuilletonismus, ohne Ungerechtigkeit, ohne Bestechlichkeit (worunter ich nicht ausschließlich das Bestechen durch Geld verstehe) nicht mehr Presse wäre, sondern Traktat, verfrühte Weltgeschichte, Essayismus? Glauben Sie wirklich, daß gerade die Presse das Sprachgefühl vernichtet? Ist Ihnen nicht bekannt, daß dilettierende Bücherschreiber und Stückfabrikanten verderblicher wirken, weil sie mit der Prätention auftreten, Kunstwerke zu bringen?

Mit diesem Geschrei gegen die Presse, das ja einerseits auch schon lange genug zu den journalistischen Gebräuchen gehört, und auch in solchen Zeitungen angestimmt wird, gegen die es gerichtet sein könnte, verhält es sich ganz ähnlich wie mit dem Geschrei gegen die Theatermisere, die Operettenseuche, das Tingeltangel-Wesen. Weiß man denn wirklich noch immer nicht, daß die Normalmenschen – die, für die Zeitungen geschrieben und für die Theater gespielt wird – weder das Bedürfnis nach reinem Stil noch nach Kunst haben? Daß sie sich bestenfalls nicht dagegen wehren, wenn diese Elemente ihnen in einer ihnen genehmen Form verabreicht werden? Und daß sie von der Sprache, vom Stil so wenig verstehen, wie ein unmusikalischer Mensch von Melodie? So wie der wahrhaft musikalische Mensch nur ausnahmsweise vorkommt, so auch der mit wirklichem Sprachgefühl; und diesen besseren Menschen wird der Geschmack nicht

verdorben, auch wenn sie gelegentlich eine schlecht geschriebene Zeitung durchfliegen oder sich eine mäßige Operette anhören; während eine Verbesserung des Geschmacks, eine Erziehung des Publikums, wie jahrhundertelange Erfahrung lehrt, stets ein Wahn bleiben wird. Wir wollen es als glücklichen Zufall begrüßen, wenn wir einem anständig geführten und leidlich gutgeschriebenen Blatt begegnen und wenn ein gefälliges Theaterstück auch künstlerischen Ansprüchen zu genügen weiß. Hoffnungen für die Entwicklung des Geschmackes und der Moral sind an solche Zufälle nicht zu knüpfen.

»Wenn wir zufällig die dramatische Technik gelernt hätten statt der journalistischen, so wären wir eben Dramatiker geworden.« So schrieb vor etlichen Jahren ein Kritiker in einem Weltblatt. Man darf nun keineswegs die Hoffnung aufgeben, daß ihm bald einmal ein Drama gelingen wird, denn – wie aus jenem zitierten Satz hervorgeht – die journalistische Technik hat er keineswegs gelernt.

Das Elend der Tageskritik liegt zum großen Teile darin, daß jeder Reporter den Literarhistoriker, zum mindesten den Biographen zu spielen sucht und sich nicht damit begnügt, irgendein Werk gut oder schlecht zu finden, sondern sich so gebärdet, als wäre es seine Aufgabe, über die Gesamterscheinung des Autors und über die Gesetze seiner Entwicklung zu Gericht zu sitzen. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, wenn der Rezensent sich bei solcher Gelegenheit als ehrlicher Historiker oder Biograph verhielte und es nicht vorzöge, vom Gesamtwerk und vom Wesen des Autors nur gerade dasjenige in den Kreis seiner Betrachtungen einzubeziehen, was ihm eben paßt. Von einem Dutzend Arbeiten des Autors kennt er drei oder eine – oder stellt sich so an, als wenn er nur diese kennte. Ein Jahr, ein halbes, die Frist zwischen einem und dem andern Buch behandelt er als Epoche, und mit besonderer Vorliebe stellt er Rückschritte fest, wo es sich um vorübergehende Schwankungen handelt – und gleicht so einer Eintagsfliege, deren Schicksal es ist, die Ebbe, aber nicht mehr die neue Flut zu erleben und die ihr Dasein in der tröstlichen Überzeugung endet, daß sie mitansehen durfte, wie das Meer auszutrocknen begann.

Irgendwo bei Heinrich Mann sagt ein Maler mit der Ruhesehnsucht des gehetzten Schaffenden, als einer, der (nach Goethe) zu

seinem Talent verdammt ist: »Oh, einmal nicht malen müssen.« Und doch, ich bin überzeugt, auch dieser Gehetzte hat Augenblicke, wo es ihn freut, nicht nur, daß er malen kann, sondern auch daß er malen muß. Aber ich frage mich: Was geht in den Leuten vor, die nicht etwa von dem Drang gehetzt werden zu malen, sondern über das zu reden, was von andern gemalt worden ist. Rufen sie nicht auch manchmal aus: »Nicht reden müssen!« Passiert es ihnen nicht (so wie dem Künstler vor der überwältigenden Erscheinung von etwas Wirklichem) vor der überwältigenden Erscheinung eines Werks, daß die Sehnsucht sie überfällt zu schweigen? Offenbar ist das ein seltener Vorgang, sonst lebten heute nicht Tausende davon, nur davon, daß andere da sind, welche schaffen, würden nicht Bogen und Ballen Papier verschmiert, um das zu leisten, was gemeiniglich Kritik genannt wird, was zuweilen sogar Kritik ist, in den meisten Fällen aber nichts anderes als Geschwätz, niemandem nütze als dem Schwätzer selbst, sei es, daß er Geld dafür einsteckt, oder sich mindestens ein paar Augenblicke wichtig vorkommen dürfte. Doch ich will genau sein. Zuweilen gibt es doch einen oder den andern, der ein Bedürfnis hat, sich mit einem Werk auseinanderzusetzen, wär's auch nur, um gegen das Werk recht zu behalten.

Erzähle eine Geschichte leidenschaftlichster Art mit Zartheit und Geschmack, gestalte einen schwankenden, irrenden Menschen mit sicherster Hand – der Rezensent wird daraufhin deine Kunst schwächlich oder dekadent schätzen.

Als ob es in der Kunst eine andere Kraft gäbe als die der Gestaltung und des Ausdrucks. Und als ob eine geringere Kraft dazu gehörte, einen sogenannten Schwächling zu gestalten als einen Helden. Und als ob in einem Schwächling sich die Welt nicht ebenso seltsam oder auch seltsamer spiegeln könnte als in einem Helden. Und als ob endlich der Niedergang und die Niederlage nicht ein ebenso würdiges Objekt der künstlerischen Darstellung bedeuten könnte als der Aufstieg und der Triumph.

Was Goethe über Kleist sagt, interessiert mich, auch wenn Goethe unrecht hätte. Ich erfahre wohl nichts Neues über Kleist, aber doch über Goethe. Und selbst wenn es nichts Neues ist, seine Persönlichkeit wird mir wieder einmal offenbar, und das ist Gewinnst genug. Was Herr Hans Puchstein[26] über Hofmannsthal sagt, ist mir ganz egal, denn abgesehen davon, daß ich über H.

nichts Neues erfahre, wird mir auch keine neue Kenntnis über Herrn P. Und wenn es mir passieren sollte, so pfeif ich drauf, da ich an meiner bisherigen Kenntnis über Herrn P. genug habe und jedes Vordrängen seiner Persönlichkeit mir höchstens Langweile oder Ekel auslöst. Es kann mich also gelegentlich der Kritiker interessieren, die Kritik nie. Denn was sie wertvoll macht, ist immer nur der Persönlichkeitsausdruck, der darin steckt. Meine Ansichten habe ich mir ja selbst zu bilden, und über Dinge und Werke, die ich nicht kenne, werde ich niemals von Kritiken etwas erfahren.*

Der *Rezensent* holt seine Daseinsberechtigung aus dem Umstand, daß nichts Vollendetes existiert. Der *Kritiker* daraus, daß jedes Werk ein ganz bestimmtes Verhältnis seines Schöpfers zur Welt ausdrückt.

Der Rezensent nimmt es dir übel, wenn du langweilig, aber noch viel mehr, wenn du nicht langweilig bist. Er verzeiht es dir ja kaum, wenn dir nichts einfiel, aber er ist unversöhnlich, wenn dir etwas eingefallen ist. Er ist enttäuscht, wenn es in der letzten Szene nicht knallt, aber im Tiefsten empört, wenn es stille zugeht.*

Auch unter den vorzüglichsten Rezensionen gibt es wenige, die dem Werke, dem rezensierten nämlich, insofern kongruent sind, als sie sich durchaus nur ihm anpassen. Gerade sehr geistreiche Rezensionen sind in ihren besten Partien ohneweiters auch bei anderen Gelegenheiten zu verwenden.

Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß mißtönende Stimmen, die schon morgen verklungen sein werden, doch für heute die edle Stimme des Dichters begleiten und übertönen!

Der eine fand: Er hat viel Witz und Phantasie, nur mangelt es ihm an Klarheit.

Der andere: Er ist klug und belesen, nur fehlt es ihm an Erfindung.

Der dritte: Er hat Begabung für Stimmung, doch fehlt ihm die Schlagkraft.

Der vierte: Er hat Sinn für Effekte, doch ist Führung und Sprache roh. – u.s.f.

Endlich faßte einer zusammen: Es mangelt ihm an Klarheit, Erfindung, Feinheit und Schlagkraft.

»Immerhin, es steckt was Wahres drin.« Damit versucht ihr, die Berechtigung von Schmähschriften zu beweisen. Gewiß steckt was Wahres drin. Wo nicht? Aber daß auch absichtlich Falsches drin steckt, daß nebenher so viel Wahres verschwiegen ist, das ist das Wesentliche, das paralysiert die wohlfeile Wahrheit, und davon ist nicht die Rede.**

Gegenüber künstlerischen Leistungen, denen der klingende Gewinn versagt ist, gibt es einen besonderen, manchmal peinlich berührenden Ton der Anerkennung, der nichts anderes bedeutet, als eine Art von Trostpreis, den das Mitleid vergibt. Fügt es sich aber, daß einer solchen Leistung nachträglich unerwarteterweise auch der materielle Erfolg zuteil wird, so kann man immer wieder beobachten, wie die einstigen Verleiher den Preis gerne annulieren möchten oder sich wenigstens bemühen, ihn ein wenig lächerlich zu machen – und sich selbst dazu, wenn nämlich Leute da wären, das zu merken.

Wie eilig sind sie, dir den Lorbeerkranz von der Stirn zu reißen, den sie dir selbst aufs Haupt gesetzt, wenn du es unterläßt, ihnen deine Dankbarkeit zu beweisen, bestünde diese auch in weiter nichts als darin, daß du dich durch den Kranz auf deiner Stirn und mehr noch durch die Hand, die ihn dir verliehen, ununterbrochen beglückt zeigst.

Ein kluger Einfall anläßlich eines Kunstwerks – das ist noch lange kein Urteil, und ein Dutzend Einfälle hintereinander sind noch immer keine Kritik.

Drücken Sie sich doch deutlicher aus, Herr Autor, wen meinen Sie denn eigentlich? – Nur die, die sich getroffen fühlen. Es ist nicht meine Schuld, daß es so viele sind.

Nullen – man mag sich mit ihnen abfinden, es gibt so viele. Aber eine Null und frech dazu, das ist der Rezensent.

Es geht nicht an, die Schönheit des *Götz* als Beweis gegen die Schönheit des *Tasso* auszunutzen. Und doch geschieht ähnliches, natürlich in Hinsicht auf Werke, deren Bedeutung noch nicht so feststeht, tagtäglich von Seiten der Zunftkritik.

Stoßseufzer des Rezensenten: Ja, wenn man bis zu den Sternen spucken könnte!

DOGMEN DER KRITIK

Auch hier die Frömmigkeit a priori eine Tugend. Man bekreuzigt sich und gehört damit schon zu den Bessern.

Man kam überein: Religiöse Probleme, politische, soziale, ästhetische – die alle, insbesondere die drei ersteren, als bedeutender, für den, der sich mit ihnen beschäftigt auszeichnender betrachtet werden als die sogenannten ewigen Probleme, welche im Laufe der letzten Zeit sonderbarerweise an Anwert verloren haben: Liebe und Tod. Dabei wird es unschwer zu beweisen sein, daß die Kunstwerke, die sich mit den letzteren Problemen befassen, größere Dauerchancen haben als andere. Es gibt kein Kunstwerk, dessen Hauptinhalt religiös, politisch oder sozial war, das sich über einige Jahrhunderte erhalten hat.

Wenn, nur scheinbar. Der wahre Grund der Dauer lag dann immer außerhalb der Probleme.

Es existiert ferner jenes in Worte nie und nimmer zu fassende Verhältnis des Individuums zum Übersinnlichen und Metaphysischen, das am Ende noch nur mit den Worten auszudrücken ist, daß wir nichts wissen können.

Die ungeheueren Kämpfe zwischen den Arianern und Presbyterianern z.B., die sich darum drehten, ob beim Abendmahl wirklich der Leib Christi oder nur sein Symbol verzehrt werde, sind künstlerisch vollkommen ergebnislos, da das Pathologische, wenn es die Masse ergreift, bestenfalls zu einer opernhaften, aber nie zu einer dramatischen oder epischen Wirkung kommen kann. Die tragische Wirkung stellt sich gelegentlich ein, wenn ein vernünftig gewesenes Individuum durch ein großes Schicksal um seinen Verstand gebracht wird; ein wahnsinnig Werdender kann ein Objekt des Dramas sein, nie ein von vornherein wahnsinnig Gewesener.

Auch der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus in seiner religiösen Bedeutung ist kein künstlerisches Problem. Es kann nur wirksam sein als Paradigma für die Kraft einer Idee, für die Macht des Trotzes, für die Gleichgültigkeit gegen irdische Güter und das Leben selbst ... Der Kampf wird immer erst künstlerisch interessant, wenn er sich zwischen seelischen Inten-

sitäten abspielt. Es kann eventuell zur Charakteristik einer Persönlichkeit wesentlich sein, ob diese an die unbefleckte Empfängnis glaubt; aber es kann sich natürlich nie darum handeln, wer am Ende recht behält: der, der an sie glaubte oder der nicht an sie glaubte.*

Politik bedeutet für den Dichter nichts anderes als die ganze soziale, ökonomische und ästhetische Atmosphäre, in der wir leben.

Es mag sonderbar erscheinen, daß auf einem Gebiet, in welchem man die freiesten Anschauungen als herrschend annehmen sollte, in der Kunst, gewisse Regeln als feststehend betrachtet werden, die nirgends als solche aufgeschrieben sind und gar mit der Unangreifbarkeit von Dogmen lange Zeit ihren festen Stand behaupten, wahrscheinlich nur, weil sich niemand die Mühe nimmt oder den Mut findet, sie wegzublasen. Auch eine andere Ähnlichkeit zwischen diesen Dogmen der Kritik und den [religiösen] Dogmen fällt sofort ins Auge: Wie es nähmlich viele Leute gibt, die, fern davon zu glauben – nur aus Bequemlichkeit häufiger als aus Heuchelei oder aus Feigheit – die Riten ihrer Kirche mitmachen, so gibt es auch unter den Kritikern manche, die keine innerlichen Beziehungen zu diesen Dogmen haben, aber doch immer den Anschein erwecken, als wenn sie, geradeso wie die Echtgläubigen, nicht nur selbst nicht zweifelten, sondern einen Zweifel an der Unerschütterlichkeit dieser Dogmen für gar nicht statthaft hielten. Solcher Dogmen gibt es mehr, als ich hier in Kürze aufzählen will. Jede Literaturepoche hat ihre eigenen, die dann verschwinden – die sich oft, ohne daß ein Kampf gegen sie nötig war, einfach durch das Gesetz der Entwertung in Luft auflösen. Irgendeine Bedeutung für die Weiterentwicklung der Kunst kommt diesen Dogmen nicht zu, so wenig wie religiöse Dogmen für die Philosophie. Immerhin vermögen sie auch hier den Fortschritt aufzuhalten, und sie werden gern benutzt, um die Ungläubigen a priori ins Unrecht zu setzen.**

Die Dogmen, an die ich hier vor allem denke, sind die drei, die ich folgendermaßen bezeichnen will: Das *Dogma von der Stufenleiter*, das *Dogma vom Heldentum*, das *Dogma von der Kraft*.*

Mit dem *Dogma von der Stufenleiter* bezeichne ich das Vorurteil der Kritik, nach dem sie zu glauben vorgibt, ein Kunstwerk nach der supponierten Wichtigkeit des Problems, die es behandelt,

nach deren Allgemeingültigkeit ästhetisch werten zu dürfen. Es hat sich hier allmählich eine gewisse Reihenfolge ausgebildet, an deren erster Stelle das sogenannte religiöse Problem steht. Dann folgt das politische, dann das soziale, dann etwa das künstlerische, dann erst diejenigen Probleme, welche sich mit den ewigen Fragen beschäftigen: Tod und Liebe.**

Was heißt das: religiöses Problem? Gibt es überhaupt ein sogenanntes religiöses Problem? Es gibt wissenschaftliche Fragen, die sich mit der Geschichte der Religion, mit der Legendenbildung, mit dem Verhältnis des Individuums zum Übersinnlichen und Metaphysischen beschäftigen. Das, was man die eigentlichen religiösen Streitigkeiten nennt, z.B. der Streit zwischen Arianern und Presbyterianern und andere Episoden der Religionsgeschichte, gehört zur Politik. Auch die Bedeutung des Kampfes zwischen Katholizismus und Protestantismus liegt absolut nicht im Religiösen. Die Führenden in diesem Kampfe waren selten im strengen Sinn Gläubige. Der beste Beweis dafür ist, daß die deutschen Fürsten und Adeligen sich oft kein Gewissen daraus machten, von einem Glauben in den andern überzuspringen, wenn es ihnen politisch oder persönlich von Vorteil war. Der Kampf des Protestantismus begann als einer gegen gewisse Schäden und Mißstände des Papsttums und der katholischen Hierarchie; der Protestantismus trat nicht auf als eine neue Religion, sondern seine Tendenz ging im Anfang ausschließlich dahin zu reformieren. Er wollte das ursprüngliche Christentum rein wiederherstellen, und die Katholiken waren im Grunde nur diejenigen, die allen Anlaß hatten, ein Bestehen der kirchlichen Mißstände für wünschenswert zu erachten und im übrigen solche Leute, die gezwungen waren, den ersteren Gefolgschaft zu leisten, sowie die ungeheuere Menge denkunfähiger, fanatisierter Individuen, die überall, natürlich auch unter den Protestanten, die überwiegende Masse bildeten. In allen Kunstwerken, die die Epoche jener Religionskämpfe zum Hintergrund haben, kommt es nur scheinbar auf einen Kampf der Religionen, auf die religiösen Fragen an. Daß Menschen in den Tod gehen, weil man ihnen verbietet, das Bildnis der Jungfrau Maria anzubeten, hat seine künstlerische Wirkung selbstverständlich nicht in dem Interesse, das wir an dem Geisteszustand solcher Leute nehmen, so wenig [wie] uns etwa der Geisteszustand eines alten Griechen interessieren könnte, der sich dafür hätte hinschlachten lassen, daß er an die Geburt Minervas aus dem Kopf Jupiters glaubte

oder nicht glaubte. Die Wurzel unseres Interesses liegt auch hier immer nur – soweit es vorhanden – in der Kraft des Dichters, der ein Geschöpf lebendig hinzustellen vermochte, in dem solche Dinge vorgehen.*

Gleich nach dem religiösen Problem rangiert an Wichtigkeit, an Bedeutung mit den nächst höheren Ansprüchen von aprioriscber Hochachtung das Politische. In Paranthese sei hier bemerkt, daß bei dieser Rangzuerteilung bis zu einem gewissen Grade der Journalismus als solcher schuld ist, der die öffentliche Meinung innerhalb des Gegenwärtigen beherrscht und für den es als feststehend gilt, daß rings in der Bevölkerung keiner Art von Fragen größeres Interesse entgegengebracht wird als den politischen. Dies findet bekanntlich schon seinen Ausdruck in der wenigstens in Deutschland üblichen äußeren Gestaltung der Tageszeitungen. An erster Stelle steht, selbst in Zeiten, wo irgendein Lokalereignis, eine wissenschaftliche Entdeckung oder ein Kunstwerk die allgemeinere Aufmerksamkeit erregt, der Leitartikel, der sich mit irgendeiner sogenannten politischen Frage beschäftigt, dann erst kommt alles andere: Telegramme, kleine Chronik, Theaternachrichten, Volkswirtschaft. Inwieweit dieser Vorrang der Politik innerhalb des Zeitungsgetriebes mit der Herrschaft der Börse in Zusammenhang steht, soll hier nicht untersucht werden.

Nun aber ist das schlimme, daß genau so, wie wir es schon bei dem Begriff der Religion gesehen haben, auch der Begriff der Politik ein außerordentlich weiter ist und daß er von Fall zu Fall immer so genommen wird, wie es den betreffenden Schreibern gerade paßt. Im weitesten Sinn bedeutet Politik selbstverständlich die ganze soziale, ökonomische und künstlerische Atmosphäre, in der wir leben, und so kann das Maß des politischen Verständnisses oder Interesses nie nach dem zufälligen Verhältnis zu irgendeiner politischen Spezialfrage bewertet werden, die durch nebensächliche Konstellationen für kürzere oder längere Zeit die Spalten der Journale zu füllen pflegt. Wenn also z. B. ein Feuilletonist gelegentlich den modernen österreichischen Schriftstellern vorwirft, daß ihnen der ungarische Ausgleich nicht nahe genug gehe und er sich danach berechtigt fühlt, ihnen Mangel an politischer Gesinnung vorzuwerfen, so ist das so töricht, daß es eben nur als Beispiel für die heillose Verwirrung herangezogen werden kann, die in einzelnen Journalistenköpfen – und nicht einmal in den schlechtesten – zu herrschen pflegt. Muß es wirk-

lich erst gesagt werden, daß man mit einem Lot Verstand der Welt mehr zu nützen imstande ist, als mit einem Viertelpfund Gesinnung? Gesinnung ist im Verstand implicite enthalten. Wer Verstand hat, ist fähig die Welt klar zu sehen, wer die Welt klar sieht, hat bestimmte Ansichten über sie, und wer bestimmte Ansichten hat, hat Gesinnung. Gesinnungslosigkeit kann man also durchaus nicht denen vorwerfen, die ihre Gesinnung aus guten Gründen (da ja auch die Welt und die Menschen ringsherum sich ändern) wechseln, sondern nur solchen, welche durch Verstandesmängel überhaupt nicht in die Lage kommen können, eine Gesinnung zu besitzen. Diese haben es natürlich am leichtesten, bei dem zu beharren, was sie politische Gesinnung nennen und was nie etwas anderes ist als die leere Freude an einem Schlagwort und der billige Stolz, sich besser zu dünken als die, die einem anderen Schlagwort nachlaufen. Aus all dem geht hervor, daß ein Dichter mit dem, was die Journalisten politische Gesinnung nennen, überhaupt nichts anfangen könnte, zum mindesten in seiner Kunst, was natürlich durchaus nicht ausschließt, daß auch die Sympathien des Dichters sich einer bestimmten Partei zuwenden können. Das, was uns zuweilen in den Werken großer Dichter als politische Gesinnung aufgeschwätzt wird, ist natürlich etwas ganz anderes als die politische Gesinnung des Parteipolitikers. Je bedeutungsvoller ein Werk, umso mehr enthält es von der Persönlichkeit seines Autors, und hier stoßen wir auf eines der geheimnisvollsten Gesetze der Produktion: ein so objektiver Gestalter auch einer sein mag, nie wird es ihm gelingen, sein persönliches Verhältnis zu allen Dingen der Welt, natürlich auch zu den Zuständen seines Landes, zu verschleiern. Doch je stärker sein bewußter Wille ist, gerade seine politischen Anschauungen, insbesondere in Hinsicht auf einen Spezialfall, zum Ausdruck zu bringen, umso mehr wird das Ästhetische des Kunstwerkes darunter leiden, und es ist fast wie eine Vergeltung, die die Kunst an jenen übt, die ihr nicht rein dienen, daß sie deren Werke, eine so starke augenblickliche Wirkung sie auch üben mögen, zu einem raschen Verblühen und Vergessenwerden verurteilt. Es gibt kein Tendenzstück, dem eine lange Lebensdauer beschieden ist. Tendenzstücke nenne ich natürlich solche, in denen die Tendenz um ihrer selbst willen auftritt, nicht solche, welche eine Tendenz enthalten, ohne den Willen, ja zuweilen gegen den Willen des Dichters. Doch ist Tendenzlosigkeit nicht mit Parteilosigkeit zu verwechseln. Wieder mit jenem schon

oben erwähnten Übergewicht des Journalismus hängt es zusammen, daß der Erfolg oder der Widerhall eines aktuellen Stückes oft in so eklatantem Mißverhältnis mit dessen künstlerischem Wert steht.*

Hier ist übrigens eine willkommene Gelegenheit für Journalisten, sich so weit es geht für das manchmal quälende Bewußtsein, daß sie nur für den Tag schaffen, durch eine möglichst verächtliche Behandlung von Schriftstellern, die sie als politisch indifferent bezeichnen, schadlos zu halten. Es kann vorkommen, daß ein Parlamentsberichterstatter, der eine Rede über den Kaffeezoll mitstenographiert oder der ein Telegramm über eine Kanzlerrede an seine Zeitung sendet, sich der Fiktion hingibt, er stehe mitten im Leben, arbeite irgendwie an der großen politischen Entwicklung mit, während der Dichter sich abseits halte, von den Fragen der Zeit eigentlich nichts verstehe und so im ganzen eine geringere Persönlichkeit vorstelle als jener. Immer wieder vergessen sie, oder geben vor zu vergessen, daß alle politischen Fragen ephemer sind und daß der Gegenstand dichterischer Werke nur im Gebiet der ewigen Fragen zu finden ist. Und zweifellos werden künftige Forscher in den Werken der großen Dichter den Hauch des betreffenden Zeitalters würziger und stärker wiederfinden als in den politischen Reden und Leitartikeln dieser Zeit. Hiermit soll den Dichtern keineswegs a priori ein Vorrang zugesprochen werden.

Eine Sonderstellung innerhalb des politischen Problems nimmt das sogenannte soziale Problem ein. Es ist selbstverständlich, daß ein Kunstwerk die soziale Atmosphäre, aus der es entstanden, in der es spielt, noch deutlicher zum Ausdruck bringen wird als die weitere politische Atmosphäre. Niemals wird eine Gestalt vollkommen lebendig wirken, wenn sie nicht den Geruch ihres Bodens um sich hat und den Duft ihres Hauses in den Haaren trägt. Man kann also sagen, daß eine dichterische Gestalt ohne den sogenannten Erdgeruch überhaupt ein Unding ist. Und mit zum Kapitel der neuesten Begriffsverwirrungen gehört es, Bodenständigkeit und Erdgeruch heute hauptsächlich nur solchen Werken zuzusprechen, die in bäuerischen oder ländlichen Kreisen spielen.*

Von einem sozialen Problem pflegt die Kritik dort zu sprechen, wo der Konflikt, der gezeigt wird, eben nur unter ganz bestimmten sozialen Bedingungen möglich ist. Da soziale Bedingungen immer etwas Wechselndes sind, so ist es a priori klar, daß nach

Ablauf einer gewissen Zeit alle solchen Kunstwerke nur mehr historisches Interesse beanspruchen können, sofern nicht eben die ganz primitiven Gegensätze zwischen arm und reich zum Gegenstand des Kunstwerks gemacht worden sind. Als die charakteristischsten Beispiele für soziale Dramen werden immer solche herangezogen, in denen Proletariat oder Arbeiterschaft sich gegen das Kapital und gegen die Arbeitgeber auflehnt, und es liegt in dem demokratischen Zug unserer Zeit begründet, daß derjenige Autor a priori die größeren Sympathien für sich hat, dessen Herz für die Elenden und Geknechteten besonders warm zu schlagen scheint. Nur wird hier allzu häufig Sentimentalität mit Edelmut und eine gewisse Art von billigem sozialdemokratischem Geschwätz mit tatkräftiger Hilfe verwechselt. Und so kommt es auf diesem Gebiet wieder vor, daß Journalisten, die vielleicht zuweilen in sozialpolitischen Konventikeln das Maul voll genommen haben, ohne auch jemals mit den kleinsten materiellen Opfern irgendeinem armen Teufel beigesprungen zu sein, sich dem Dichter überlegen fühlen, der in ein oder dem andern seiner Werke Menschen darstellt, an die finanzielle Nöte nie herangetreten sind. Daß a priori Leute, die trockenes Brot zu essen haben, dem Dichter interessantere Objekte darbieten sollten, als Leute, die sich Austern und Kaviar nicht versagen müssen, ist nicht einzusehen, und das wäre ein armseliger Dichter, dessen Mit-Leid dort mit einem Mal aufhören würde, wo die Tische reichlich gedeckt sind und die sogenannten Alltagssorgen keinen Einlaß finden. Ja, man könnte sagen, daß ein Konflikt, der ohneweiters durch einen Haupttreffer oder durch eine Erbschaft gelöst werden könnte, überhaupt keinen vorstellt, und man mag sich doch in der ganzen Literatur umsehen, ob eines von den Dramen, wo die Armut das Grundmotiv gebildet hat, sich zu erhalten vermochte. Wenn aber ein soziales, ein politisches oder ein scheinbar religiöses Drama länger der Zeit widerstehen konnte, so lag der Grund stets außerhalb des Problems – es lag in der Gestalt. Es ist immer nur die Gestalt, die uns interessiert, d. h. das Schicksal irgendeines Problems in einer Menschenseele, der ein Dichter künstlerische Lebendigkeit zu verleihen versucht. Es soll durchaus nicht die Berechtigung geleugnet werden, religiöse, politische und soziale Probleme als solche innerhalb eines Kunstwerks zu behandeln; bestritten wird nur, daß ein Werk dadurch, daß es ein religiöses, politisches, soziales Thema behandelt, Anspruch auf hochachtungsvollere Behandlung ge-

nießt als eines derjenigen, die sich mit den sogenannten ewigen Fragen (Tod – Liebe) beschäftigen. Es hat seinen tiefen Sinn, daß die höhere Wertung dieser Probleme zeitlich mit der größeren Rolle des Journalismus zusammenfällt. Das Dogma von der Stufenleiter wird man in kritischen Schriften einer um fünfzig Jahre zurückliegenden Epoche weder ausgesprochen noch angedeutet finden. Immerhin wird in diesem Zusammenhang daran erinnert werden dürfen, daß Goethe nicht als Künstler, sondern als Mensch wegen seines politischen Indifferentismus angegriffen wurde, einerseits von den katholisierenden Romantikern, andererseits von den Deutschtümlern. Und doch darf gesagt werden, daß nicht nur ein allgemeines Bild der Menschheit, sondern auch die Epoche selbst in den Werken Goethes einen klarern Ausdruck findet als in den Schriften all derjenigen, die damals das taten, was Reporter von heute servieren und im Leben stehen.*

Das zweite Dogma ist dasjenige vom *Heldentum*. Es wird als feststehend angenommen, daß die Berechtigung im, Mittelpunkt eines Dramas zu stehen nur derjenigen Figur zukommt, die nach bürgerlichen Begriffen ein Held ist. Zu den Kriterien des Heldentums gehört nach dieser Auffassung Todesverachtung, eiserne Konsequenz und eine unbeugsame Willenskraft. Wieso diese Meinung allmählich entstanden ist und sich beinahe in der gesamten Kritik unserer Tage entweder direkt ausgesprochen findet oder doch durchleuchtet, ist umso weniger einzusehen, als sich durch eine nur oberflächliche Betrachtung des gesamten klassischen Repertoires nachweisen läßt, daß die großen Dichter aller Zeiten solche Helden nur in den seltensten Fällen gezeichnet haben. Man kann wohl sagen, daß die Konsequenz, d.h. die Eigenschaft, sich weder durch die Gewalt der Umstände noch durch Vernunftgründe, noch aber durch die geheimnisvollen Vorgänge innerer Entwicklung von einem ursprünglich gefaßten Plan oder Entschluß abbringen zu lassen, im ganzen eine höchst subalterne Eigenschaft darstellt und daß jeder Mensch nur eigentlich erst dann interessant zu werden beginnt, wenn wir ihn auf einer Inkonsequenz ertappen. Ebenso klar ist, daß die Todesverachtung an sich durchaus keine rühmenswerte Eigenschaft vorstellt. Sie tritt bekanntlich am häufigsten dort auf, wo eine große Menge von Individuen zweiten und dritten Ranges unter der Herrschaft eines äußeren Zwanges, unter Mitwirkung des Nachahmungs- und Herdentriebs und überdies zu Gunsten einer Idee, die sie mißverstehen oder gar nicht begreifen, von einem Führer,

der, ohne selbst unter der Herrschaft dieser Idee stehen zu müssen, die Vorteile ihrer Realisierung genösse, der Vernichtung entgegengetrieben wird. Es kommt noch dazu, daß diese Todesverachtung eine ultima ratio zu sein pflegt, d.h. daß der Tod diesen Todesverächtern in jedem Falle sicher wäre, so daß ganz natürlicherweise und wenn nun einmal nur diese Wahl offen steht, der »schöne« Tod lieber gewählt wird als der erbärmliche. Aber ohne paradox erscheinen zu wollen, darf man die Behauptung wagen, daß nur solche Leute mutig genannt werden dürfen, die den Tod nicht verachten, ihn sogar fürchten, für die es noch eine Wahl zwischen Tod und Leben gibt und die aus wohlerwogenen Gründen trotz allen Grauens vor der Vernichtung den Tod wählen. Das schönste Beispiel für diese Art von Gestalten ist der Prinz von Homburg, und es ist sehr charakteristisch für die unbewußte Verlogenheit des Publikums und der Kritik, daß sie lange Zeit hindurch die Szene, in der der Prinz, sein eigenes Grab erblickend, vor dem Tode schauert, als unvereinbar mit dem Begriff des Heldentums und gewissermaßen verletzend für ihre heroischen Parkettgefühle empfunden hat. (Mir selbst ist es noch vor wenigen Jahren passiert, daß sich eine Dame, die gewiß vor dem Besuch eines Zahnarztes eine schlaflose Nacht verbracht hätte, beim Souper über diese Feigheit des Prinzen von Homburg sehr abfällig geäußert hat.)**

Die interessantesten Mittelpunktsfiguren der klassischen Tragödie, Hamlet, Macbeth, Tasso, Wallenstein, Faust vor allem, Clavigo und viele andere, sind alle das, was die Kritik, insbesondere, wenn es sich um ähnliche Figuren moderner Autoren handelt, als inkonsequent, schwächlich, haltlos, gelegentlich auch als erbärmlich bezeichnet. Ja, wenn man die Referate gewisser Kritiker liest, möchte man immer glauben, daß in ihnen allen eine Unmasse von Kraft, Konsequenz und Treue steckt, daß es ihnen niemals passieren kann, eine Meinung zu wechseln, zwischen zwei Frauen zu schwanken, einen Freund oder eine Geliebte zu hintergehen oder gar vor dem Tod zu zittern, und man muß immer wieder die Kühnheit bewundern, mit der diese Reporter, statt sich über die ästhetischen Werte eines Kunstwerks zu äußern, sich in Angriffen und Verurteilung überheblicher Art gegenüber den Gestalten ergehen, die der Dichter zu schaffen für gut fand. Sie ahnen wohl selbst nicht, daß in ihnen allen etwas vor der naiv-brutalen Seele jenes Theaterbesuchers steckt, der dem Franz Moor am Bühnentürl auflauert, um ihn

durchzuprügeln. Diese törichte Vermischung ethischer und ästhetischer Werte, nicht immer so gutgläubig als sie sich gibt, bringt es mit sich, daß dasjenige Werk a priori auf eine höhere Stufe gestellt zu werden scheint, dessen Held das ist, was jene Leute Helden zu nennen pflegen; und daß man ein Produkt gern herabzusetzen trachtet, indem man sich in Beschimpfungen der die Handlung tragenden Figur ergeht, wenn diese inneren Schwankungen, einer Verwirrung des Gefühls oder anderen seelischen Zuständen unterworfen ist, die für die heroischen Reporter eine immer neue Quelle des Verwunderns und der Verachtung zu sein scheint.*

In ganz engem Zusammenhange mit diesem Dogma vom Heldentum steht das *Dogma von der Kraft.* Auch hier eine unbegreifliche Vermischung ästhetischer und ethischer, ja manchmal rein physischer Werte. Es ist, als wenn die Leute noch immer nicht wüßten, daß es in der Kunst nur auf eine Art von Kraft ankommt, auf die der Gestaltung und daß die Zeichnung eines sogenannten Schwächlings – man denke an Weislingen und Clavigo oder gar an einen Dekadenten wie Tasso – gerade so viel Kraft in Anspruch genommen hat wie z. B. die des Götz und gewiß hundertmal mehr als die Zeichnung von irgendwelchen geistverlassenen Kraftmeiern, wie sie in Epigonen- und Gymnasiastenstücken so häufig aufgetreten sind. Im Sinne dieser Kritik wäre der Tasso, wenn er nicht von dem längst verstorbenen Goethe herrührte, sicher ein minder kraftvolles Drama als irgendeins von Wildenbruch.

KRITIK UND FÄLSCHUNG

ALLGEMEINES

In allen Werken stecken natürlich Fehler. Die Kritik findet sie fast nie; sie setzt fast regelmäßig an falscher Stelle ein. Sie hat es zu eilig, die Fehler festzustellen. Es ist fast ihr einziges Bestreben.** *11. 12. 1911*

Mein Interesse für diese Frage längst, ehe ich selbst gelobt und getadelt wurde. Ein Aufsatz, der bald ein halbes Jahrhundert alt ist:

Grenzen der Kritik. Ich denke nicht im entferntesten daran, daß meine Worte irgendwie helfen könnten, denn der Kritiker, wie nach einem Shakespearewort die Frauen, kommen immer wieder auf ihr erstes Wort zurück, wenn ihnen auch längst ihr Unrecht bewiesen ward. Und in der Erwiderung wird natürlich auch unterschlagen und gefälscht. [*ca. 1929*]

Vorwort

Es hat keinen Sinn und keinen Zweck, das Buch zu schreiben.

Ich werde nichts ändern, weil alles, was ich schildere, im Unveränderlich-Menschlichen, im Sozialen und im Beruflichen wurzelt.

Ich werde ferner eine unerwünschte Gefolgschaft haben: Dilettanten, die von der Kritik schlecht behandelt werden und ähnliche. Ich werde mißverstanden werden auch von denjenigen, die ich nicht gemeint habe.

Die Kritik wird ihre Mängel gerade an diesem Buch mit besonderer Schärfe entwickeln; das einzige positive Resultat wird ausschließlich sein, daß ich noch mehr Feinde haben werde.

Und dennoch schreibe ich es und übergebe es der Öffentlichkeit. Ich will nicht mit besonderem Mut posieren. Es ist ein Zwang, der schließlich das Charakteristische des schriftstellerischen Berufs ausmacht, der Zwang, das, worüber man nachgedacht und was man erfahren, so klar und so präzis als möglich in Worte zu fassen, unbekümmert um das, was daraus entsteht.

Der Autor kann sich zwar immer auf das Urteil der Nachwelt berufen, denn die Möglichkeit der Kontrolle fehlt.

Aber auch dem wirklich zur Unsterblichkeit Bestimmten kann der Kritiker diese Unsterblichkeit immer bestreiten, ja, er kann den Autor sogar dadurch lächerlich machen, daß er ihm solche Ansprüche zumutet, aufoktroyiert, die der Autor gar niemals erhoben hat.

Vorwort

Dieses Buch ist nutzlos, überflüssig und unpraktisch.

Warum herausgeben?

Zwanghaftes Bedürfnis, sich etwas vom Herzen zu schreiben, ein Gruß an das halbe Dutzend, das mir vorbehaltlos zustimmen wird.

Auch andere werden es lesen, aber dieser Brief grüßt sie nicht.

Nutzlos, denn es wird nichts ändern. Die Mißstände, Unzulänglichkeiten liegen tief im Wesen der Kritik, wie im Wesen der Menschen.

Der ewige Widerstreit zwischen Produktion und Kritik – selbst in der gleichen Seele.

Für den Satiriker wie für den Kritiker gilt der Satz, daß er notwendig eine Art Fälscher sein muß, wenn er nicht eine im tiefsten Grund ehrliche, neidlose, ja edle Persönlichkeit vorstellt. Denn sowohl der Satiriker als der Kritiker holt seine Wirkungen nicht nur aus dem, was er ausspricht und wie er es sagt, sondern in einem vielleicht noch höhern und jedenfalls für ihn gefahrloseren Maße (weil unkontrollierbarer) aus dem, was er verschweigt.*

Daß einem Autor das Mißlingen seines Werkes vorgeworfen wird, auch wenn es mit der größten Schärfe geschieht, mag hingehen; aber daß immer wieder Zweifel an seiner persönlichen Anständigkeit, an seinem guten Willen, ja an seinem Fleiß geäußert werden, das ist ein Mißbrauch, wäre es selbst in den Fällen, wo diese Eigenschaften eines Autors tatsächlich in Zweifel gezogen werden könnten. Im allgemeinen sieht ja der Kritiker nur das Resultat. Welche Einsicht in das Wesen eines Autors gehört dazu, um zu beurteilen, ob gewisse Schwächen eines Werkes auf ursprüngliche Mängel des Talents, auf ein verschieden zu begründendes Nachlassen seiner Kräfte, auf irgendeine verzeihliche Ungeduld zurückzuführen sind? Und was für Individuen sind es in den meisten Fällen, die sich eine solche persönliche Beurteilung des Autors herauszunehmen pflegen. Kein Handwerksmann, kein Schneider, kein Schuster würde sich Insulte von gleicher Art gefallen lassen, besonders von den Leuten, die in der gleichen Branche arbeiten und oft genug nur die jämmerlichste Fertigware zutage fördern.**

Auf keinem Gebiet der Welt gibt es so viele zugrundegegangene Leute, die das gleiche mit mangelndem Glück versucht haben. Gescheiterte Existenzen, Provinzreporter, Korrespondenten auswärtiger Blätter bilden ein großes Kontingent.

Weshalb die Leute es niemals über sich bringen, irgendein Ding zu loben oder gar sich daran zu begeistern, ohne bei dieser Gelegenheit anderes zu tadeln oder zu beschimpfen?

Weil ihnen die Begeisterung, ja das Wohlwollen an sich etwas Unnatürliches ist, und nach einem psychologischen Gesetz des seelischen Gleichgewichtes sucht der Mensch, sobald er an irgendeinem Objekt sein Wohlwollen oder seine Begeisterung geübt, nach einem andern, an dem er die entgegengesetzten Regungen zum Ausdruck bringen kann.

Wie sollten sie anerkennen, da sie doch nicht zu erkennen vermögen?

Zu den Fälschungen der Kritik gehört u.a. der Vorwurf, den Dichter oft zu hören bekommen, daß sie sich für die großen Fragen der Politik nicht interessieren und (falscher Schluß) ihre Zeit nicht verstehen. Auch Goethe hat es zu hören bekommen. Auch hier das Grundmotiv: Bedürfnis, herunterzusetzen; Rache des Journalisten am Dichter.

Der nur aktive Mensch wird den nur produktiven stets hassen.

Was aber bleibt nach fünf, nach zehn, nach hundert Jahren von politischen Veränderungen, ja sogar Umwälzungen übrig? Was weiß man da noch von Grenzverschiebungen, Parlamentsreden und Schlachten?

Der tiefste Grund der Feindseligkeit vom Künstler zum Kritiker hin ist der, daß der Kritiker, und wäre er der nichtigste, sich im Augenblick, da er die Feder ansetzt, über den Künstler erhaben fühlt, ja fühlen muß, und dem Leser dieses Gefühl der Überlegenheit schon durch den Ton mitzuteilen nicht umhin kann.*

Vom Kritiker zum Künstler hin: daß auch jener das Bewußtsein hat zu arbeiten, ja zu schaffen, und daß seine Aussichten, auch wenn er der Begabtere sein mag, von vornherein in jeder Hinsicht geringer sind als die des Künstlers.

Manche Kritiker heucheln einen großen Respekt vor Problemen, sobald sich diese unter primitiven Menschen abspielen, als wenn dadurch die Bedeutung jener Probleme irgendwie erhöht würde. Liegt der Grund für diese Respektheuchelei nicht vielleicht darin, daß jenen Kritikern vor Kompliziertheit und vor den Begriffen, die sie damit zu verbinden gewohnt sind, höhere Kultur, Reinlichkeit etc. eine unbewußte Scheu innewohnt?

Kritiker und Rezensent meist in gleichem Sinn angewandt, der Rezensent meist in abfälligerem Ton gebraucht.

Doch gibt es kein Hauptwort, das dem Wort Kritik entsprechen würde.

Nur als konkreter Einzelfall die Kritik, die Rezension.

Krino heißt wörtlich: unterscheiden.

Recenseo wörtlich: wieder urteilen.

Kritik wäre also die Verpflichtung, Spreu von Weizen zu scheiden, also Platz zu machen, aus dem Weg zu räumen, was nicht hierher gehört. Es käme also vor allem darauf an, das überhaupt einer Kritik Würdige von anderm zu scheiden, das hieße also, die Niveaudifferenzen festzustellen.

Gerade das geschieht fast nie.

Man denke sich jemanden, der weder den Namen des Autors noch den Namen des Stückes jemals gehört hat. Man gäbe ihm von einem unserer Normalrezensenten eine Kritik, ein Referat über Shakespeare und daneben eines über Wildenbruch und über Molière, daneben eines über Blumenthal[27] und Kadelburg[28] zu lesen; er wäre nicht imstande zu bemerken, daß es sich hier um Ereignisse handelt, die sich auf ganz verschiedenen Ebenen abspielen. Er würde nicht ahnen, daß ein mißratener Shakespeare, ein mißratener Molière noch immer etwas anderes bedeuten als ein mißratener Wildenbruch oder Blumenthal.

Weder Motive noch Methoden jemals rein nachzuweisen, stets gemischt.

Im täglichen gesellschaftlichen Leben bedeutet das, was wir Klatsch nennen, die niederste Form der Kritik.

Kritiker, die nicht nur innerlich ihr Amt verfluchen, sondern auch während sie es ausüben (Beckmesser: »Ein schweres Amt . . .«). Kaum einer, der nicht selbst ein Schaffender sein wollte.

Verschiedene Kritiker. Abarten.

Dichterische Naturen, moralisierende Naturen, Reporter, Satiriker.

Gilt schon für den Journalisten das Bismarcksche Wort von

dem Mann, der seinen Beruf verfehlt hat, so gilt es noch mehr vom Kritiker. Aber der weiß es noch seltener.

Läßt man sich denn je auf eine Polemik ein, um den Gegner zu überzeugen?

Um zu verhindern, daß irgendein Unsinn sich festsetze, daß er wiederholt werde?

Nein, man polemisiert eigentlich nur zu eigener Beruhigung, um sich selbst noch klarer zu werden, um einen Ärger, einen Zorn abzureagieren.

Manchmal glaubt man ja zu spüren, daß zwei oder drei Menschen, die auf der Gegenseite standen, richtig beeinflußt wurden, aber eine solche Hoffnung verschwindet bald; es ist die Regel, daß auch diese scheinbar Gewonnenen wieder abfallen.

Dem Künstler sind a priori gewisse Vorteile gewährt:

Sein Werk ist zu relativer Dauer bestimmt (wenn es sich nicht um rein reproduktive Leistungen handelt), es steht für die Nachprüfung immer bereit. Es bleiben in diesem Sinn auch schwächere Werke im Verhältnis länger da als die Kritiken, die darüber laut geworden sind.

Der Kritiker hat vorerst (wenn er nicht die Kritik selbst zum Kunstwerk gestaltet) eine begrenzte Wirkungsdauer vor sich, auch wendet er sich an einen kleineren Kreis von Interessenten.

Dem Künstler ist unter sonst gleichen Bedingungen im höheren Maß die Möglichkeit des Ruhmes, äußerer Ehren und materieller Vorteile gegönnt.

Doch auch dem Kritiker stehen apriorische Vorteile zur Verfügung:

Er ist relativ inappellabel, er hat scheinbar das letzte Wort. Der Künstler, der ihm erwidert, setzt sich schon dadurch ins Unrecht, daß er es tut, zum mindesten wird man ihn empfindlich schelten.

(Nur nebenbei bemerkt ist der Kritiker in Hinsicht auf seine kritische Tätigkeit noch viel empfindlicher als der Künstler in Hinsicht auf sein Werk. Kaum jemals, daß er auch nur den geringsten Widerspruch verträgt.)

Ein weiterer Vorteil, daß seine Stimme durch das trügerische Mitklingen seiner hundert oder tausend Leser verstärkt scheint; man glaubt nicht nur die Stimme eines einzelnen, manchmal recht inkompetenten Beurteilers, sondern die aller seiner Leser zu vernehmen.

Sein größter Vorteil aber ist es, daß das Element der Schadenfreude nicht nur im Publikum, sondern auch im Kreise von Künstlern sein mächtiger Verbündeter ist. Die Menschen hören und lesen immer wieder lieber Schlechtes über ihre Mitmenschen, und besonders die Künstler über ihre Mitkünstler, als Gutes. Der Kritiker kann also auf einen umso größeren Beifall rechnen, je unerbittlicher und boshafter er ist.

Dies bildet ein mächtiges Moment der Verführung für den Kritiker; es ist so stark, daß auch Künstler, wenn sie beruflich oder auch nur gelegentlich als Kritiker fungieren, die Eigenschaften des Kritikers ohneweiters annehmen, sich von seinen Motiven bestimmen lassen und seine Methoden anwenden.

Der Kritiker lügt und fälscht innerhalb seiner Berufstätigkeit viel ungezwungener, ausgiebiger und mit besserem Gewissen als jeder andere Mensch innerhalb der seinen, ja als er selbst nach seinen persönlichen Eigenschaften im täglichen Leben oder auf irgendeinem anderen Gebiete zu tun erlaubt fände. Vor allem darum, weil Fälschung nicht nur ein beliebtes Hilfsmittel, sondern, wie hier gezeigt werden soll, geradezu ein Element der Kritik bedeutet. Schon hieraus ist ersichtlich, daß das Wort Fälschung hier nicht in seiner moralischen Bedeutung, sondern zur Bezeichnung einer Methode angewendet wird.

Schon das Kritisieren an sich ist Fälschung dadurch, daß der Kritiker ja naturgemäß nicht einfach das Werk als solches noch einmal unverändert wiederzugeben berufen ist. Schon das Nacherzählen des Inhalts, mag es auch in der gewissenhaftesten und bestwollendsten Art geschehen, ist in einem gewissen Sinne Fälschung und muß es sein.

Kritik über Aufführung von Theaterstücken nicht das einzige Gebiet, wo Fälschung gang und gäbe, aber das beliebteste. Erstens, weil nirgends der Kritiker so sehr gereizt ist durch die Öffentlichkeit des Vorgangs, durch seine höheren Chancen, durch das Interesse des Publikums.

Als Theaterreporter, insbesondere in der Provinz, wird der erste beste engagiert. Nirgends gebärdet sich der Kritiker so toll und so schamlos.

Warum ich diesen Aufsatz geschrieben?

Welche Frage! Selbstverständlich aus Ärger über die schlechten Kritiken, aus Empfindlichkeit etc.

Nun, wir wollen sehen, ob die Kritiker weniger empfindlich sind.

Wer zu wissen wünscht, was in diesem Aufsatz steht, dem rate ich dringend, ihn zu lesen. In den Referaten darüber wird er das Wesentliche nicht finden.

Zu den Methoden.

Die herabsetzende Bezeichnung des Milieus. Schon das Wort Bürger wird heute so gebraucht. Dann Cottagegesellschaft, Semmeringjuden. Auch hier wird verallgemeinert und diese Bezeichnung für das Gesamtpersonal des Stücks verwendet, wenn nur einzelne, eventuell auch gar keiner dazu gehört.

Weitere apriorische Vorteile des Kritikers:

Er scheint umfassend zu sein, wenn er die Horizontenge des Autors beklagt; spricht er abfällig von Einakterchen, so denkt man unwillkürlich, daß er selbst nur große historische Dramen schreiben würde.

Beklagt er das mangelnde politische oder soziale Interesse des Autors, so meint man, sein Herz schlage nur für die Armen und Elenden, kurz, er sei mit nichts anderem beschäftigt als mit den sogenannten großen Fragen der Menschheit.

Man kann natürlich vom Kritiker nicht verlangen, daß er alle Werke des Autors gelesen oder sich aller erinnert oder sie alle in seine Tageskritik einbezieht. Aber dann soll er wenigstens keine literarhistorische Fratze schneiden und bei seiner Reportage bleiben.

Man wird behaupten, ich spräche in eigener Sache. Selbstverständlich. Wenn man überhaupt den Mund auftut in einer allgemeinen Angelegenheit, so spricht man immer auch, und vielleicht ganz besonders, in eigener Sache. Man macht die allgemeine Sache zu der eigenen und die eigene zur allgemeinen Sache.**

Es fragt sich immer, wer es ist, der in eigener Sache spricht, ob die Sache eine gute ist und ob er nur darum spricht, weil es die eigene Sache ist.

Ich kann mit ruhigem Gewissen behaupten, daß das bei mir nicht der Fall ist. Diese Sache hat mich interessiert, längst ehe es meine eigene war. Unter meinen frühesten Papieren liegen Blätter mit der Aufschrift: Die Grenzen der Kritik. Später fügte ich ein: Der erlaubten Kritik. Schon als ganz junger Mensch, als Gymnasiast, längst ehe ich daran dachte, selbst in die Öffentlichkeit zu

treten, war ich verblüfft, empört, angewidert von den Übergriffen, den Leichtfertigkeiten, den Bosheiten, den Unwahrheiten, den Verleumdungen, denen ich immer wieder, insbesondere in den Referaten der Tagesblätter über Theateraufführungen begegnen konnte. Und einfach mein Rechtsgefühl, mein Gerechtigkeitsgefühl, vielleicht schon eine unbewußte Solidarität, die ich mit den angepöbelten Autoren empfand, lehnte sich gegen diese Übergriffe mit umso heftigerer Reaktion auf, als ich zugleich spürte, wie gering verhältnismäßig das Risiko war, das der sogenannte Kritiker zu tragen hatte und als ich das Mißverhältnis spüren konnte, das so häufig zwischen der mehr oder weniger verehrungswürdigen Persönlichkeit der Autoren und der großen Mehrzahl der Herren bestand, deren Beruf es war, sich über die Werke dieser Autoren öffentlich zu äußern. Ich sah bald, daß auf diesem Gebiete nicht die gleichen Gesetze der Wahrheit, der Ehre, ja des Anstands herrschten wie auf andern, ja, daß selbst Leute, die alle diese Gesetze auf anderem Gebiet gewiß bis zu einem gewissen Grad zu wahren gewußt hätten, sich hier ungescheut und ungestraft darüber hinwegsetzten.

Man verstehe das Wort »Fälschung« nicht unrichtig, wenn ich von Fälschung und Kritik spreche. So wenig in Erinnerungsfälschungen Absichtlichkeit oder gar Dolus vorhanden sein muß, müssen diese in den Fälschungen der Kritik vorliegen. Ein Gesetz kommt zum Ausdruck: Die Erinnerung kann nie vollkommen richtig, die Kritik nie vollkommen gerecht sein.

So lange das wissentliche Verschweigen von Vorzügen nicht ebenso als Fälschung und Lüge gilt wie das wissentliche Hervorheben von Mängeln, die überhaupt nicht vorhanden sind, wird es mit der Kritik übel bestellt sein.

Das Schlimme ist, daß nicht nur Leute kritische Dummheiten niederschreiben, die an diese ihre Dummheit selber glauben, sondern daß solche Dummheiten oft genug von klügeren und begabteren, ja ehrlichen Kritikern wiederholt und bekräftigt und propagiert werden, von Leuten, die es eigentlich besser wissen, die aber sehr froh sind, mit dem ihnen von den Dummen gelieferten Material, mit deren billigen Phrasen, manchmal auch mit den gelieferten unbewußten oder bewußten Verleumdungen soviel Übles anzurichten, als die Dummen selbst vermochten.

Der Kritiker wehrt sich gegen sein eigenes Wohlwollen, ja sogar gegen seine Begeisterung aus dem Motiv: »Warum soll ich für einen Menschen, den ich nicht kenne, der mich vielleicht nicht schätzt, Reklame machen?«

Oder einfach: »Was hab ich davon?«

Reserviertheit aus Desinteressiertheit.

Man hat manchmal etwas vom Tadel, aber selten etwas vom Lob, das man spendet.

Angst vor dem eigenen Enthusiasmus, nie vor dem Gegenteil. Atmosphäre des Übelwollens, der Mißgunst, des Hasses.

Kritik und Fälschung.

Paradigmatisches. Der Kritiker Bidou[29], entzückt von *Fräulein Else*, schreibt darüber.

Geraldy[30]: »Haben Sie aber auch alles geschrieben, was Sie mir gesagt haben?«

Bidou: »Mais non; je peux me tromper.«

Auch die Atmosphäre, in der wir leben, gehört zu den Vorbedingungen der Kritik und dadurch auch der Fälschung.

Abfall, Untreue, Urteilslosigkeit, Feigheit auch der Freunde.

Wenn jemand sich herausnimmt, über die Kritiker etwas zu sagen, so halten sich diese nicht erst damit auf, sachlich die Einwände zu besprechen. Sie finden sofort, daß der Antikritiker sich geärgert hat, daß er sich persönlich verletzt fühlte usw. Der Gedanke, daß auch der Kritiker ein fehlbarer Mensch sein, daß die Kritik an sich, wie alles Menschenwerk eine problematische Institution bedeuten könnte, kommt ihnen gar nicht.

Wer über die Kritiker etwas äußert, wird sofort verdächtigt, nur aus Eitelkeit gesprochen zu haben.

Die Politiker, Pfaffen etc. lehnen sich nicht auf.

Eine verlogene Solidarität besteht vor allem zwischen den Journalisten und Kritikern, insoweit sie Stände sind.

Es ist gefährlich, mit einem bestechlichen Kritiker verfeindet zu sein, aber mit einem unbestechlichen befreundet sein, das ist noch schlimmer.

Unzählige Mal knüpft sich die Kritik sogar unbewußt nur an den Namen des Autors, so ist Voreingenommenheit eine der häufigsten Motive der Fälschung. Das Urteil über einen Autor steht manchmal schon nach dem ersten Werk fest. Beinahe niemals wird der Kritiker einen Irrtum eingestehen, es sei denn einen zum Nachteil des Kritisierten. Hier ist die Methode des verlogenen Bedauerns beliebt.

Weiteres Motiv: Die Angst, sich zu weit vorzuwagen. Man will nicht später desavouiert oder will nicht verdächtigt oder gar verspottet werden, weil man einen Autor zu sehr lobt.

Manchmal ist es einfach nur die Angst, für zu enthusiastisch zu gelten, was natürlich viel kompromittierender ist, als boshaft zu sein (Beispiel: Körner).[31]
Oder man erhält enthusiastische Briefe von einem Kritiker, und der Ton der öffentlichen Kritik ist ein ganz anderer.

Ein beliebtes Motiv für kritische Ausstellungen, daß der Kritiker eine politische Anschauung zu bekämpfen sucht, die sich in dem Werk des zu besprechenden Autors ausdrückt oder auszudrücken scheint oder die er bewußt hineineskamotiert.

Beispiel: Man schreibt z. B. ein Marionettenstück, an dessen Schluß ein geheimnisvoller Unbekannter die Fäden zerschneidet. Der Kritiker (Graz, *Arbeiterwille*) behauptet: »Im Hintergrund steht irgend etwas Neues, Zukünftiges, unklar in verschwommenen Umrissen, Menschen, die noch nicht verbraucht sind, nicht beladen mit Vergangenheit, nicht Erben und Puppen, die in Dunkelheit versinken, wenn man die Fäden zerreißt, mit denen die Glieder bewegt werden zu bedeutenden und ach so leeren Gebärden. Und das Publikum im Saal klatscht Beifall, weil man als ›gebildeter Mensch‹ von A. S. begeistert sein muß, klatscht dem Beifall, der gerade gesagt hat: Seht, so seid ihr, Marionetten. Denn das Publikum fühlt sich nie getroffen, weil jeder glaubt, daß der andere gemeint ist.«

Selbstverständlich gelten dem parteipolitischen Kritiker die Bürger, vor denen die Vorlesung stattfand, als die Erben und Puppen, die in Dunkelheit versinken. Das unklare Neue ist der proletarische Zukunftsstaat.

Man beachte auch die Unklarheit. Der Kritiker weiß nicht recht, gegen wen er sich eigentlich wendet – ob er den Autor

als seinen Verbündeten oder seinen Gegner ansprechen soll. Hat der Autor eine Satire auf das Bürgertum schreiben wollen? Könnte es nicht sein, daß er die Kühnheit hat, auch die Proletarier für Marionetten zu halten? Was dem Autor eigentlich vorgeworfen wird, ist nicht klar.

Parteipolitische Forderungen, Interessen, Ansichten.

Sowohl rassen- als klassenpolitische.

Charakterisiert dadurch, daß längst erledigte Albernheiten als kritische Unwidersprechlichkeiten auftreten.

Die Klassenpolitik tritt noch viel dümmer und gröber auf als die nationale oder religiöse. Es entbehrt nicht allen Verstandes und kann durchaus ehrlich gemeint sein, wenn beispielsweise ein stramm deutsch fühlender Mensch in seiner der Großartigkeit nicht entbehrenden Borniertheit die Behauptung aufstellt, ein Jude könne die Seele eines Deutschen nicht begreifen. Eine solche Behauptung ist vor allem dadurch bis zu einem gewissen Grad entschuldigt, daß solche Leute mehr oder minder bewußt nach sich selbst urteilen. Tatsächlich ist das Nicht- und Mißverstehen der fremden Rassen von Seite der Deutschen weit verbreitet, und nach sich selbst unbewußt schließend, trauen sie auch dem Juden nicht zu, daß er fähig sei, die Seele eines Deutschen zu erfassen, und innerhalb mancher niederer Schichten der Rasse wird es ja auch stimmen.

Auch ist der Katholik innerhalb seiner Weltanschauung so fest beschlossen, daß er die Freisinnigkeit ablehnen wird und eine gewissermaßen amoralische und skeptische Einstellung der Welt gegenüber a priori mißbilligt.

Wie aber ist es zu begreifen, daß man immer wieder in manchen sozialdemokratischen Parteiblättern die sogenannten bürgerlichen Schriftsteller herunterreißt und zu verhöhnen sucht? Nicht etwa nur weil der bürgerliche Schriftsteller, man denke, eben aus bürgerlichen und nicht aus Proletarierkreisen stammt. (Und doch beruht die ganze soziale Bewegung darauf, daß der Proletarier – mit Recht – Bürger zu werden wünscht, d.h. Bürger, wie man es vor dem Kriege war, Bürger in dem Sinne, wie er selbst oder wenigstens seine Parteileiter – die gewöhnlich Bürger sind – ihn zu beschimpfen pflegen: ein Mensch mit einer gewissen Sicherheit der Lebensführung, die gerade heute dem Bürger gar nicht mehr gewährleistet ist; bekanntlich ist es heute die Sehnsucht mancher Bürger, Proletarier zu werden und wäre es auch

nur, um der Segnungen der Organisation teilhaftig zu werden.) Nein, er wird beschimpft – weil er Bürger schildert! Weil er die bürgerliche Gesellschaft abkonterfeit.

Anläßlich des *Fräulein Else* passierte es, daß man mir es übel nahm, daß ich ein Bürgermädchen aus ihrer bürgerlichen Seele heraus empfinden, denken und handeln lasse. Und gar aus einer bürgerlich-jüdischen, was für die liberalen Sozialisten und gar für die Juden unter ihnen das allerschlimmste bedeutet. Als wäre das Schicksal eines Schlosserlehrlings oder eines Kohlenarbeiters (ich ziehe vor ihnen den Hut, wenn sie ihr Handwerk verstehen und beklage ihr Los so tief, aber auch nicht tiefer, als das des alternden Arztes, des hungernden Schriftstellers) von vornherein interessanter und dichterischer Gestaltung würdiger als das einer Advokatentochter.

Man wird sagen, es sind die tadelnden Kritiken, die ich die fälschenden nenne.

Nein, auch Lobefälschungen gibt's, aber sie sind belangloser. Vor allem interessieren lobende Kritiken niemanden.

Motive der Lobefälschung:

Aus Freundschaft sehr selten.

Viel häufiger wird einer gelobt, damit der Tadel an einem andern wirksamer gemacht werde.

Lobefälschung aus Parteipolitik – auch in dem Sinn, daß man seine Gerechtigkeit beweist, indem man einen Parteigegner lobt, ja es kann auch Kriecherei vor jener gegnerischen Partei sein. (Man wird mir erlauben hier auf Beispiele zu verzichten.)

Der Lobende ist im allgemeinen nicht sehr erfinderisch.

Jeder Kritiker, der dein Anfangswerk oder irgendein anderes gelobt hat, fällt im Laufe der Zeit von dir ab, wenn du nicht zeigst, daß sein Lob dir irgend etwas bedeutet. Auch die anständigsten und klügsten handeln nicht anders, denn immer ist ihre Eitelkeit stärker ausgeprägt als ihr Urteil. Man vergesse nicht, daß jedes Werk, auch das gelungenste, wie alles menschliche Erzeugnis, nur von relativer Bedeutung sein kann. Mängel sind überall zu finden; und Vorzüge nicht sehen hat niemals als eine Unanständigkeit des Kritikers gegolten, schon darum, weil hier das Gebiet des Unkontrollierbaren beginnt. Das Urteil bleibt nur so lange vollkommen sachlich, als alles Persönliche geradezu mathematisch scharf ausgeschaltet werden kann.

Ursachen.
Allgemeine, persönliche, gelegentliche.
Auch der Titel *Fälscher in Kritik* wäre zu erwägen.
Denn schon Kritik an sich ist in höherem Sinne Fälschung.
Das einfache Nacherzählen fälscht bereits.
(Wenn es nicht Nachschaffen, also wieder Kunst wird.)
Man kürzt, stellt um, stilisiert.
(Hiervon abzusehen, weil zu weit führend.)
Auch nicht von falschen Urteilen soll die Rede sein.
Urteile sind unbeweisbar.
Geschmacksverschiedenheiten, Veränderungen des Geschmacks.
Doch auch die falschen (ästhetischen) Urteile fallen zuweilen in das Gebiet der tatsächlichen Fälschungen.
Es gibt böswillige, leichtfertige und alberne Fälschungen.
Natürlich auch Mischformen – am häufigsten.

Doch wird nicht nur von böswilligen, leichtfertigen und albernen Kritikern die Rede sein, sondern es wird gezeigt werden, daß auch wohlwollende, ernsthafte und kluge Menschen als Kritiker häufig fälschen. Der Grund muß also tiefer liegen. Nicht so sehr im Wesen der Menschen, sondern im Wesen der Kritik.

Vor allem in der *Gegensätzlichkeit zwischen dem Schaffenden und dem Beurteilenden*, ein Gegensatz, der in metaphysische Tiefen führt.

In der Mitte zwischen Schaffendem und Beurteilendem steht der Betrachtende. Der Betrachtende im idealen Sinn ist eigentlich eine Fiktion. Sobald der Verstand beteiligt ist, wird auch absichtslos aus dem Betrachtenden ein Beurteilender, aus dem Schauenden ein Kritiker. (Wer betrachtet, ohne sich zur Kritik veranlaßt zu fühlen, ist schon ein Lobender.) Auch der Kritiker wäre ein Schaffender, hat man gesagt. Ein Wortspiel, das rasch abzutun ist.

Der Kritiker kann natürlich unter gewissen Umständen produktiv wirken: wenn er Zusammenhänge aufdeckt, als Kulturforscher auftritt.

Kritik kann ein Kunstwerk sein.

Es gibt Künstler, die auch als Kritiker Künstler bleiben, keineswegs jeder, eigentlich nur die größten (Lessing, Goethe, Hebbel).

Doch diese gerade wissen am besten, daß das Schaffen und das Beurteilen, also das künstlerische und das kritische Produzieren,

auf ganz verschiedener innerer Einstellung beruht und unter anderen Gesetzen verläuft. Auch der Schaffende (der an sich selbst das Wesen der Künstlerschaft erfahren) unterliegt als Kritiker den gleichen Gesetzen, wie die Kritiker von Beruf oder Gewerbe. Natürlich am stärksten derjenige, bei dem das Schaffensprinzip, das Talent, am wenigsten ausgebildet ist.

Worauf beruht nun die Gegensätzlichkeit zwischen Kunst und Kritik (die zur Feindseligkeit werden kann, aber nicht muß)? Angeborene Eigenschaft des Menschen, sich jeder Erscheinung gegenüber kritisch zu verhalten. Er ist mehr angelegt zum Verneinen als zum Bejahen, zum Bemängeln als zum Loben, zum Besserwissen als zum Eingeständnis seines Schlechterwissens. Auch dies würde auf einen Seitenweg führen (Medisieren über Nebenmenschen etc.), wir wollen uns hier auf Kritik und Kunst beschränken. Gesetz, daß die Neigung, etwas zu kritisieren, abnimmt mit der Entfernung vom Gegenstande.

Also: Je länger jemand tot ist, je entfernter er lebt, je weniger wahrscheinlich, daß ihm selbst das Urteil zu Ohren kommt, umso mehr schwächt die kritische Tendenz sich ab.

Ausnahmen: Wenn ein Kritiker seinen Witz auch an Shakespeare zu üben versucht. Doch besteht hier nicht so sehr die Tendenz der Herabsetzung, als die Eitelkeit, seinen eigenen Witz leuchten zu lassen. Musik und bildende Kunst sind a priori der Kritik weniger ausgesetzt.

Innere und äußere Gründe.

Vor allem: nur verhältnismäßig selten üben verunglückte Künstler des betreffenden Gebiets ihre Macht als Kritiker aus. Die Möglichkeit des Fälschens bei Musik und bildender Kunst ist durch die Natur der Sache eingeschränkter.

Das Material der Kritik ist scheinbar dasselbe wie das der Kunst (das Wort).

Wir nähern uns hier den Ursachen der Fälschungstendenz in der Kritik.

Hauptursachen:
Neid (nicht immer bewußt)
Schadenfreude
Möglichkeit seinen Witz leuchten zu lassen, also Eitelkeit
(Nur witzige, boshafte Kritiker werden eigentlich gern gelesen.)
Weitere Ursachen:
Oberflächlichkeit
Unfähigkeit aufzufassen

Zerstreutheit
Unlust gelten zu lassen
Lust zu schädigen
Zeitmangel
Gelegentliche Ursachen:
Gekränkte Eitelkeiten
Jugendfreundschaften
Zurückbleiben des einen
Empfindlichkeiten
Nicht häufig beginnt jemand a priori als Kritiker.
Die meisten wollten ursprünglich schaffen. *6. 3. 1918*

Als Vorrede zum »Handbuch für Rezensenten«

Dies ist kein Buch der Rache.

Die Frage hat mich längst interessiert, bevor ich persönlich beteiligt war.

Ein Aufsatz aus Jugendtagen: *Grenzen der Kritik.*

Ich habe mich selten gekränkt, öfters geärgert, meist gegraust, immer vergessen.

Ich unterscheide zwischen Kritikern und Rezensenten.

Ich verwahre mich gegen den Witz, daß ich diejenigen Kritiker nenne, die mich loben, und diejenigen Rezensenten, die mich tadeln.

Von der Frage des Talents sehe ich ab.

Der Bequemlichkeit halber nehme ich an, daß ich überhaupt keines habe.

Die Entscheidung über das Ästhetische überlassen wir der Nachwelt. Ich nehme an, daß meine Werke sämtlich künstlerisch mißlungen sind.

Ich werde nur die Unwahrheiten anführen, die erweislichen Unwahrheiten, die über meine Person und meine Werke geschrieben wurden.[32] *23.4.1919*

Zu einem Handbuch des perfekten Rezensenten

1. An wen es sich wendet.
Nicht an den Kritiker, sondern an den Rezensenten.
2. Unterschied zwischen dem Kritiker und dem Rezensenten.

Der Kritiker als Kulturhistoriker, Versteher von Zusammenhängen, selbst Künstler.
Der Rezensent: der Draufkommer, der Zensor, der Anstreicher von Fehlern.
3. Gibt es Übergänge?
Tiefer Wesensunterschied.
Möglichkeit, daß sich der Kritiker in irgendeinem Falle als Rezensent, der Rezensent als Kritiker geriert.
Dies letztere natürlich seltener, denn man kann unter sein Niveau, aber kaum jemals über sein Niveau steigen.
4. Ermutigung des Rezensenten.
Folgende apriorische Vorteile:
Der rezensierte Dichter antwortet nicht, hat keine Zeit dazu, daher muß der Rezensent das letzte Wort behalten.
Der antwortende Dichter ist immer im Unrecht.
Der Ton der Rezension ist verstärkt dadurch, daß die Stimmen der Lesenden und Hörenden gewissermaßen mitklingen. (Geheimnisvolles Gesetz, dem sogar die Eingeweihten unterliegen. Man liest die Rezension nicht als die Meinungsäußerung des einen der sie niederschrieb, sondern als die von allen denen, die sie zu Gesicht bekommen.)
5. Was kann der Rezensent erreichen?
Nicht viel, aber genug. Er kann den Dichter auf einige Zeit verstimmen, kann ihn schädigen; finanziell und moralisch.
6. Welche innere Vorbedingungen machen zum Rezensentenberuf geeignet?
Halbtalent, Mißgunst, Übelwollen, Rachsucht, Unbildung.
7. Welche äußeren Vorbedingungen:
Reporterdeutsch genügt. Immerhin wird die Wirkung durch amüsante Schreibweise unterstützt.
Wirkliche Bildung, tieferes Verständnis oder gar Gerechtigkeitssinn machen zum Beruf des Rezensenten ungeeignet; freilich gelingt es manchem Adepten, dieser schädigenden Gaben Herr zu werden.
8. In welchen Fällen der Rezensent loben soll: Bei Gegenseitigkeitsverhältnis.
Wenn er von dem Gelobten irgendwelche Förderung erwarten kann. Wenn er hofft, andere Künstler, die ihm aus irgendeinem Grunde mißliebig sind, schädigen oder wenigstens ärgern zu können. Wenn er einen gegen den andern ausspielen will.
9. Schwingen des Richtschwertes.

Zuweilen gefällt dem Rezensenten irgend etwas wirklich nicht, so kann er es mit gutem Gewissen tadeln. Dieser seltene Fall hat für seinen Beruf keinerlei Bedeutung.

10. Technik des Rezensierens:[33] *März 1912*

Wenn der Kritiker von einem Künstler behauptet, er sei nicht sonderlich tief oder nicht bedeutend genug, so erreicht er damit nicht nur die Wirkung, bei seinen Lesern für tiefer und bedeutender gehalten zu werden als der, dem er diese Eigenschaften eben abgesprochen, sondern jeder Tropf unter seinen Lesern wird sich mindestens für eine Weile bedeutender und tiefer vorkommen als der Mann, dem das absprechende Urteil gegolten.

1929

Kritik und Fälschung

Rhein. Westf. Zeitung, Essen 16. Febr. 1930. Auch in Schnitzlers »Spiel d. Sommerlüfte« merkt man den Verfall der vis dramatica. Zudem offenbart sich darin das Unvermögen des Verfassers, zu Problemen unserer Zeit Stellung zu nehmen. Das Stück ist von jener Atmosphäre der Vorkriegszeit erfüllt, da die Menschen nur höchst persönliche, niemand außer ihnen interessierende Sorgen hatten und begegnet daher allgemeiner Gleichgültigkeit. Daß es sich dennoch für einige Zeit auf dem Spielplan halten konnte, verdankt es nur Schnitzlers Person, den die Wiener aus einem gewissen Lokalpatriotismus als einen der Ihren betrachten.

Als Musterbeispiel aller möglichen Arten von Fälschung.

1. Es ist nicht Sache des Dichters, zu Problemen einer bestimmten Zeit Stellung zu nehmen. Er kann die Probleme wählen, die ihm belieben.

2. Daß in diesem Stück zu den Problemen unserer Zeit keine Stellung genommen wurde, ist keineswegs ein Beweis dafür, daß dem Verfasser dieses Vermögen überhaupt fehlt.

3. Ob ein Stück von der Atmosphäre der Vorkriegszeit erfüllt ist oder von der Nachkriegszeit, hat mit dem Wert eines Stückes nicht das geringste zu tun.

4. Es ist nicht Sache des Dramatikers, in jedem oder aber keinem Stück die allgemeinen Sorgen der Zeit darzustellen.

5. Auch nach dem Kriege haben manche, ja die meisten Menschen, nur – oder wenigstens vor allem – höchst persönliche, nur sie selbst interessierende Sorgen.

6. Es ist vollkommen unwahr, daß das Publikum im Theater

nur die allgemeinen Sorgen der Zeit und nicht sogenannte höchst persönliche zu sehen wünscht.

7. Selbst wenn das Stück wirklich allgemeiner Gleichgültigkeit begegnete, kann der Grund nicht darin liegen, daß es von der Atmosphäre der Vorkriegszeit erfüllt ist etc., da ja Dutzende solcher Stücke größtem Interesse begegnen.

8. Das Stück wurde 18 Mal aufgeführt und wurde abgesetzt, als der Darsteller des Kaplan sein Gastspiel abbrechen mußte.

9. Es ist noch niemals vorgekommen, daß das Publikum ein Theater deswegen besuchte, weil es dem Dichter einen gewissen Lokalpatriotismus entgegenbringt, oder ihn als einen der Ihren betrachtet. Sonst wäre der Erfolg oder Mißerfolg eines Stücks a priori bestimmt. *[um 1930]*

[Es wird gefälscht:] dadurch daß der Kritiker durch Erwähnung nicht hierher gehörender Dinge Stimmung gegen den Autor macht;

in der letzten Zeit gern, indem man den Verfasser »Bürger« nennt (als ob es an sich zu besseren Werken fähig machte, wenn man ein Proletarier wäre);

dadurch, daß man den Verfasser als wohlhabend oder gar im Besitze einer Villa brandmarkt. Verfasser meist Leute, die selbst einen gewissen Respekt vor geistiger Arbeit haben und eine Verbesserung des schriftstellerischen Lebensstandards wünschen sollten.

›*Psychologische Literatur*‹

Dieses verdächtige Aufjubeln, daß es nun mit der psychologischen Literatur endgültig vorbei sei! Was bedeutet psychologische Literatur? Gehen wir auf die ursprüngliche Bedeutung zurück. (Man kann nämlich alles beschimpfen ohne das geringste Risiko, wenn man nachher behauptet, daß man eigentlich etwas anderes gemeint hat. Also einigen wir uns vorerst.) Psychologie ist die Lehre von der – das Wissen um die Seele. Nach einer Epoche der Schalheit, des Pathos, des Bannertragens, der Phrasenherrschaft, der Feigheit und Bequemlichkeit in Hinsicht auf die dunklen Reiche der Seele entdeckten einige neuere Dichter, was die Großen aller Zeiten wußten: daß die Seele im Grunde kein so einfaches Ding sei. Und insbesondere, daß außer dem Bewußten allerlei Unbewußtes in der Seele nicht nur vorhanden, sondern

auch wirksam sei. Man entdeckte, daß das Gute nicht einfach gut, das Schlechte nicht einfach schlecht sei, daß in den tugendhaftesten Seelen sozusagen sündhafte Regungen, daß in den verdorbensten Züge von Edelmut und Güte nicht einmal verborgen, sondern für den Schärferblickenden sichtbar seien. Man entdeckte ferner – und dies war vielleicht das Wesentlichste – eine Art fluktuierendes Zwischenland zwischen Bewußtem und Unbewußtem. Das Unbewußte fängt nicht sobald an, als man glaubt, oder manchmal aus Bequemlichkeit zu glauben vorgibt (ein Fehler, dem die Psychoanalytiker nicht immer entgehen). Die Begrenzungen zwischen Bewußtem, Halbbewußtem und Unbewußtem so scharf zu ziehen, als es überhaupt möglich ist, darin wird die Kunst des Dichters vor allem bestehen.

Man wirft der psychologischen Literatur vor, sie pflege die Seelenkunde auf Kosten der sogenannten Handlung. Sie tüftle auf Kosten der pragmatischen Darstellung. Auch dieses Wort »tüfteln« gehört zu den zahlreichen, die von der Kritik dolos angewendet werden. Diese dolose Anwendung gewisser Worte ist ein Hauptkniff der Rezensenten. Es gibt manche dieser Art.

Trifft z. B. ein Dialogist den Ton des Lebens, der Wahrheit, so daß auch die tiefsten Dinge in lebendiger oder gar in amüsanter Weise zum Ausdruck kommen, so nennen sie ihn gern einen Plauderer; so wie sie ohneweiters bereit sind, jede andere Art von Sprache, z. B. eine stilisierte, »Papierdeutsch« zu nennen. Gewiß gibt es Papierdeutsch und seichtes Geplauder. Aber der Rezensent kann oder will keine Unterschiede machen, er hat das Wort nun einmal bei der Hand und wendet die Bezeichnung für alle Fälle in herabsetzender Weise an.

Wiederholung der Motive

Niemandem rechnet man sogenannte Wiederholungen der Motive so übel an wie den Dichtern. Der Maler darf dieselbe Landschaft, die gleiche Frau hundert Mal wieder malen; man nimmt es ihm nicht übel, ja man schätzt sein unablässiges Streben, mit dem er sich zu vervollkommnen trachtet. Auch dem Musiker verübelt man es nicht, wenn das gleiche Motiv in einer Sonate und einer Symphonie, einem Lied und einem Quartett wiederkehrt. Der Dichter aber, der nicht etwa ein scharf umrissenes Gesellschaftsbild, nicht etwa eine Gestalt, nein, der ein ewiges,

unerschöpfliches Motiv, Liebe oder Tod, wiederbringt, wird mit scheelen Augen angesehen; die Kritiker spielen die Ungeduldigen, die Verzweifelten.

Dabei vergessen sie für alle Fälle, daß es ja nicht ihre Aufgabe ist, Literaturgeschichte zu schreiben. Sie haben einfach ein Produkt zu beurteilen, das ihnen vorliegt. Daß ihnen nicht verheimlicht werden konnte, es sei von Herrn X., geht sie vorerst bei Beurteilung des Stückes nicht das geringste an. Wäre es etwa von Herrn Y., so wären sie vielleicht entzückt davon. Was hat es mit ihrem ästhetischen Urteil zu schaffen, daß Herr X. früher einmal ein ähnliches oder das gleiche Thema behandelt hat?

Zur Kritik in weiterem Sinne.

Die Gelegenheit ergreifen, um jemanden, dem man übelwill, in ganz unkontrollierbarer Weise herunterzusetzen.

Man erfährt z.B. von jemandem, daß er mit dem oder jenem in Beziehung stehe und sagt dann: »Ah, jetzt sehe ich erst, daß ich mit Recht nichts von ihm gehalten habe.«

In weiterem Sinn.

Bei der Kritik eines Menschen (Analogien).

(Fälschung der Persönlichkeit.)

Als Beispiel der Vortrag von B. in Wiesbaden über mich,[34] der um der feuilletonistischen Wirkung willen mich als einen verbitterten, einsamen Menschen schildert, »ne pouvant se consoler des invectives des jeunes.«

Bei Gelegenheit eines Buches sagen, dieses Buch wird länger leben als so und so viele andere, die heute Erfolg haben.

Von diesem Autor wird man sprechen, wenn die Namen der andern verklungen sind.

Dies ist eine der Methoden von hinten herum. Sozusagen ein Massentotschlag ohne die geringste Gefahr.

Das Loben irgendeines Werkes bis zur zehnten Auflage. (Als wenn die Höhe der Auflage gegen die Trefflichkeit eines Buches spräche.)

Durch Lob eines minderen Werkes das Gesamtwerk herabsetzen. Denn kontrolliert der Leser dieses gelobte schwache Werk, so

wird nicht seine erste Regung sein, der Kritiker hat unrecht oder gar, er ist perfid gewesen, sondern: Diese beste Leistung ist schon recht übel, wie schlecht müssen also die sein, die man bisher fälschlich für gut gehalten.

Zu den Methoden

1. Das einfache, primitive Fälschen kaum hierher gehörig, weil es eigentlich zum Kapitel ›verleumderischer‹ Reporte gehören würde; das Fälschen des äußeren Erfolges, eventuell schon durch den Ton des Berichts:

Der Autor durfte erscheinen etc.

Einfaches Unterschlagen des Erfolges.

Heruntersetzen des Erfolges: Die Freunde riefen ihn hervor.

Zurückführen des Erfolges auf andere Ursachen als den Wert des Stücks oder dessen Wirkung – (Der Schauspieler Soundso verhalf dem Werk zum Siege).

Das Stück wäre nicht erträglich gewesen, wenn nicht Herr Soundso . . .

Die Ausstattung, die Regie . . .

Der Beifall galt den früheren Werken des Autors oder seiner Person.

Das Stück wirkte, weil der Regisseur Trivialitäten ausgemerzt hat usw.

[2.] Das primitive Fälschen:

Das unrichtige Erzählen des Inhalts.

Erzählung in überheblichem, ironischem oder höhnischem Ton.

Das Unterschlagen von Figuren, von Situationen, von Gedanken. (Bequemste Manier – nicht immer nachzuweisen; auch insofern zu entschuldigen, als die Kritik ja nicht den gesamten Inhalt enthalten kann.)

3. Das Statuieren gewisser Voraussetzungen, nach denen ein Werk beurteilt wird (eventuell Parteistandpunkt).

Voraussetzungen allgemeiner Natur, die unsinnig sind, aber wie Dogmen hingestellt werden . . .

Die Diminutiva gehören auch zum Kapitel der dolos angewendeten Worte, z.B. Gefühlchen. Warum? Was nennt ihr so? Nur das primitive Gefühl ist Gefühl? Ist das komplizierte an sich

geringer als das einfache? Auch eine der Irrlehren des modernen Rezensententums.

Das verlogene Bedauern

So erinnere ich mich eines Referates, das ein braver Mann nach der Erstaufführung der *Liebelei* abfaßte. Er verhehlte seine Kränkung nicht, daß er dem Stücke des liebenswürdigen jungen Arztes ein baldiges Versinken in den Orkus prophezeien müsse. (Orkus existiert bekanntlich überhaupt nur mehr für Stücke, er muß überfüllt sein.) Wie hieß nur der brave Mann? Bunzl, wenn ich mich recht erinnere. Erinnert sich noch einer des Namens? Ach, es war ihm bestimmt, noch früher in den Orkus zu sinken oder in die Hölle zu fahren oder zum Himmel aufzusteigen, als es der *Liebelei* geschah. Ob die Kränkung über meine Orkusweihe daran Schuld war?*

Die ehrlichen, sozusagen ehrlichen Tadler, Ablehner, Vernichter sind immer noch eine erträglichere Sorte als die Rezensenten mit dem verlogenen Bedauern. Die es sich nicht daran genügen lassen zu erklären, daß ein Stück auf sie schwach, minderwertig, enttäuschend gewirkt hat; die vielmehr darüber seufzen, daß es mit dem Autor so abwärts geht, daß ein geliebter und verehrter Dichter keine würdigeren Gegenstände gefunden habe als Tod und Liebe und die sich darüber ganz verzweifelt gebärden. Man sieht sie förmlich vor sich, wie sie unter ihrer Enttäuschung leiden; wie sie, stets mit den höchsten Problemen beschäftigt (was man ihren Schriften leider nicht immer anmerkt), den unglücklichen Autor bemitleiden, der sich zu ihrer eigenen Höhe nicht aufzuschwingen vermag. Eine Rezension, das wäre zu wenig; sie schreiben gleich Kulturgeschichte, zum mindesten einen literarischen Abriß, eine kleine Biographie des Autors, wo sie allerdings klugerweise die Werke, auf die ihre Definitionen, ihre Schlußfolgerungen, ihr Bedauern, ihre Verzweiflung nicht vollkommen passen sollten, einfach als nicht vorhanden betrachten. Eine neue Methode der Kritik, den Gestalten des Verfassers die Worte aus dem Mund zu nehmen, um sie gegen den Verfasser anzubringen.

Komödie der Worte:
Moderner Dreck.

Geschmackvoll eingerichtete Seele.
Amüsantes Luder.

Ungefähr, wie wenn man am Schluß einer Kritik über die *Räuber* sagen würde: Friedrich Schiller heißt die Canaille, um es mit den eigenen Worten des Dichters auszudrücken.

Was die Kritik besonders gerne tut, das ist einen äußerlichen Begleitumstand aus Dummheit oder bewußter Fälschung in eine Wesentlichkeit umdeuten, etwas ironisch Gemeintes ernst zu nehmen scheinen und von diesem unerlaubten Standpunkt aus die Position des Künstlers bekämpfen.

Selbst Kritiker von Rang verwechseln Sentimentalität mit Herzenswärme, ruhigen Vortrag mit Herzenskälte. Wenn sie den Autor nicht vernehmlich sich schneuzen hören, glauben sie ihm nicht das Mitgefühl für seine eigenen Geschöpfe.

Die Kritik stellt unberechtigte, ja unerfüllbare, unsinnige Forderungen, und meist im Bewußtsein, daß diese Forderungen so sind. So fordert sie immer wieder Lösung von Problemen, während doch gerade auf der Unlösbarkeit sämtlicher Probleme die Möglichkeit des Dramas beruht.

Der Rezensent schmiedet Waffen gegen dich aus allem, auch aus dem Titel, auch aus dem Untertitel. Bescheidenheit ist ihm Eingeständnis der Schwäche, Stolz ist ihm Dünkel usw.

Immer wieder verwundert man sich, wenn einem etwas als Fehler angekreidet wird, was einem andern zum Ruhm gereichen soll. In einer Kritik über die *Johanna* von Shaw lese ich z.B. als besonders rühmlich vermerkt, daß alle Leute recht haben, daß der echte Dramatiker sich darin verrät, wie die Vertreter der verschiedenen Weltanschauungen aneinander vorbeireden. Gerade das wurde mir so übel vermerkt (z.B. für die Szene Bernhardi und Pfarrer).
Wechsel der Prinzipien.

Bald wird es dem Autor hoch angerechnet, daß er nicht etwa einen bedeutenden Menschen zum Helden gemacht hätte, sondern einen ganz gewöhnlichen Dutzendmenschen. Andere Male wieder wirft man es einem Autor vor, daß sein Held nicht bedeutend genug sei.

Bald wird es dem Autor übel genommen, oder er wird wenigstens geringschätzig behandelt, weil er eine kleine Form gewählt hat; dann wieder wird großartig ausgesprochen, daß es nicht etwa auf die Ausdehnung, den Umfang etc. ankäme.

Eine der dümmsten Phrasen: daß irgendein Mensch, irgendein Ding, irgendein Werk weggefegt ist. Das Charakteristische für diese weggefegten Werke und Menschen ist gewöhnlich, daß sie noch da sind. Das Ewige fegt auch ein Sturmwind nicht weg, das Vergängliche schon ein Lufthauch.

Durch Nachsicht, durch Lässigkeit, durch Übertreibungen wird häufig im lobenden Sinne gefälscht. Und es gibt beinahe keine Art von Lob, durch das nicht andern – manchmal auf sehr dunkeln Wegen und nicht immer absichtslos – geschadet würde. Entwertung der Urteile.

Man wird leicht einsehen, es ist das bequemste, von den Dingen, die einen desavouieren könnten, einfach nichts zu wissen. Daher bleibt Unterschlagen die einfachste Art der Fälschung.

Wie leicht die Kritik es hat schon dadurch, daß auch die Anhänger jederzeit bereit sind, ja sich ein wahres Vergnügen daraus machen abzufallen.

Kritik ist beinahe immer Parteisache; nicht nur zwischen verschiedenen Gesinnungen, Konfessionen, Anlagen bestehen angeborene Gegensätze, auch zwischen der Jugend und dem Alter.

Im allgemeinen müht sich das Alter mehr, die Jugend zu verstehen, als es umgekehrt der Fall ist.

Gründe verschiedener Natur.

Es ist auch notwendiger, daß das Alter die Jugend versteht, denn es hat weniger Zeit, Fehler wieder gut zu machen, Irrtümer zu korrigieren.

Aber es ist eine edlere Haltung, sich ehrlich abzuwenden, als aus Opportunismus Anerkennung vorzuspiegeln, wo Widerwillen besteht.

Der Kritiker will verletzen, es ist sein größter Triumph, wenn es ihm gelang. Zugleich aber macht er sich lustig über den Autor,

dem es gelegentlich anzumerken ist oder der es gar eingesteht, daß er sich verletzt fühlt.

Er liebt es, so zu tun, als wenn er den Ekel des Autors für ein Eingeständnis der Verletztheit oder gar des Ertapptseins hielte.

Das Größenverhältnis eines Werks durch die Bezeichnung ins Lächerliche ziehen, z. B. für ein umfangreiches Werk Monstrum, für ein minder umfangreiches Sächelchen.

Ein Werk auf ein Problem zurückzuführen suchen, dadurch dem einzelnen Gewalt antun, willkürlich umgrenzen (was auch in geistreicher Weise geschehen kann).

Ein Lob, das man einmal gespendet, in irgendeiner Weise zurücknehmen.

So tun, als wenn das frühere Lob eigentlich ein anderer gespendet hätte.

Gelegenheiten benützen, die eigentlich keine sind: Man hält z. B. einem Dichter eine Leichenrede und beschimpft hierbei ganz ohne Anlaß einen andern, noch lebenden.

Wenn du eine Scholle auf ein Grab wirfst, hebe gleich eine zweite auf, um sie einem Lebendigen an den Schädel zu werfen.

Das Unfaßbare, z. B.:

»Der Autor hat vor einiger Zeit durch einen Roman unliebsames Aufsehen erregt.«

Ein anderes Beispiel, anläßlich eines Preises: »Man kann von ihm nichts anderes sagen, als daß er uns im Ausland unliebsam blamiert hat.«

In einer Novellenbesprechung: »Er ist pessimistischer Realist, nichts weiter.« (Immerhin doch auch Schriftsteller.)

Vollkommen unfaßbare Herabsetzungen, die nur im Ton liegen.

Beispiel: »Der Inhalt ist einfach, daß zwei Eheleute . . .« usw.

Die Kritik fingiert in der letzten Zeit zweierlei:

1. daß der Dramatiker überhaupt nur Menschen und Vorgänge aus der allerjüngsten Zeit schildern dürfe – daß für Menschen aus der Vorkriegszeit kein Interesse bestünde oder daß sie wenigstens des Interesses nicht würdig seien;

2. daß im Laufe der letzten Jahre eine andere Art von Menschen auf der Welt existieren, als vorher existiert haben und daß die Interessen der Menschen sich im Tiefsten geändert hätten.

Beide Behauptungen gleich töricht und doch durch ewige Wiederholung und durch die Möglichkeit, auf diese Weise Werke und Autoren herabzusetzen, so suggestiv, daß wir Bemerkungen und Standpunkten dieser Art auch bei ganz klugen Menschen begegnen.

Über das Recht des Dichters, irgendein Werk zu produzieren und zu veröffentlichen, das im Jahre 1912 oder 1914 spielt (genau so wie es sein Recht ist und immer war, ein Werk zu einer anderen Epoche zu schreiben), kann ein ernsthafter Zweifel nicht bestehen. Und daß sich das Publikum auch für andere Menschen und Zustände interessiert als solche, die angeblich erst seit dem Jahre 1918 bestehen, geht schon daraus hervor, daß auch Werke aus der vorhergehenden Zeit immerhin noch gelesen und aufgeführt werden.*

Daß aber Probleme des Tages, weil sie heutig sind, an sich fesselnder oder gar dichterisch ergiebiger seien als solche aus früherer Zeit, ist so unsinnig, daß man kein Wort darüber verlieren kann. Weil das Leben härter, die Menschen notgedrungen ordinärer, die Gelegenheiten zu Verbrechen häufiger geworden sind, sollen Konflikte einer vergangenen Epoche, die sogenannten ewigen Fragen oder auch nur die auf eine andere Zeit beschränkten, sollen die Probleme des *Hamlet*, des *Lear*, des *Wilhelm Tell*, des *Demetrius* – oder auch die des *Michael Kramer* oder des *Einsamen Weges* – an Bedeutung verloren haben?

Es ist die journalistische Einstellung, die sich in solchen Behauptungen kundgibt – der Versuch, »Aktualität« als Kriterium einzusetzen, wo ganz andere, höhere Werte gelten.

Und die unkontrollierbaren Behauptungen.

Der Autor hat eigentlich kein Interesse an der Frage, die er behandelt. Die Figuren haben keinen Kontakt mit dem Publikum.

Man reißt Stellen willkürlich aus dem Zusammenhang und wendet sie gegen das Stück, eventuell gegen den Autor an.

Man folgert aus irgendeinem Werk, obwohl, ja weil es vollkommen gelungen ist, daß der Autor steril geworden ist. (So A. P. nach dem *Großen Wurstl.*)[35]

Man verhöhnt Figuren, die der Autor schon selbst dem Hohne ausgeliefert hat, und versucht so, den Autor dem Hohn preiszugeben.

Man spricht bei einem Stück, das eine große Komparserie erfordert, von den strampelnden Statisten, durch welche der Autor Wirkung zu erzielen trachtet.

Man nimmt Unsinniges als bewiesen an, daß z. B. ein Jude kein Wiener Volksstück schreiben darf.

Man nützt den Titel gegen das Werk aus; z. B. *Liebelei.*

Man hätte das Stück ohneweiters nennen können: Christinens große Liebe.

Nun wird aber die Sache so gewendet, als handelte dieses Stück überhaupt von nichts Ernstem. Es gab einen Kritiker, der lange Zeit von der Zusammenstellung »Liebelei und Sterbelei« lebte.

Man verwendet Worte, die irgendeine Figur des Stückes ausspricht, in perfider Weise gegen den Autor.

Zum Beispiel in der *Großen Szene* spricht der Schauspieler von dem modernen Dreck, den er spielen muß. Der Kritiker bezieht es ohneweiters auf das Stück, das der Autor geschrieben hat.

Man versucht den Dichter dadurch zu verkleinern, daß man den Bezirk seiner Wirkung willkürlich verengt: »Ein in Wien angesehener Dichter . . .«, schreibt z. B. ein Kritiker, der sehr gut weiß, daß der Dichter auch in St. Pölten oder in Amerika sich eines gewissen Ansehens erfreut.

Willkürliche Behauptungen, z. B.: Die Gestalt, die der Schauspieler schuf, war größer als die des Dichters (als die, die der Dichter geschaffen hat).

Man schiebt dem Autor unlautere Motive unter. Spekulation, in rein materiellem Sinne, Spekulation auf verschiedene, hauptsächlich sexuelle Instinkte des Publikums.

Man legt dem Autor irgendeine künstlerische, ethische oder sonstige Absicht unter, die er niemals gehabt hat und wirft ihm vor, daß er nicht erreicht hat, was er wollte.

Man erzählt die Handlung eines Stückes in einer ironischen Form.

Diese Methode läßt sich überall anwenden, bekanntlich ist sie sogar an Shakespeare mit Glück versucht worden.

Man greift irgendeinen Satz, den eine Figur spricht, heraus und stellt sich an, als wäre darin die Meinung des Autors oder gar seine Weltanschauung ausgedrückt.

Zum Beispiel: »Wir spielen immer, wer es weiß ist klug«, sagt Parazelsus, aber nicht ich.

Man könnte ebenso gut zitieren: »Des Lebens Maß heißt Fülle, nicht die Zeit.«

Aber die Kritik wird immer lieber einen Satz zitieren, der den Autor heruntersetzt oder herunterzusetzen scheint.

Man stellt eine unbeträchtliche Partie eines Werkes als das Charakteristische hin. Irgendeine Episode als die Hauptsache. Eine Qualität zweiten Ranges als die wesentlichste Eigenschaft usw.

Man übersieht geflissentlich die Hauptsachen und konzentriert sich durchaus auf irgend etwas Nebensächliches, das dem Autor weniger gelungen sein mag.

Ein an sich lobendes oder auch indifferentes Wort durch ein hinzugefügtes Epitheton heruntersetzen.

Pathos. Man setzt es herunter durch den Zusatz:
schmalziges, öliges.

Rührselig statt ergreifend usw.

Das falsche Bedauern

Nicht immer in dem Sinn, daß dieses Bedauern geheuchelt wäre, sondern daß überhaupt gar kein solcher Grund vorliegt und vom Kritiker nur erfunden wird, um den Künstler dem Mitleid, d.i. also der Verachtung der Mitwelt preiszugeben.

»Die Jugend wendet sich nun von ihm ab« etc.

»Weiter reicht es eben nicht.«

»Er hat nach dem Maß seiner Kräfte gegeben, was er eben konnte.«

Den Autor nach seinem Helden beurteilen. Man spricht von dem kläglichen Helden, jammervoller Unschlüssigkeit usw. und versucht, den Autor dadurch herunterzusetzen.

Die unkontrollierbaren Prophezeiungen.
»Es wird nichts von ihm übrig bleiben.«
»Nach wenigen Aufführungen wird das Werk vom Repertoir verschwinden« etc.

Der übertriebene oder vollkommen unangemessene Ärger des Kritikers über irgendeine Tatsache, die zum Ärger überhaupt keinen Anlaß gibt.**
Es wird z. B. zu einem Dreiakter ein Einakter dazu gegeben (wie es z. B. in Paris meistens der Fall ist), und der Rezensent findet, es war höchst überflüssig, diesen Einakter dazu zu geben usw.

Fälschungen, die auf einer falschen oder unsinnigen oder dolosen Voraussetzung beruhen, z. B.: »Der Autor braucht fünf Akte dazu, um sein Problem abzuhandeln.«
Dem Dichter kam es nun keineswegs darauf an, ein Problem abzuhandeln, sondern er brachte Gestalten in gewissen Situationen.
Weshalb nimmt der Rezensent von vorhinein an, daß es lobenswerter wäre, wenn das sogenannte Problem statt in fünf in drei Akten abgehandelt würde?

Anwendung falscher, unzutreffender Bezeichnungen.
Zum Exempel: Ein Kunstwerk als Kunststück bezeichnen, als Virtuosenstück.

Die unkontrollierbaren Behauptungen, z. B.: »Das Stück geht wie gewöhnlich auf die Nerven.«
»Man erträgt die Sentimentalität heute nicht mehr.«
Hier Verwechslung von Sentimentalität und Gefühl nach Belieben.

Zu den komplizierteren Methoden

Wenn der Kritiker sich mit den Gegnern des zu Kritisierenden ernsthafter beschäftigt als es im Grunde notwendig wäre. Wenn er diese Gegner immer wieder zitiert und den Kritisierten (meistens nur scheinbar) gegen seine Gegner in Schutz nimmt.
Man merkt in den meisten Fällen, daß es dem Kritiker ein ziemliches Vergnügen macht, die Einwendungen zu zitieren, mit denen er angeblich nicht einverstanden ist.

Ist der Kritiker sehr geschickt, so bringt er es dahin, daß der Leser eigentlich wieder nur die Einwendungen in der Erinnerung behält.

Die komplizierteren Methoden

Einer gesteht privat ein Unrecht ein in einem Brief etc., das er in einer öffentlichen Kritik begangen hat. Der Rezensent verurteilt z.B. ein Stück nach irgendeiner Aufführung, sieht es in einer andern wieder und schreibt dem Autor privat: Nun habe er erst mit diesen neuen Schauspielern das Stück wirklich kennengelernt; dabei aber fällt es ihm nicht ein, öffentlich etwa seinen Tadel von einst zurückzunehmen.

Der Kritiker sagt über irgendeine Figur, sie sei nicht kompliziert, sondern konstruiert. Unbeweisbar und zugleich nicht zu widerlegen.

Die Fälschung, um des Rhythmus willen.**

Technik und Methoden des Fälschens

1. Das Nacherzählen an sich, auch bona fide: saloppes, ironisierendes – es kann aber absolut anders werden durch absichtliches Verdrehen.**
   Man unterschlägt im Nacherzählen:
   a) einen Teil der Handlung,
   b) einen Teil der Personen.
2. Ausnützen des Titels, den der Autor gewählt hat, gegen ihn. (Man nimmt den ironisch gemeinten Titel ernst, den ernsten ironisch.) (*Liebelei* –**)
3. Man nimmt die Verpflichtung als gegeben, daß der Autor mit jedem Werk nicht nur auf gleicher Höhe geblieben sein, sondern auch einen Fortschritt gemacht haben muß (man beklagt den Rückschritt),
4. ferner, daß er verpflichtet ist, jedesmal etwas vollkommen Neues zu liefern.* (Dies besonders in der Dichtkunst.)
5. Man nützt den Erfolg willkürlich für oder gegen den Künstler aus. Der Erfolg spricht, je nachdem es dem Kritiker bequem ist, für das Werk oder gegen das Werk.
6. Man reißt Stellen aus dem Zusammenhang,

7. man macht den Autor persönlich verantwortlich für Ansichten, die eine seiner Personen ausgesprochen hat,
8. man imputiert ihm Ansichten, die überhaupt nicht in dem Werk vorkommen, um das Stück herunterzusetzen,
9. man nimmt gewisse Voraussetzungen als dogmatisch feststehend an, die es durchaus nicht sind (die Stufenleiter in der Würdigkeit der Stoffe: Religiöse, soziale, psychologische). Man verwirft dieses Dogma auch wieder, wenn es eben bequem ist.**
10. Man stellt sich an, als spräche man nicht im eigenen Namen, sondern im Namen von andern.** (Das Publikum hat sich gelangweilt . . . Man mutet uns zu . . . Wir sind es müde . . .)
11. Man stellt sich an, als sei man eingesetzt, die Entwicklung des Autors zu überwachen, während man doch als Tageskritiker sich mit dem Einzelwerk zu befassen hat.
So kann man zugleich mit dem stärksten Lob für ein Werk auf die bequemste Weise eine Herabsetzung des Autors verbinden.
12. Man unterlegt dem Werk eine Tendenz, die nicht vorhanden ist und greift sie dann an.
13. Man ist dagegen, daß etwas eine Tendenz hat, man ist aber auch dagegen, daß es keine hat und beklagt sich, nicht zu wissen, auf welcher Seite der Autor steht.**
14. Man gibt vor, daß nur bedeutende Menschen als Helden genommen werden dürfen –
oder nur konsequente
oder nur starke
oder nur edle –
und fällt so moralische Urteile über das Werk (statt ästhetischer), die den Autor zu treffen suchen.
15. Man vergißt immer wieder, obzwar man es sehr gut weiß und gelegentlich auch betont, daß es auf die Kraft der Gestaltung ankommt, nicht auf die Kraft-Äußerungen des gestalteten Objekts.
16. Man fordert, daß der Autor ewige Fragen löst.
17. Eigenart in Einseitigkeit umdeuten.
18. Heuchlerisches Bedauern über den Mißerfolg, über die Rückschritte.
19. Gelegentliche Selbstparodie als beginnende Sterilität deuten.
20. Gewisse Worte durch Betonung, Zusammenhang herabsetzen.
21. Stilisierte Sprache als Papierdeutsch, lebendigen Dialog als Plauderei bezeichnen.

22. Handlung verächtlich machen (Kolportage); Psychologie verächtlich machen (Getüftel).
23. Einen Autor gegen den andern ausspielen.
24. Ein in Mißkredit geratenes Wort gegen den Autor ausnützen (er geißelt, er legt die Sonde an).
25. Man fälscht das Lob durch höhnische Betonung in Tadel um (Der Autor ist in seinem Fahrwasser).
26. Man stellt sich an, als fände man dieselbe Gestalt immer wieder (den Anatol im Bernhardi).
27. Die vollkommen unkontrollierbaren Behauptungen (das Unterschieben von Absichten; behaupten, der Autor selbst hätte kein Interesse an seiner Figur).
28. Unkontrollierbares verdächtigen (Der Autor spekuliert auf Effekte etc.).

Position des Kritikers

Die Vorteile seiner Stellung und die Nachteile.

Der Kritiker hat den Tag, der Künstler die Ewigkeit (in der Idee).

Er hat die Lacher auf seiner Seite.

Er kann bei gegebener Disposition des Autors ihn verstimmen, eventuell in seiner Produktionskraft herabsetzen, ihn materiell schädigen.

Er kann darauf rechnen, daß ihm nicht erwidert wird, daß sogar die groteskesten Fälschungen hingenommen werden.

Denn der Autor weiß, daß er in einer Polemik den Kürzeren ziehen muß.

Erstens ist der Kritiker meist ein besserer Polemiker; zweitens: er hat ein Blatt zur Verfügung und wird schon darum das letzte Wort behalten.

Er hat ferner nichts anderes zu tun, als recht zu behalten, während der Autor weiter produzieren muß.

Dies ist eine Schrift für Rezensenten, nicht für Kritiker.

Also nicht für Leute, die über ein Kunstwerk schreiben mit der Absicht, sachlich und wahrhaft zu sein, ohne an die augenblickliche Wirkung ihrer Worte zu denken.

Für diejenigen, die mit ihrem Schreiben irgendeinen Sonderzweck verbinden, sei es, ihr Licht leuchten zu lassen, irgend

etwas für sich durchzusetzen, ihre Macht zu beweisen, den Verfasser zu verletzen, zu ärgern, zu schädigen.

Die Grenzen fließen. Es gibt Rezensenten, die sich zum Kritiker hinauf entwickeln und umgekehrt.

Geborene Kritiker, die in irgendeinem Einzelfall durch Menschlich-Persönliches verleitet, Rezensenten werden; Rezensenten von Natur, die in irgendeinem Einzelfall durch die Gewalt eines Werkes verführt, oder weil gerade dieses irgendwie ihrem Wesen entgegenkommt, zu Kritikern werden.

Aber im ganzen, denk ich, ist die Sache klar, und kommt dies Büchlein zufällig einem Kritiker in die Hand, die Gefahr besteht nicht, daß es ihn zum Rezensenten erniedern könnte.

IBSEN

Man muß in zwei Dingen über Ibsen hinaus, ja gegen ihn sein. Er hat die Unwahrheit von dem gesetzmäßigen Widerspruch zwischen Leben und Kunst aufgebracht und jene zweite von der furchtbaren und unüberwindlichen Einsamkeit jedes einzelnen.

Leben und Kunst: Wenn Rubeck Irenen besessen hätte, hätte er nicht trotzdem aus ihrem Leib ein Kunstwerk schaffen können?

Daß es Rubecks gibt ist zweifellos, aber was Ibsen von ihm erzählt, macht gewiß nicht das Charakteristische des Künstlers aus. Auch große Erfinder, Ärzte, Börsianer sogar, geben sich an ihren Beruf hin, daß sie nicht dazu kommen oder vergessen oder zu schwach werden, um zu leben.

Aber sie erzählen nichts davon. Ja es fällt ihnen nicht einmal sonderlich auf, daß sie eigentlich gar nicht leben, sondern ausschließlich erfinden oder Kranke behandeln oder auf der Börse spielen.

Das Besondere ist nur, daß dem Dichter alles an sich auffällt, an sich und an anderen, denn das ist sein Beruf.

Ja, Ibsens Leben ... Er war wohl Rubeck, aber auch wenn er nicht aus Irenen das Kunstwerk gemacht hätte – er hätte doch nicht gelebt.

In dem Epilog hat Ibsen seine eigene Lebenslüge aufgedeckt. Freilich sind *Wildente* und *Peer Gynt* und all die andern Stücke sehr gewaltige Ausreden dafür, daß man versäumt hat zu leben, aber es sind doch nur Ausreden.

Ist das Schaffen nicht selbst Leben – wie jede andre intensive Tätigkeit Leben ist?

Das scheint Ibsen nicht empfunden zu haben – wenigstens nicht immer. Keineswegs schließt es sich aus: – Schaffen und Liebesabenteuer haben. Schaffen und Tennis spielen. Schaffen und spazierengehen ... Schaffen und all jenes andre eigentlich viel schöner finden als Schaffen.

Ja, es gibt auch Rubecks. Aber es steht weder fest, daß Rubeck ein großer Künstler war, noch daß seine Statue um ein Haar schlechter geworden wäre, wenn er Irene besessen hätte.

GERHART HAUPTMANN: ZU DEN ›EINSAMEN MENSCHEN‹

Die einsamen Menschen von G. H. haben bei der Aufführung einen tiefern Eindruck gemacht, als ich vermutet. Es ist dies ein Beweis dafür, daß man sich nachgerade zu der Art von Publikum rechnet, unter der man gewöhnlich zu sitzen pflegt und daß ein Stück, dessen große Effekte ausschließlich im Seelischen liegen, in einem großen Theater völlig zu wirken vermag, hat mir viel Hoffnung darauf gemacht, daß man dem Drama gestatten wird, sich auch nach jener Seite hin zu entwickeln, die bisher als novellistisch, als undramatisch stigmatisiert wurde, nach der psychologischen. Gerade dort, wo das G. H. Trauerspiel versucht, seine Wirkung in einer brutalen Tatsache auszusprechen, versagt es bei mir. Der Schluß, wo sich Johannes ins Wasser stürzt, hat mich peinlich berührt. Nicht weil er sich ins Wasser stürzt, sondern weil der tatsächliche Selbstmord auf mich wie eine auf das Publikum berechnete Symbolisierung des Untergangs des Helden, für mich also als überflüssig und gleichgültig wirkte. Zur Tragödie der Neurasthenie, denn eine solche ist das Trauerspiel G. H's., braucht es dieses Endes nicht. Im übrigen zweifle ich nicht, daß der Selbstmord Vockerats dem Dichter selbst sich als innerlich wahr aufgedrängt hat und wenn sich dies mit dem Bedürfnis des »dramatisch« empfindenden Publikums deckte, mag es als ein schöner Zufall hingehen.

Man hat viel darüber gestritten, ob Johannes vom Dichter als bedeutender Mensch gedacht ist oder nicht, und hat vergessen, daß die Frage kaum interessant, gewiß aber für die tragische Wirkung des Stückes nebensächlich ist. Es ist ebenso tragisch, wenn ein bedeutender Mann an einer Umgebung, die ihn nicht versteht, zugrunde geht, als es tragisch ist, wenn ein wenig bedeutender Mensch, der sich nicht verstanden glaubt, dadurch seinen Untergang findet. Wir erfahren von dem großen Werk des Dr. Johannes nichts, nirgends wird angedeutet, daß es bedeutend wäre, er selbst scheint allerdings nicht daran zu zweifeln. Meine Meinung geht dahin, daß des Dr. Johannes Werk ebenso wenig wie er selbst hervorragend sind, oder vom Dichter so gedacht werden. Wohl sind die großen die einsamen Menschen, aber sie stehen ihrer Einsamkeit nicht gerührt gegenüber, sondern begreifen sie so tief, daß sie sich in ihr zuweilen wohlfühlen. Doch mag dies bei Johannes kaum zutreffen, der ja, so unsicher seine

geistigen Eigenschaften sonst bleiben mögen, eine zweifellose Eigenschaft besitzt: seine Krankheit. Denn er gehört, wie ja die meisten Neurastheniker, die an der Grenze der Psychose stehen, zu denjenigen, deren Krankheit mehr als Krankheit und mehr als Eigenheit geworden ist, nämlich Eigenschaft. Und wem er vielleicht deswegen uninteressanter erscheint, den verweis ich auf hundert andre Helden, deren ganze tragische Schuld ihre Erkrankung und deren Sühne Unheilbarkeit ist. – Darum hab ich auch den Tod des Johannes nicht gebraucht. Er wird nicht gesund, ich weiß, es war nicht notwendig, mir das so grob auseinander zu setzen. Für mich hat das schöne und erhebende Stück H's. einen erheblichen Fehler, das ist die Gestalt der Anna Mahr. Mich hat es vor allem gestört, daß sie ihre Marke gleich mit auf die Bühne bringt. Sie ist Studentin, das ist kaum viel besser als die junge Witwe, die auf dem Theaterzettel vieler Lustspiele figuriert, eher schlechter. Sie muß bedeutend sein, das soll uns sofort suggeriert werden. Und von diesem Willen des Autors bin ich umsomehr überzeugt, als weiterhin sorgfältig jedes Wort vermieden wird, durch das Fräulein Mahr ihre besondere Bedeutung zu dokumentieren imstande wäre. Sie spricht nicht gescheiter und nicht dümmer als hundert andre Weiber, die ein bißchen hysterisch sind und ein bißchen in neue Verhältnisse kommen und sich ein bißchen verlieben. Auch gibt uns die Rolle, die sie in dem Stück spielt, durchaus keinen Schlüssel zu der Tiefe des Dr. Johannes. Denn da hier einmal das Geschlechtliche mitzuspielen beginnt, mag nun der Dr. etwas mehr oder minder tief sein, richtig geschätzt wird er gewiß nicht mehr. Jedenfalls aber hat mich der Zweifel, ob dieses Fräulein Mahr wirklich ein besonderes Wesen sei, beträchtlicher gestört als der Zweifel über des Dr. Johannes Bedeutung. Wäre sie doch lieber als einfaches süßes Mädchen in die Frühstück- und Taufstube des Dr. Vockerat hereingeschwebt mit dem so großen verständigen und ewigen Reiz einfach die andre zu sein. Ich hätte nicht nach mehr verlangt und Johannes auch nicht, ich bürge dafür. Er hätte noch ein Übriges getan, er hätte sich jedenfalls von ihr verstanden geglaubt, entweder weil es eben die andre war, in die er sich verliebt, oder weil es an ihm ja wirklich nicht viel zu verstehen gibt, was für das Tragische des Falls fast identisch ist. Für mich im übrigen läge es auch ganz im Charakter des Johannes, wenn er, dessen Seelengebiet nun so sehr dafür vorbereitet ist, in das junge, schöne Geschöpf, das ihm da entgegenkommt, all das blühende

Verständnis hineinillusionierte, das er eben braucht. So erst wird es für mich ein in seinem Ausblick aufs Typische erschütternder Einzelfall: der junge Mann, der sich für bedeutend hält, glaubt nicht verstanden zu werden, das junge schöne Mädchen, unbedeutend wie er, das er für bedeutend hält, weil es ihn versteht, und aus dieser Fülle von Selbsttäuschungen hervorwachsend tragische Entwicklung und tragisches Ende. Notwendig dazu ist natürlich die tiefe Nervenerkrankung des Johannes, denn wäre er gesund wie die Glücklichen es sind, so würde die Sache vielleicht wenig schlimm, sicher aber wenig moralisch ausgehen. Denn die platonische Liebe ist eine Erfindung der Neurastheniker, die sich vor der Blamage der ersten Nacht fürchten. *8. 1. 92*

DOROTHEA ANGERMANN

In einem Kunstwerk handelt es sich nie um ein Problem an sich, sondern immer nur um das Schicksal des Problems in einer Gestalt, es gibt daher im ästhetischen Sinn keine alten und keine neuen Probleme. Es gibt daher auch keine neuen und alten Gestalten, sondern nur wahre und unwahre Gestalten.

Es ist darum so töricht zu sagen (wie es anläßlich der *Dorothea Angermann* geschehen ist), das Problem (daß ein Vater seine Tochter so übel behandle, weil sie von einem widerlichen Subjekt verführt und in die Hoffnung gekommen ist) existiere heute nicht mehr, weil wir zur Frage der Unschuld, der Jungfräulichkeit (angeblich) anders stünden als früher. Die Frage ist nur, ob uns die Gestalt des Pastor Angermann und die Gestalt der Dorothea interessiert. Dramatische Konflikte entstehen immer nur durch die Stellung der Personen gegenüber einem Problem, welches es auch sei, nicht durch das Problem an sich. Es ist zweifellos auch kein Problem, keine Frage mehr, ob ein Kaiser das Recht hat, Sklaven als Fackeln brennen zu lassen, trotzdem wird es nach wie vor erlaubt sein, aus Nero einen Dramenhelden zu machen und so könnte auch die *Dorothea Angermann* eine Heldin sein, selbst für die Leute, die finden, daß es belanglos ist, ob sie von einem widerlichen Subjekt schwanger geworden ist oder nicht (und denen es nebstbei kaum ganz gleichgültig wäre, wenn es ihrer eigenen Tochter passierte).

In seiner Art vorzüglich, aber wie stellt man sich zu der Art?

Ist es überhaupt eine neue Form?

Es ist keine Erzählung, sondern ein Schauspiel in einem Akt, nur daß die Personennamen vor den Dialogen nicht immer ausdrücklich genannt und daß die szenischen Bemerkungen nicht eingeklammert, sondern erzählend im Präsens mitgeteilt werden.

Wäre der Akt (was nur eine drucktechnische Änderung bedeutete) als Schauspiel bezeichnet, so wäre der Verfasser keineswegs dem Vorwurf entgangen, er habe nur eine dialogisierte Novelle geschrieben. Sehen wir von der Bezeichnung ab – wie wirkt das Ganze?

Knapp, aber doch auch gepreßt, konzentriert, aber zugleich gedrückt, stark, aber luftlos, gehetzt nicht nur von Innen aus, sondern irgendwie vom Autor aus nervös und gewollt.

Ist es eine Auseinandersetzung zwischen zwei lebendigen Gestalten?

Nein, es ist ein dialektisches Gegeneinanderspielen höchster seelischer Intensitäten.

Die Charakterisierung der Figuren ist eher pointillistisch versucht durch kurze Aneinanderreihung prägnanter Tatsachen aus der Vergangenheit der beiden, was aber nur für die Frau gilt (schlimme Jugend, Enttäuschung an dem ersten Gatten, Sinnlichkeit, Liebe der Dienerin), während über den Mann nichts bekannt wird, als daß er Advokat von Begabung ist, ja, vielleicht ist diese Begabung sogar nur als Folge seiner Leidenschaft für die Angeklagte anzusehen.

Im wesentlichen wird nur ein Fall entgültig klargestellt an zwei Figuren, nicht aber die beiden Gestalten im Licht ihres Erlebnisses zu vollkommener Klarheit gebracht, was gewiß die höhere Kunstforderung wäre.

Gespielt würde dieser Akt die größten Schauspieler verlangen, sonst käme entweder ein Colportagestück oder ein trockenes Rededuell heraus.

Zwei verhüllte Gestalten in Schwarz, von der Nacht bis zur Unsichtbarkeit verschlungen, in der Hand Degen, die sich kreuzen und im Mondlicht blitzen – das ist das Bild, als das sich jener Dialog in meiner Erinnerung erhalten hat. Geistige Intensitäten, die sich miteinander messen, hinter denen man seltsame Gestalten ahnt, ohne sie sehen zu können. *Mai 1910*

Man könnte sichs so leicht machen wie er, man brauchte nur von seinen Fehlern und Schwächen zu reden und alles unterschlagen, was als Vorzug und Auszeichnung gelten mag.

Aber man verzichtet darauf. Man ist vielmehr geneigt, ihm vorerst alles Lob zu zollen, das ihm gebührt.

Er ist ein Stilist von hohem Rang. Er hat eine ganze Anzahl von Aufsätzen geschrieben, die man als Meisterstücke bezeichnen kann. Er hat mehr Witz und manchmal auch eine höhere Art von Witz als man bei Pamphletikern von nicht übermäßiger Bildung zu finden pflegt. Manche seiner Aphorismen sind den stärksten oder doch den bestgeschliffenen Produkten dieser Art beizuordnen. Er hat oft das wirklich Lächerliche lächerlich gemacht, das wirklich Verächtliche der Verachtung preisgegeben.

Doch wo hat er anerkannt, gelobt, gefeiert, wenn man von den persönlichen Bekannten absieht und denjenigen, die ihn feiern? Dort wo Verschiedenheit der Lokalität, der Rasse, der Konfession eine Distanz schuf.

Wenn man es machen wollte wie er, dürfte man auch ihn um seiner Abstammung, seiner Verwandtschaft, seiner Beziehungen willen verspotten. Man könnte auch gleich ihm, um das Gewicht dieser Ausführungen zu steigern, durch Selbstanzeigen der Welt mitteilen, was für ein hochbegabtes, vortrefflich deutsch schreibendes, tapferes Individuum man vorstellt und wäre am Ende in der Lage, mit noch bedeutenderen Referenzen zu dienen als der Erfinder dieser Methode.

Mit leichter Hand könnte man selbst Trümpfe ausspielen gegen Persönlichkeiten wie Herr Dalago und Herr Ficker.

Aber man verzichtet darauf. Man tritt allein vor, man engagiert sich keine Claque, man teilt ihm mit, ohne lobende Zeitungsausschnitte, daß man ihn für einen hochbegabten Fälscher hält.

Und wer sind die Leute, die er vor allem mit seinem Haß verfolgt? Die, an denen er sich zu rächen wünscht. Irgend jemand, der ihn geohrfeigt hat, einen andern, der ihn als Verleumder vor Gericht zitiert und verurteilen läßt, solche, von denen er weiß, wie sie über ihn denken und solche, von denen er es ahnt.

Ist es sittlicher Ernst, wie in den Selbstanzeigen zu lesen steht, oder sonst irgend etwas Edles, das ihn zum Kämpfer gemacht hat? Ist es Menschenliebe? Ist es Entrüstung? Ist es Mitleid? Hat er sich je gegen irgendeine Macht gewendet, von der ihm wirk-

liche Gefahr droht? Ist es irgend etwas anderes als Eitelkeit, Rachsucht und Galle, die ihn zum Satiriker macht?

So sehr man es bedauern muß, es ist zu befürchten, daß von seinen Tausenden Seiten, deren viele meisterlich geschrieben, und die fast alle wirklich gearbeitet sind, nicht hundert bleiben werden. Nicht etwa, weil er seine blitzende Polemik oft an Kleines und seiner Feder Unwürdiges verschwendet, sondern weil es ihm – und dies ist die Wirkung eines tiefen Gesetzes – doch unmöglich war, ist und bleiben wird, über die tieferen Motive seines Schaffens eine Täuschung dauernd aufrecht zu halten. Die Motive liegen, wie gerade bei einer so außerordentlich schriftstellerischen Intensität nicht anders möglich, im Kern seines Wesens. Und dieser Kern ist Niedrigkeit. Was in ihm wirksam ist, von Früh bis Abend, im Rhythmus seines Bluts, ist Rachsucht und Eitelkeit. Und er müßte niemandem dankbarer sein als denen, die diese Eitelkeit verletzen, diese Rachsucht aufwühlen. Sie begeistern ihn zum Besten, was sein Talent zu geben vermag.

Er beschimpft nicht nur den, gegen den er sich eben wendet, auch alle, die nicht seiner Ansicht sind, begeifert er, so daß man fast von dem Versuch einer Erpresser- und Schreckensherrschaft sprechen dürfte, wenn nicht allzu viel Unbewußtes mitspielte.

Und wenn jedes Wort wahr wäre, das er schreibt (und das werden nach den zahlreichen erwiesenen Verleumdungen, deren er sich schuldig macht, auch seine Freunde nicht zu behaupten wagen), durch all das, was er verschweigt – in Zusammenhängen, wo es ausgesprochen werden müßte – gegen besseres Wissen und Gewissen, hat er es verwirkt, ein großer Satiriker zu heißen. Diese Übung rückt ihn hart an eine Gruppe von Leuten, die man anders zu nennen pflegt. *25. 6. 1912*

JAKOB WASSERMANN: ›DAS GÄNSEMÄNNCHEN‹

Im einzelnen Außerordentliches, Genialisierendes, Stimmung und Seelenblicke.

Als Ganzes, bei allem Reichtum, fragwürdig.

Der Titel ließe an ein Symbol glauben, zumindest an eine Allegorie, doch sind die Vergleichsmomente zwischen dem Helden und der Figur des Gänsemännchens äußerlich und nebensächlich.

Das Wesentliche an Daniels Schicksal ist kaum seine Beziehung zu den beiden Frauen (Gertrud und Leonore).

Soll diese Beziehung aber das Wesentliche bedeuten, so wird die Allegorie oder das Symbol noch abgeschmackter.

Symbole müssen ins Tiefe gehen.

Die Sache wird dadurch nicht besser, daß das Gänsemännchen am Schluß in einer phantastisch-philosophischen, theoretisch-fiebrigen Art in Person auftritt und Zwiegespräche mit dem Helden hält, die, ins Reale übertragen, nichts anderes bedeuten können, als daß Daniel zur Einsicht kommt, Einkehr in sich selbst hält. Wir wollen es hinnehmen, daß hierzu sein Erlebnis mit seiner letzten Frau, mit Dorothea, den Anlaß gibt: wenn auch ohne Überzeugung.

Was bedeutet Daniel? Was bedeutet sein Weg? Was bedeutet die Musik in seinem Leben? Sollen wir ihn als großen Künstler erkennen? Als einen irrenden Menschen, dem am Ende (wodurch?) Erleuchtung wird? Geschildert ist er als ein vollkommen unleidliches, düster-trockenes Individuum, verschlossen, ja verbohrt; und den Leuten, Männern wie Frauen, die das Tiefe oder Große, das verborgen Gütige seines Wesens erkennen, muß viel guter Wille und Ahnungsvermögen zugesprochen werden. An sein musikalisches Genie muß ich natürlich glauben, wenn es der Autor wünscht, denn es gibt keinen Gegenbeweis.

Daß am Schluß alle seine Manuskripte verbrennen, wenn dies auch mit einer gewissen geheimnisvollen Notwendigkeit durch die wohl in seinem Wesen begründete Verbindung mit einem Geschöpf wie Philippine motiviert scheint, wirkt doch wie eine Ausflucht des Autors. Was aber bleibt von Daniel übrig, wenn er kein musikalisches Genie ist?

Wir sehen ihn nur an gewissen Etappen seiner Entwicklung. Über die wichtigsten Jahre, die er durch die Welt irrend verbringt, gleitet der Verfasser allzu rasch dahin. Oder sind diese Jahre nicht so wichtig? Man sollte es doch glauben, denn in dieser Zeit müßte sich die Wandlung vorbereiten.

Als was sollen wir ihn am Schluß betrachten? Als einen Edelmenschen, als einen Erzieher zum Guten und Schönen? Als einen Mann, der durch sein Wesen allein auf seine Umgebung so wundersam reinigend, anfeuernd und emporziehend wirkt? Ich verspüre diese Wirkung nicht. Ich muß daran glauben oder auch nicht, wie an sein musikalisches Talent oder Genie.

Der Versuch, die Kompositionen Daniels dichterisch zu schildern, geschieht manchmal mit so feinen Mitteln, daß wir tatsäch-

lich von der Art seines musikalischen Talents eine leise Vorstellung zu gewinnen glauben. Manchmal freilich gemahnen diese Erläuterungen an den von Journalismus nicht ganz freien Stil der Programmbücher, in denen man uns die Notenbeispiele schuldig geblieben wäre. Das Verhältnis des Autors zur Musik im Ganzen genommen wurde mir an einer Stelle etwas dubios.

Es heißt (ungefähr): In diesem Augenblick erkannte Daniel die Schönheit des D-Dur-Dreiklangs.

Das ist genauso unsinnig, wie wenn von einem Maler gesagt würde: Er erkannte die Schönheit des Kobaltblau. Oder von einem Dichter: In diesem Augenblick erkannte er die Schönheit des Wortes: Rettich oder Sonne oder Schnadahüpfl.

Klänge, auch Dreiklänge natürlich, ebenso wie Worte (oder Wortfolgen) werden erst schön, ja werden erst Kunst durch ihre Beziehungen zu anderen Klängen und Worten. Natürlich kann die Stimme schön sein, mit der ein Wort ausgesprochen wird, es kann das Klavier einen schönen Klang haben, auf dem wir den D-Dur-Dreiklang anschlagen, aber dann bedeutet eben der D-Dur-Dreiklang nichts anderes als der As-Dur- oder E-Dur-Dreiklang bedeutete.

Daß in diesem Roman gerade ein Bild des Deutschland der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gezeichnet sein sollte, will mir nicht eingehen. Damit, daß einmal Bismarck in Person vorbeifährt, daß von Wagner gesprochen wird, daß wir einmal Bruckners Orgelspiel zuhören, bekommt das Ganze keineswegs den, wie man vermuten möchte, vom Autor angestrebten, zeitlich bestimmten Charakter. Dies betrachte ich keineswegs als Fehler. Dargestellt wird das ewige Kleinbürgertum in seiner Flachheit, Bösartigkeit, kurz, in jener Philistrosität, die man wohl am besten als den letzten Zustand von Flachheit und Bösartigkeit bezeichnen kann.

Dieses Kleinbürgertum, das gefährlich, ja durch seine Macht gewissermaßen groß wird, da es den Genius mißversteht, verfolgt, bekämpft, vielleicht auch manchmal vernichtet.

Es ist ein wahrhaft romantisches Werk, und man könnte sagen, daß der Stil durchgehalten ist, wenn nicht gerade am Schluß Dogmatisierendes, zumindest Moralisierendes, vorwaltend würde.

Gestalten wie die der drei Frauen, Gertrud, Leonore und Dorothea, sind von hohem dichterischem Rang. Unvergeßlich besonders die in der Glaskugel stehende Leonore. Vorzüglich manche von den Nebenfiguren, an deren einigen man vielleicht nur tadeln

muß, daß sie ohne Rücksichtnahme auf die Ökonomie des Ganzen nicht Nebenfiguren geblieben sind. Doch wäre es akademisch, wollte man es dem Dichter verübeln, daß er einer so kostbaren Figur wie beispielsweise dem Carovius einen so weiten Raum sich auszuleben gegönnt hat. In dieser Figur steckt meines Erachtens mehr Gestaltungskraft und Idee (was auf einer gewissen Höhe der Kunst das gleiche bedeutet) als in der Hauptfigur.

Bei manchen anderen Episodenfiguren läßt sich der Autor durch seine Laune, durch seinen Reichtum an Einfällen, wohl aber auch durch seine Neigung zum Skurrilen und Bizarren manchmal zu einer Weitläufigkeit verführen, die der inneren Bedeutung der Figuren und dem Roman als Ganzem nicht völlig angemessen erscheint. Speziell in Philippine triumphiert die Absurdität nicht selten über das Dämonische. Auch die Puppenspielerei des alten Jordan entbehrt irgendwie der letzten Notwendigkeit. Es ist gewissermaßen nichts als ein Einfall mehr. Ohne Vordringlichkeit und daher umso wirksamer fügt sich die Hjalmarisierende, dabei doch eigenartig und lebendig bleibende Gestalt des Philipp Jason ein.

Es muß seine tieferen Gründe haben, daß die beiden männlichen Figuren, die dem Helden des Romans herzlich näher treten, blasser geblieben sind, als jene andern, die sich ihm feindselig gegenüberstellen. Für Benda gilt das weniger als für Eberhardt.

Es gibt Stellen, an denen ich zweifelhaft geworden bin, ob die vom Autor beliebte Technik der größeren und kleineren Augenblicksbilder (oberflächlich ausgedrückt) richtig gewählt war. Solcher Stellen gibt es freilich nur sehr wenige; dort, wo mir der herausgegriffene Augenblick für den Fortgang oder für die Idee des Ganzen nicht wesentlich genug schien.

Selbst wenn wir uns mit der Atmosphäre, mit dem Stil, mit der Grundstimmung so weit vertraut machen, daß wir das eigentümliche Element von Erhöhung und Halbdunkel, in das die Handlung getaucht ist, als Leben, als Lebensabglanz zu empfinden bereit sind, werden wir in einzelnen Momenten an der höheren Wahrheit irre. Es sind die wenigen Partien, wo dem Autor diese Halbdunkelei gewissermaßen Selbstzweck wird.

Zum *Gänsemännchen.* Nachträgliches

Ein weiterer Vergleichspunkt zwischen Daniel und dem Gänsemännchen ist natürlich der Aufenthalt hinter dem Gitter des Marktplatzes. Die eigene Unbewegtheit, das Treiben ringsum.

Aber auch hier ist das Symbol nichts Zwingendes (bei einem anderen Helden vielleicht). Wunderschön die Maske der Zingarella; insbesondere die wahrhaft tiefen, beinahe ins Unergründliche gehenden Zusammenhänge zwischen der Maske und dem Urbild. Hier wie auch in anderen Partien, zum Beispiel in der Schilderung von Dorothea, wird eine Höhe des Dichterischen erreicht, wie nur die Darstellung eines Realen sie zu geben vermag, dessen Wurzeln aus dem Metaphysischen ihre letzte Kraft holen.

Stilistisch: Es heißt an einer Stelle (ganz ungefähr): Wir wollen nicht schildern, wie Leonore und Daniel – wir wollen die Vorhänge herunterziehen usw. Das scheint mir hier ein unkünstlerischer Behelf, was noch mehr durch die etwas moralisierende Begründung betont wird, die der Autor für notwendig hält. Es ist seine Sache, ob er gewisse Dinge innerhalb seiner Erzählung unausgesprochen läßt oder nicht. Keineswegs hat er darüber Rechenschaft zu geben, darauf hinzuweisen, sich zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Eine stilistische Wendung in der Art der hier erwähnten, ein plötzliches Vordrängen des Erzählers, ein Intimerwerden mit dem Leser, ein Reden ins Publikum, ein Aufdecken der Technik scheint mir nur in der humoristischen Darstellung erlaubt. So wirkt es gewiß nicht störend, wenn es an einer anderen Stelle heißt: Wir wollen sie die Langmähnigen, die Traumverlorenen nennen. Ja, hier wird sogar eine humoristische Wirkung erzielt, die durchaus in dem romantischen Charakter des Romans liegt. An einer solchen Stelle, wo der Leser gleichsam Atem holt, Atem holen darf, weil es weniger ernst zugeht, mag ihn der Autor einmal auch gewissermaßen von der Bühne her vertraulich grüßen.

Eine weitere stilistische Besonderheit: Der Dichter nennt gelegentlich eine seiner Figuren wunderlich, irgendeine Situation bezeichnet er als skurril, etc. Nun gibt es manche Urteile, die der Autor unbedingt dem Leser überlassen muß. Er muß es dahin bringen, daß der Leser eine Gestalt als wunderlich, eine andere als bedeutend erkennt, daß er sich in irgendeinem Augenblick zu dem Ausruf gedrängt fühlt: Wie bizarr, wie skurril, wie lächerlich! Er darf auch dieses Urteil irgendeiner Gestalt, die sich in der von ihm geschaffenen Welt bewegt, in den Mund legen, doch ihm selbst bleibt es verwehrt, sich in dieser Weise zu äußern. Auch bei dem naiven Leser fördert er durch einen solchen Beeinflussungsversuch einen Geist des Widerspruchs, den niederzuhalten doch mit anderen höheren, seine ununterbrochene Aufgabe ist. *Dezember 1914*

Olivia als pathologische Erscheinung eingeführt, daher kann an ihr eigentlich nichts exemplifiziert werden.

Hierin zeigt sich schon des Autors Hang zur Willkür.

Willkür ist ferner in der Auswahl des Materials, durch welches uns der Krieg lebendig gemacht werden soll. Die Anekdoten an sich trefflich, fesselnd, fast alle glänzend erzählt, aber bleiben Anekdote, weil der Weg zur Wurzel fehlt. Irgendwo müssen Figuren und Einfälle jedes geschlossenen Kunstwerks zusammenlaufen, ganz in der Tiefe. Wir müssen nicht bis hinsehen, aber unsere Empfindung für diese Einheit ist untrüglich.

Die Erzählung als Ganzes nicht glücklich komponiert. Bei manchem episodistisch gehaltenen Teil, besonders im ersten Drittel, wünschten wir nähere Ausführung.

Das Ende durchaus willkürlich. Die Wandlung Lamms wird uns nicht plausibel. Der Tod Olivias wirkt durchaus als Zufall. Sie könnte vorher im Spital an einer Infektion sterben und von der Lungenentzündung wieder genesen. Etwas Süßliches, Absichtliches, zutiefst Unwahres ihr Tod unter Rosen. Auch hier Willkür und irgendwie Selbstgefälligkeit.

Ähnlich wirkt die Vision der Olivia, gegen die als solche nichts einzuwenden ist, die aber ebensogut an anderer Stelle stehen oder ganz fehlen könnte.

Dasselbe gilt für die mäßig interessante Geschichte der Nina Senoner, die gewissermaßen wie ein tragisches Couplet wirkt, gleich manchen anderen Partien des Buches.

Im Dialog starke und interessante Einzelheiten. Daß die Auseinandersetzungen am Ende nirgends hinführen, wäre nicht zu bemängeln, wenn nicht oft genug die Prätention des Autors allzu deutlich würde, zu einem Resultat in ideologischem Sinn oder wenigstens in dessen Nähe gekommen zu sein.

Das Bild mit der unsichtbaren Lampe ist weder sehr zuteffend noch in der Durchführung poetisch.

Manchmal wirkt das Ganze wie der Entwurf zu einem Roman, wie zusammengetragenes Material, das noch nicht gesichtet ist.

So kann man diesmal nur von der Erzählungskunst im Detail, aber nicht von einer kunstvollen Erzählung sprechen.

Zusammenfassend könnte man sagen, daß man beinahe bis zum Schluß gefesselt, zum Schluß aber nicht nur enttäuscht, sondern sich irgendwie als der Genasführte erscheint. *Feber 1916*

Sollte in diesem Roman ein durchaus widerwärtiger, böser Mensch geschildert werden, dessen Wirkung auf andere durchaus unbegreiflich bleibt, da sie immer nur mitgeteilt wird, ohne daß sie jemals einleuchtend würde, so ist die Absicht gelungen.

Da dies aber nicht der Vorwurf des Verfassers gewesen sein dürfte, so ist anzunehmen, daß er einen dämonischen Mann gestalten wollte, der seine Wirkung, insbesondere auf die Frauen, nicht nur seinem Reichtum, seiner eleganten Erscheinung, seinem Hochmut, sondern auch etwas Inkommensurablem verdankt, als welches wir wohl die Dämonie bezeichnen dürfen.

Von dieser Wirkung auf die Frauen wird uns allerdings nur erzählt. Innerhalb des ganzen Zeitraumes, in dem der Roman spielt, etwa ein Jahr, erleben wir nichts Erhebliches von dieser Wirkung, ja sonderbarerweise berührt der Held in dieser ganzen Zeit kein weibliches Wesen, was dem Verfasser nicht einmal aufzufallen scheint. Er hat ein junges Mädchen, eine Art Gesellschafterin aus Offiziersfamilie verführt (vor Beginn des Romans). In aller Bescheidenheit will sie von ihm geheiratet sein, er erfüllt diesen Wunsch aus einer nicht unbegreiflichen Scheu vor Skandalen und dergleichen, aber er rächt sich dafür an ihr, man kann es wohl nicht anders nennen, nicht nur indem er sie nicht nur nie wieder berührt, sondern, obwohl sie als Frau in seinem Hause lebt, sich absolut nicht mehr um sie kümmert, nicht mehr mit ihr zusammen ist, ja, keine Silbe mit ihr spricht und sein Junggesellenleben (wir erfahren davon nicht viel mehr, als daß er Gesellschaften besucht, zu Ronacher geht und bei Sacher speist) weiterführt.

Nelly Pochinger, ein junges Mädchen, gesteht ihm ihre Liebe, küßt ihn glühend an einem Ballabend und verlobt sich noch an demselben Abend, weil sie von seiner Verlobung erfuhr, par dépit, mit einem andern, sehr unbeträchtlichen jungen Menschen. Auch diese Beziehung ist damit endgültig erledigt.

Die nahezu fünfzigjährige Gräfin Jolanthe Frankenberg plaudert mit ihm erotisch, besucht ihn einmal unerwarteterweise in seiner Villa. Sie sentimentalisieren und geistreicheln über versäumte Gelegenheiten. Noch am selben Abend stirbt sie an einem Herzschlag. Auch sie hat er nicht angerührt.

Die Superba, eine Tänzerin bei Ronacher, interessiert ihn. Er läßt, noch ohne sie persönlich zu kennen, mit vielen Umständen

und großen Kosten – Edelsteinhändler in allen Weltteilen werden bemüht – eine Amethyst- und eine Bernsteinkette für sie verfertigen, bringt sie ihr ins Hotel Bristol, natürlich in einer bewußten, auch ihm selbst bewußt werdenden theatralischen Weise, ästhetisches Gespräch zwischen den beiden, sie tritt mit diesen Ketten geschmückt bei Ronacher auf, er sieht sie, besucht sie aber nicht mehr. Sie schreibt, telegraphiert ihm immer dringender, endlich glühend. Er läßt es sich nicht gefallen, daß irgend jemand sich einbilden dürfe, in dieser Weise über seine Existenz zu verfügen, kommt nicht, ja antwortet nicht einmal, bis sie endlich einen Selbstmordversuch macht, wodurch sie von der Liebe zu ihm endgültig genesen scheint. Auch die Superba hat er nicht berührt und man fragt sich, unter welchen Umständen sich dieser dämonische Herr überhaupt zu einem Liebesverhältnis entschließen würde, da er einerseits zu stolz ist, um selbst zu werben, und andererseits zu hochmütig, um seine Freiheit allzusehr besorgt, als daß er einer Werbung von weiblicher Seite nachgeben würde. Aber auch von irgendwelchen leichteren Beziehungen erfährt man absolut nichts und die ganze Führung des Romans läßt schließen, daß keine solche Beziehung stattgefunden, auch nicht die leichteste, flüchtigste, da sonst, gerade innerhalb dieses Romans, irgendwie dieser Tatsache Erwähnung getan hätte werden müssen. Vor Beginn des Romans hat Georg, nach Angabe des Verfassers, ein geradezu fabelhaftes Glück bei Frauen und Mädchen gehabt.

Das eigentliche Thema des Romans ist Georgs Verhältnis zu Maria Anunziata.

Wie schon gesagt heiratet er sie aus Scheu vor Skandal, worauf sie für ihn gewissermaßen als Wesen auslöscht. Sie bekommt ein Kind. (Daß er sie ihrer Schwangerschaft wegen geheiratet hat, vergißt er beinahe, so daß er über die Geburt des Kindes ein wenig erstaunt ist.) Er kümmert sich um das Kind genau so wenig wie um sie, benimmt sich, da er eben von einer Jagd zurückkehrend nach der Geburt des Kindes in sein Haus kommt, halb als Bösewicht, halb als Schafskopf, kümmert sich um die beiden Wesen nicht, ohne in dieser ganzen Zeit durch irgendein Erlebnis, durch irgendeine Leidenschaft abgezogen zu sein, und sein Benehmen gegen das stille, sanfte, gütige Wesen, ebenso empörend als unbegreiflich, sollen wir immer nur aus seiner Erbitterung darüber verstehen, daß sie ihn gegen seine innerste Natur zu einer Heirat, zu einem Aufgeben seiner Freiheit ver-

anlaßt hat, um so unbegreiflicher, da er keinen Augenblick daran denkt, sich irgendwie behindern zu lassen.

Eines Tages, weil ihn das schlechte Wetter ärgert, reist er ab. Beim Wagen sagt ihm der Kammerdiener in auffallendem Ton irgend etwas über die gnädige Frau. Er interessiert sich für den Schluß des Satzes gar nicht, fährt auf die Bahn, reist nach Kairo.

All dies ist vollkommen unglaubhaft. Schon deswegen, weil immer wieder Georgs gute Manieren betont werden. Ja, er geht sogar zum Begräbnis von Jolanthe Frankenberg, obwohl ihm Leichenbegängnisse sehr zuwider sind, nur um den Formen zu genügen. Und dieser selbe Mensch, selbst wenn wir an seine ungeheuerste Herzenskälte glauben sollen oder an seine Dämonie, der sollte ein reizendes junges Wesen, das schließlich noch vor wenigen Wochen seine Geliebte war, einfach darum, weil sie ihm nicht etwa erpresserisch oder drohend, sondern ganz selbstverständlich, ja schüchtern-zärtlich von ihrem Zustand Mitteilung gemacht hat, und weil er sich dann verpflichtet gefühlt hat, sie zur Frau zu nehmen und dadurch ein Ehemann geworden ist, der sollte daraufhin nicht nur diese Frau, sondern auch das Kind, das womöglich noch unschuldigere Kind, in dieser boshaften und überdies unsäglich albernen Weise behandeln? Die Welt muß danach entschieden vermuten, daß er nur einem Zwange nachgegeben, als er diese Heirat schloß, was seinen Stolz aufs tiefste verwunden müßte, oder, daß Maria Anunziata (das »Anunziata« wird niemals vergessen) sich irgend etwas Gräßliches gegen ihn habe zuschulden kommen lassen, was wieder eine Blamage für ihn, gerade für ihn, wäre. Seinem Wesen, das der Verfasser uns suggerieren will, würde es viel mehr, ja einzig entsprechen, wenn er seine Gattin vor der Welt mit vorzüglicher Rücksicht behandeln und sie nur unter vier Augen, am häuslichen Herd, für das, was sie ihm eben seiner Ansicht nach angetan (sie wagt es, ein Kind von ihm zu bekommen, ihr Vater ist Major und Georg möchte keinen Skandal haben), büßen ließe.

Er kommt in Kairo an, erhält zwei Telegramme, sowohl die Frau als das Kind sind gestorben. Nun wäre es wieder innerhalb seines Wesens, wenn er sich von dem Tod dieser beiden Menschen so wenig anfechten ließe als bisher von ihrer Existenz. Statt dessen reist er sofort wieder zurück und schon während der Heimfahrt beginnt die Wandlung in ihm, die Einsicht, daß er gefehlt, das Erkennen, was Maria Anunziata ihm, was er ihr gewesen, sogar für das Kind erwacht ein Gefühl in ihm, und er begreift,

was er verschuldet, was er gesündigt, ja, was für ein Schurke er gewesen. Wenn es dieser Tod ihn begreifen macht, hätte er nicht längst eine Ahnung davon haben müssen? Und wenn ihm bis dahin keine Ahnung kam, sollen wir es wirklich für möglich halten, daß er es jetzt mit einem Male begreift? Überall Willkür des Autors, nirgends seelische Notwendigkeit. Es hilft nichts mehr, wenn er sich nun auf die Seite des empörten Lesers zu schlagen scheint und sich über den eleganten Georg, der ihm doch weiß Gott so unsäglich imponiert hat, in abfälligster Weise (trotz einem Moralisten), man könnte fast sagen, mehr richterlich als dichterisch, auszulassen weiß. Wir lassen uns auch nicht dadurch täuschen, daß er seine Anklagen dem Helden selbst in die Seele oder in den Mund legt und ihn bereit erscheinen läßt, durch Selbstmord oder, immerhin eleganter, durch ein Duell, seine armselige Existenz abzuschließen. Daß auch seine Mutter ihn jetzt mit Verachtung und Haß straft, ist uns verständlich. Daß sie es aber ebenso spät tut wie der Verfasser selbst, erscheint uns mehr eine Forderung des Effekts als der Wahrheit.

Wohin begibt man sich in seiner tiefsten Verzweiflung, wenn man mit dem Dasein abgeschlossen hat? Ins Hotel Bristol. Dort setzt man sich zu guten Bekannten (auch Nelly Pochinger ist dabei), hält es aber begreiflicherweise in dieser Seelenverfassung nicht lange aus und flieht – wohin? – natürlich in die Bar des Hotel Bristol. Hier wartet das Schicksal, Anton Maurer, die beste Figur des Romans, nicht nur weil er dem Helden ein Glas Cognac ins Gesicht schmeißt. Er hat nämlich auch Maria Anunziata geliebt. Das ersehnte Duell naht. In Georgs Garten findet es statt. Er will natürlich sterben. (Ich persönlich werde nun lebhaft an den *Mörder* erinnert.) Nur ein Streifschuß. Anton Maurer bleibt allein bei ihm. Nicht sehr korrekt, was die Sekundanten selbstverständlich empfinden; aber was ist in diesem großen menschlichen Moment für Georg, für Maurer, ja sogar für den Autor Korrektheit, Chic, Eleganz und Hochmut? Georg weint. Er sinkt dem dicken Maurer an die Brust. Der tröstet ihn. Es wird schon gehen, sagt er.

Wir aber zweifeln, daß es gehen wird. Denn wenn sich Georg in seine herrliche Villa begeben und seinen Kammerdiener rufen wird, damit ihm dieser beim Umkleiden behilflich sei, wird er selber mit seinem bekannten hochmütigen Lächeln vor sich hinsagen: Du wolltest mich umbringen, Maurer? Komischer Einfall! Dazu müßt ich doch vor allem auf der Welt gewesen sein.

Weiteres zur *Klingenden Schelle*

In einem halbunbewußten Gefühl der Unechtheit übertreibt der Verfasser und nach einem künstlerischen Gesetz ist er dadurch verurteilt, sich selbst zu parodieren.

Aus Unwahrheit folgt mit Notwendigkeit Übertreibung.

Die Geste wird übertrieben, da sie den Ausdruck einer Seelenregung darstellen soll, die gar nicht vorhanden ist.

Ein Mensch von Formen wird Maria nie so behandeln, wie es uns von Georg erzählt wird, ebensowenig die andern Leute und seine Dienerschaft. Er wird zum Beispiel dem Diener einen Auftrag nicht mit den Worten geben: »Der Professor Warteneck soll kommen, sofort, sofort!« Sondern er wird sagen: »Ich lasse Herrn Professor Warteneck bitten, so bald als möglich zu kommen.« Diese Kleinigkeiten sind sehr bedeutungsvoll. Denn, was besonders charakteristisch an Georg sein soll, ist ja der ungeheure Widerspruch zwischen der Vollkommenheit in jeder äußeren Form und der Dunkelheit, ja der Bosheit seiner Seele. *24. 3. 1915*

BEMERKUNGEN ZU ›L'ENFER‹ VON BARBUSSE

B. schildert eine Art von düsterem Dilettanten, der in einem Pariser Gasthof durch eine zufällig entdeckte Mauerspalte sieht und hört, was im Nebenzimmer vorgeht.

Warum diese Fiktion, fragt man sich?

Der Dichter ist doch eben ein Mensch, der ohne jede Mauerspalte und ohne jedes Schlüsselloch weiß, was in sämtlichen Gasthofzimmern und Privatgemächern der Welt vor sich geht.

Es gibt Beispiele ähnlicher Fiktion in der Literatur.

Das klassische: *Diable boiteux* von Lesage.

Der Teufel Asmodé deckt die Dächer der Häuser ab und zeigt dem Studenten, was im Innern der Häuser vorgeht.

Das phantastische Element, die Vielheit der Abenteuer rechtfertigt hier die Einkleidung.

Ja, in Erinnerung bleibt uns als Motiv an sich: Der Teufel, der die Dächer abdeckt.

Gibt es Phantastik und Vielfältigkeit in dem Buch von Barbusse?

Ist es irgendwie wesentlich für die Geschichten, die uns B. erzählt, daß wir sie durch die Vermittlung eines Menschen erfah-

ren, der auf indiskrete Weise den Zufall einer Mauerspalte benützt, um sich in die intimsten Geheimnisse Unbekannter zu drängen?

Es sind im ganzen drei oder vier Novelletten oder Novellen, die uns B. mitteilt.

Als wesentlichste, auch der Ausdehnung nach, erscheint die folgende: Ein alternder, todkranker Mann reist mit einem jungen Mädchen, die ihn aus Dankbarkeit und Hochachtung heiratet. Die Hochzeitsnacht besteht darin, daß sich die junge Frau vor ihm entkleidet. Wenige Tage darauf stirbt er. Der eigentliche Herzensgeliebte der jungen Frau kommt an, sie stürzt ihm in die Arme, gibt sich ihm hin und der Lauscher an der Wand beobachtet die ganze Verführungsszene, von der uns auch kein physiologisches Detail erspart bleibt. Es gibt Schilderungen von außerordentlicher, auch wahrhaft dichterischer Anschaulichkeit, Gespräche von Geist, ja nicht ohne Tiefe.

Immerhin entdeckt und erfährt der Spaltenspäher durchaus nichts, was nicht Dichter und manche andere Menschen gewußt und uns auch in dichterischer Form mitgeteilt haben, ohne wie gekreuzigt an einer Wand zu kleben und das Auge an eine schmale Spalte zu pressen.

Das Neue in der Schilderung von Barbusse ist absolut nichts anderes, als daß wir genötigt sind, uns zu allem, was geschildert wird, ununterbrochen ein Individuum vorzustellen, das den Gesprächen oder Ereignissen beiwohnt, die es absolut nichts angehen und der wahrscheinlich totgeprügelt würde (und zwar mit Recht), wenn man ihn entdeckte.

Der unleidliche Nachbar wohnt unter andern einer Zusammenkunft eines Liebespaares bei, das besonders schöne und melancholische Gespräche führt, die um nichts weniger melancholisch und schön wären, wenn sie uns B. so direkt mitgeteilt hätte, wie es Novellisten und Dramatiker bisher immer getan haben.

Der Nachbar hört auch ein Gespräch zwischen Ärzten über bösartige Neugebilde, das durch seine philosophischen Aspekte wertvoller ist als durch die fachlichen Erörterungen, die eher sentimental als wissenschaftlich zu nennen sind.

Der Nachbar verliert sich auch in tiefsinnige und gleichfalls etwas sentimentale Gedanken über Unendlichkeit, Tod, Kleinheit der Zellen, Entfernungen der Gestirne und ähnliches, Gedanken, die hunderttausendmal gedacht, von B. aber sehr schön vorgetragen werden, allerdings manchmal im Tone eines Mode-

philosophen, der vor eleganten jungen Damen populäre Vorträge hält. Aber selbst wenn es neue Wahrheiten wären (die ich übrigens von niemandem verlange), es ist nicht einzusehen, warum man tagelang durch eine Mauerspalte schauen muß, durch eine Mauerspalte einem melancholischen Liebesgespräch, einer Entkleidung, einem Tod, einer medizinischen Unterhaltung, einer Verführungsszene beiwohnen muß, um auf solche Wahrheiten zu kommen?

Nachdem der ungemütliche Hotelgast seiner Beobachtungen satt geworden ist, begibt er sich auf die Straße, begegnet einer Anzahl von Paaren und beschäftigt sich damit, deren Gedanken zu erraten. Auch hier fehlt es nicht an allerlei Geist, Pessimismus, Gefühl und Menschenkenntnis, aber immer wieder fragen wir uns: Mußte er darum vorerst tagelang durch eine Mauerspalte sehen? Hat er vorher wirklich nicht gewußt, daß es bösartige Neugebilde gibt, daß todkranke Menschen sterben und daß tagtäglich ein paar tausend junge Mädchen ihre Jungfräulichkeit auf teils angenehme, teils schmerzhafte Weise zu verlieren pflegen?

Er begibt sich in ein Restaurant. Am Nebentisch sitzt ein berühmter Romancier mit einigen Freunden. Der Romancier erzählt den Stoff seines neuesten Romanes so laut, daß man es ringsum hören kann. Seltsam. Und welches ist sein Stoff? Er will einen jungen Mann schildern, der in einem Hotelzimmer durch eine zufällig entdeckte Mauerspalte usw.

Unser Hotelgast ist etwas erschüttert, etwas beleidigt. Er steht irgendwie einem Mysterium oder einem Plagiat gegenüber. Doch er tröstet sich damit, daß der Romancier, wie aus flüchtigen Bemerkungen zu entnehmen, die Angelegenheit weniger tiefgründig zu erfassen beabsichtigt als er selbst, der sozusagen unliterarische Beobachter, es getan hat. Ich will über das Buch des berühmten Romanciers nichts vorhersagen. Es wird vielleicht weniger dichterisch sein als das Buch von Barbusse, vielleicht etwas amüsanter und ganz bestimmter weniger prätentiös. Und keineswegs wird es dem berühmten Romancier begegnen, daß er gegen Schluß des Romanes sich selber in ein Restaurant und daneben Herrn Barbusse placiert, der den Stoff zu seinem Roman *L'Enfer* während des Soupers einigen intimen Freunden so vernehmlich anvertrauen wird, daß man es auch an den Nebentischen hören kann.

Nach dem Diner begibt sich der Held des B'schen-Buches in ein Theater. Er sieht ein schlechtes Stück. Flüchtig wird das

oberflächlich-geistreiche Geplauder eines ersten Salon-Aktes skizziert, die Figuren geben sich durchaus als flach oder widerwärtig zu erkennen, und wir müssen glauben und glauben es gerne, daß der Verfasser des Stücks ein ebenso schwacher Poet ist wie der berühmte Romancier aus dem Restaurant. Es ist auch zweifellos wahr, daß es mehr schlechte Stücke und schlechte Romane gibt als gute. Aber zum Teufel noch einmal, hat das unser düsterer Hotelgast nicht gewußt, lang ehe er durch eine Mauerspalte geguckt hat?

Warum hat er uns nicht einfach verschwiegen, daß er all die wunderbaren Dinge eigentlich auf eine unerlaubte und gewissermaßen unappetitliche Art gesehen und gehört hat? Warum hat er nicht von dem ewigen Recht des Dichters Gebrauch gemacht und kühnlich behauptet: All das, was ich Euch da in so schönen Worten mitteile, all das hab ich erfunden und trotzdem ich es nur erfunden habe, ist es wahr und hundertmal wahrer als das, was neugierige oder lüsterne Leute jemals durch Schlüssellöcher erspähen können? *22. 7. 1919*

BEMERKUNGEN ZU ALFRED KERRS SCHRIFTEN

Innere Freiheit, Kunstverstand.

Doch ein famoser Kerl; und das *doch* ist beinahe schon eine Bosheit.

Bei aller inneren Freiheit Dogmatiker.

Er wurzelt im Naturalismus und ist demokratisch begrenzt.

Dies beeinflußt das künstlerische Urteil, fälscht es.

Ich versuche es an einigen meiner Werke nachzuweisen.

Im *Ruf des Lebens* findet er den 3. Akt (den schlechtesten) am besten wegen der Dinge, die der Arzt sagt und die zufällig der Kerrschen Weltanschauung entsprechen. (Man lebt weiter.)

Im *Weiten Land* bemängelt er, daß das Stück zwischen zwei Pistolenschüssen spielt. Dabei kommen beide Pistolenschüsse gar nicht vor. (Korsakows Selbstmord und das Duell.)

Er ist dagegen, daß Hofreiter auch gut Tennis spielt, wünscht also, daß der Dichter auf etwas höchst Charakteristisches, dem Urbild Entnommenes, verzichtet; einem Dogma zuliebe.

Im *Einsamen Weg* aus einem ähnlichen Widerstand heraus, bemängelt er das Korrekte, etwas Posierende an Salas Benehmen,

das formell Snobistische seines Wesens und sieht als künstlerischen Mangel an, was ein Vorzug der Charakteristik ist.

Anläßlich des *Medardus* kommt seine Antipathie gegen Wien zum Ausdruck, wie schon anläßlich Grillparzer, Raimund, sogar Reinhardt[36], für dessen berlinisch-amerikanistisches Gebaren er sein Österreichertum verantwortlich macht.

Allzu oft betont er, daß er nicht nur ein großer Kritiker, sondern auch ein größerer Dichter sei als die meisten derjenigen Autoren, über die er zu schreiben hat. Vielleicht hat er recht; aber er sollte das Urteil der Nachwelt überlassen.

HOFMANNSTHAL: DIE FRAU OHNE SCHATTEN

Als Erzählung von hoher Qualität.

Dabei kühl und maniriert.

Das Symbol des Schattens ebensowenig zwingend wie das der Versteinerung.

Umtausch wäre möglich.

Symbol der unfruchtbaren Frau könnte auch sein, daß sie versteinert – Symbol des herzlosen Mannes, daß er keinen Schatten wirft.

Das Märchenmotiv der Fische scheint mir im Stil nicht zu jenen anderen Symbolen zu stimmen.

Von dichterischer Schönheit die Szene (die in der Oper nicht vorkommt), wie der Kaiser beim Mahle sitzt und von seinen ungeborenen Kindern bedient wird. Doch viel zu weitschweifig.

Ein wenig stört auch die etwas wohlfeile Charakterisierung dieser sonderbaren Erscheinungen durch das sich immer wieder wiederholende: Sie waren da und sie waren zugleich nicht da etc.

Unklar bleibt, welche Prüfungen die Kaiserin und die Färbersfrau eigentlich zu bestehen haben. Da sie durch diese Prüfungen gebessert werden und diese Besserung doch den Sinn des Ganzen ausmacht, müßte man von diesen Prüfungen etwas mehr erfahren.

Barak ist eine sehr gut intentionierte Figur, doch so absichtsvoll übernuanciert, daß man am Ende den Abscheu der Färberin vor ihm beinahe begreifen muß. Es würde wohl genügen, ihn als plump, vierschrötig, ungebildet darzustellen. Wozu noch die Häßlichkeit und Unappetitlichkeit seines Wesens (Froschmaul usw.)?

Die Kaiserin kommt schließlich in den Besitz des Schattens einfach dadurch, daß sie auf den Schatten der Färberin, den sie kaufen wollte, verzichtet. Diese Lösung scheint mir etwas billig.

Im Grunde sieht man auch nicht recht ein (hier bin ich vielleicht etwas zu rationalistisch), warum die Färberin früher keine Kinder bekommen hat. Bekanntlich ist der Wunsch nach Kindern in keiner Weise für die Fruchtbarkeit maßgebend. Auf einer so absolut verkehrten Voraussetzung dürfte auch ein Märchen nicht aufgebaut sein. Wenn willkürlich unter so und so vielen Naturgesetzen gerade eines aufgehoben wird, so haben wir die Empfindung, daß sich der Dichter die Sache zu leicht gemacht hat.

Atmosphäre des Märchens ist eigentlich nirgends zu verspüren.

Der allzu Goethesche Ausklang der letzten Verse wirkt fast wie absichtliche Kopie, nahezu parodistisch.

›SCHWEIGER‹ VON WERFEL

Eine etwas bizarre Krankengeschichte, den medizinischen Erfahrungen der Psychopathologie in keiner Weise entsprechend, medizinisch und dichterisch gleich willkürlich durchgeführt, an der Weltanschauungen, religiöse und politische, ohne zureichenden Grund exemplifiziert werden; zuweilen mit dialektischer Kraft, die bis ins Dramatische reicht.

Daß dieser Einzelfall des Forster-Schweiger für Professor Viereck eine so besondere Bedeutung beansprucht, ist nicht einleuchtend. Sein Verhältnis zu Grund nicht mit Klarheit dargestellt.

Die Visionen der Frau Strohschneider ganz im Gebiet des Okkulten verschwebend und selbst innerhalb dieses Okkultismus wenig zwingend. Es bleibt übrig eine völlig uneinheitliche Handlung, die einer gewissen Spannung nicht entbehrt. Doch wird diese Spannung durch die Willkür des Autors gewissermaßen wieder aufgehoben. Wo kein Gesetz mehr waltet, hört natürlich auch die Spannung auf.

Auf der Bühne könnte die Sache nur durch eine Atmosphäre von Hast und Mystik möglich gemacht werden, von welcher Atmosphäre auch die realeren Vorgänge zu profitieren hätten. Es würde kaum angehen, die Atmosphäre wechseln zu lassen.

Auf die Figur des Grund läßt sich aus technischen Gründen schwer verzichten. Bei der außerordentlichen Unklarheit des Ganzen ist uns natürlich eine Gestalt willkommen, die zur Aufhellung des Prof. Viereck dient und dadurch zur Aufhellung des Verhältnisses des Professors zu dem Helden.

Das Satanische, dessen Macht zu zeigen offenbar des Dichters Absicht ist, läßt sich gerade an diesem, rein pathologischen Fall wenig verdeutlichen. Auch das Pathologische hat seine Gesetze. Es war nicht notwendig, einen total unmöglichen Krankheitsfall zu erfinden.

ANHANG

[1] Bertha von Suttner (1843–1914). Friedensnobelpreisträgerin von 1905. Ihr letzter Brief vom 14. Mai 1914, jetzt im Nachlaß von Arthur Schnitzler, enthält eine herzliche Einladung an den Dichter und seine Frau, »unserem Congress« beizuwohnen.

[2] Sir Edward Grey (1862–1933). Außenminister Großbritanniens 1905–1908 und 1915–1916. Seit 1916: Viscount of Fallodon.

[3] Raymond Nicolas Landry Poincaré (1860–1934). Rechtsanwalt. Seit 1893 Minister mit verschiedenen Ressorts in mehreren Kabinetten der französischen Regierung. 1912–1920 Ministerpräsident der französischen Republik.

[4] Alexander Pavlovič Isvolskij (1856–1919). 1906 Außenminister Rußlands. Als russischer Botschafter in Paris von 1910–1917 sicherte er seinem Land das Bündnis mit Frankreich. Verfaßte Memoiren.

[5] Dr. Josef Redlich, Professor an der Wiener Universität und Parlamentsabgeordneter.

[6] *Schmock:* Anspielung auf den charakterlosen Zeitungsschreiber in Gustav Freytags Lustspiel *Die Journalisten.*

[7] Es folgt eine Analyse der Aufsätze Rollands, deren Ergebnis der obenstehende Satz ist. Die Einzelheiten der Analyse, nicht mehr zum eigentlichen Thema gehörig, sind hier fortgelassen.

[8] Jean Jaurès (1859–1941). Führender Sozialist. Spielte eine wichtige Rolle in der Dreyfus-Affäre. Begründer der *Humanité* und des *Parti socialiste unifié.* Zu der Zeit der Kriegserklärung wurde er von Roger Villain ermordet.

[9] Charles Richet (1850–1935). Physiologe. Arbeiten über Physiologie der Muskeln und Nerven, tierische Wärme, Serum-Therapie. Nobelpreis 1913.

[10] Albert Freiherr von Schrenck-Notzing (1862–1929). Arzt. Kam vom Studium des Hypnotismus zur Parapsychologie. Untersuchung bekannter Medien mit z. T. von ihm zuerst angewandten naturwissenschaftlichen Methoden.

[11] Paul Thiébault (1769–1846). 1800 zum General ernannt, nahm

an den großen Feldzügen des Empire teil und kämpfte besonders in Spanien. Verfasser von sehr lebendigen, aber einseitigen Memoiren.

[12] »Und wenn uns ein Zug . . .« Stephan von Sala zu Julius Fichtner (Der einsame Weg, IV. Akt, 8. Szene).

[13] Theodor Reik, *Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie.* Leipzig-Wien-Zürich 1925.

[14] Habek: nicht ermittelt

[15] Hermann Bahr (1863–1934). Führend im häufig »Jung-Wien« genannten Kreis österreichischer Schriftsteller, dem u. a. auch Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Richard Beer-Hofmann, Karl Kraus und Felix Salten angehörten. War Mitherausgeber der Wiener Wochenschrift *Die Zeit.*

[16] Leopold Reichsfreiherr von Andrian zu Werburg (1875–1951). Diplomat, Schriftsteller. 1918 Generalintendant der beiden Hoftheater in Wien. Im Freundeskreis stets Poldi genannt.

[17] Felix Salten (Pseud. für Siegmund Salzmann) (1869–1947). Schriftsteller, Kritiker. Gehörte zum Kreis des »Jungen Wien«. Zu seinem Roman *Die klingende Schelle* vgl. S. 482–486 dieser Ausgabe.

[18] Die folgenden zehn Aufzeichnungen sind durch einen angehefteten Zettel mit dem Bleistiftvermerk Sch.s »Früheres zum Diagramm« gekennzeichnet. Der Zettel trägt in der rechten oberen Ecke die Jahreszahl 1916, es folgt ein undeutliches Bleistiftzeichen, das eventuell als Fragezeichen gelesen werden könnte. Da die Serie ursprünglich durchlaufend paginiert war – es fehlen allerdings einige Blätter – liegt der Schluß nahe, daß sich die Datierung auf das Ganze bezieht.

[19] Frau Dr. Eugenie Schwarzwald. Leiterin einer bekannten und als modern geltenden Schule in Wien.

[20] *Diagramm:* Der Geist im Wort und der Geist in der Tat.

[21] Schnitzler bezieht sich hier auf das Drama *Der Schleier der Beatrice* und die Pantomime *Der Schleier der Pierette.*

[22] Ola Hansson (1860–1925). Schwedischer Schriftsteller. Von Nietzsche beeinflußt. Gegner des Naturalismus; schrieb einige Werke in deutscher Sprache.

[23] Nicht Mathäus von Collin, der Begründer der *Wiener Jahrbücher der Literatur* und der *Wiener literarischen Zeitung*, war der Autor des längst vom Spielplan verschwundenen *Regulus* (Erstaufführung: Burgtheater 1801), sondern sein älterer Bruder, der Lyriker Heinrich Joseph von Collin (1772–1811).

[24] Zur Datierung vgl.: *Zum Wesen der Kritik* [I], Notiz von 1908 (S. 402); *Kritik und Fälschung:* die Notiz von ca. 1929 (S. 436); und »mit ruhigem Gewissen« ... (S. 443 f).

[25] Hauer. Journalist an der *Schaubühne.*

[26] Hans Puchstein. (1865–?) Präsident der Deutsch-Österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft, Chefredakteur des *Deutschen Volksblattes, Wien.*

[27] Oskar Blumenthal (1852–1917). Berliner Theaterkritiker und Redakteur. Gründete 1888 das Lessingtheater, das er bis 1897 leitete. Verfasser mehrerer Lustspiele, z.T. gemeinsam mit Gustav Kadelburg. (z.B. *Im weißen Rössl.*)

[28] Gustav Kadelburg (1851–1925). Schauspieler. Lustspieldichter, meist in Zusammenarbeit mit Oskar Blumenthal und F. von Schönthan.

[29] Henry Bidou (1873–1943). Französischer Theater- und Literaturkritiker. Schriftsteller.

[30] Paul Geraldy (Pseud. für Paul Lefèvre) (geb. 1885). Erfolgreicher Lyriker und Dramatiker.

[31] Josef Körner (geb. 1888) Literaturwissenschaftler, Privatdozent an der Deutschen Universität in Prag und Gymnasialprofessor. Verfasser von: *Arthur Schnitzlers Gestalten und Probleme* (Zürich, Leipzig, Wien 1921) und mehrerer Artikel über Schnitzler.

[32] Es folgen einige kurze Notizen zu den apriorischen Vorteilen des Kritikers und des Künstlers sowie zu den Arten und Motiven der Fälschung, die jedoch sämtlich in dieser Mappe separat ausgeführt erscheinen und daher an dieser Stelle nicht wiederholt werden.

[33] Es folgt hier eine Liste von zwölf bereits vorstehend behandelten Arten der Fälschung, deren abermalige Wiedergabe somit überflüssig ist.

[34] *Vortrag von B. über mich in Wiesbaden:* es könnte sich um den Kritiker Henry Bidou handeln.

[35] *A. P. nach dem großen Wurstl:* vermutlich Alfred Polgar.

[36] Max Reinhardt (Pseud. für Max Goldmann) (1874–1943). Schauspieler, Regisseur. Direktor des Deutschen Theaters Berlin 1905 –1920, 1924–1933. Seit 1924 Direktor des Theaters in der Josefstadt, Wien. Initiator der Salzburger Festspiele. Begründete einen neuen Aufführungsstil.

Adrian, Leopold Reichsfreiherr von Adrian zu Werburg (Poldi) 346, 508
Alexander der Große 361, 368
Altenberg, Peter (eigtl. Richard Engländer) 351
Anatol s. Schnitzler, Arthur
Au-dessus de la mêlée s. Rolland, Romain

Bahr, Hermann 346, 508
Balzac, Honoré de 388
Barbusse, Henri
L'Enfer (*Roman, 1908*) 486–489
Barrès, Maurice 195
Beatrice (Der Schleier der Beatrice) s. Schnitzler, Arthur
Beethoven, Ludwig van 21, 36
Eroica (*Symphonie Nr. 3 in Es-Dur op. 55, 1804*) 36
Bernhardi (*Professor Bernhardi*) s. Schnitzler, Arthur
Bethmann Hollweg, Theobald von 227
Bidou, Henry 445, 456, 509
Bismarck, Otto Fürst von 478
Blumenthal, Oskar 440, 509
Blumenthal, Oskar – Kadelburg, Gustav
Im weißen Rössl (*Lustspiel, 1898*) 408
Boccaccio, Giovanni 314
Brandes, Georg 403
Bruckner, Anton 478
Die Büchse der Pandora s. Wedekind, Frank
Bunzl 458

Caesar, Gaius Julius 36, 170, 361 f., 368
Christus 21, 170, 254, 261 f., 265, 278, 427
Clausewitz, Karl von 205
Clavigo s. Goethe, Johann Wolfgang von
Collin, Heinrich Joseph von 508
Regulus (*Tragödie, 1802*) 395
Collin, Matthäus von 395, 508

Dalago 475
Dehmel, Richard 204
Demetrius s. Schiller, Friedrich von
Deutsches Wörterbuch s. Heyne, Moriz
Le diable boiteux s. Lesage, Alain-René
Dorothea Angermann s. Hauptmann, Gerhart

Einsame Menschen s. Hauptmann Gerhart
Der einsame Weg s. Schnitzler, Arthur
Eisner, Kurt 218
L'Enfer s. Barbusse, Henri
Eroica s. Beethoven, Ludwig van

Ethik des Sozialismus s. Habek

Faust s. Goethe, Johann Wolfgang von
Ferdinand, König von Rumänien 218
Ficker 475
Flaubert, Gustave 195
Franz von Assisi 21, 258
Franz Ferdinand, Erzherzog 194, 196
Fräulein Else s. Schnitzler, Arthur
Die Frau des Weisen s. Schnitzler, Arthur
Die Frau ohne Schatten s. Hofmannsthal, Hugo von
Freiwild s. Schnitzler, Arthur
Fréron, Elie-Catherine 297
Freytag, Gustav
Die Journalisten (*Lustspiel, 1854*) 204
Friedrich II., der Große, König von Preußen 221, 271, 277

Das Gänsemännchen s. Wassermann, Jakob
Gans von Ludassy, Julius
Der letzte Knopf (*Volksstück, 1900*) 408
Genofeva (*Genoveva*) s. Hebbel, Friedrich
Geraldy, Paul (eigentl. Paul Lefèvre 445, 509
Gerstenberg, Heinrich W.
Ugolino (*Tragödie, 1769*) 421
Geständniszwang und Strafbedürfnis s. Reik, Theodor
Goethe, Johann Wolfgang von 21, 36, 55, 195, 249, 284, 387f., 403, 421, 423f., 439, 449, 491
Clavigo (*Trauerspiel, 1774*) 387
Faust (*Tragödie 1808*) 36, 396 *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand* (*Drama, 1773*) 426
Leiden des jungen Werthers (*Roman, 1774*) 387, 426
Torquato Tasso (*Schauspiel, 1790*) 387
Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand s. Goethe, Johann Wolfgang von
Der greise Dichter s. Schnitzler, Arthur
Grey, Sir Edward 195, 198, 507
Grillparzer, Franz 394f., 490
Die Jüdin von Toledo (*Historisches Trauerspiel, 1873*) 408
Große Szene s. Schnitzler, Arthur
Großer Wurstl (*Zum großen Wurstel*) s. Schnitzler, Arthur
Der grüne Kakadu s. Schnitzler, Arthur
Gundolf, Friedrich 359–362

Habek
Ethik des Sozialismus (*1925*) 340
Hamlet s. Shakespeare, William
Hansson, Ola 389f., 404, 508
Hauer 422, 509
Hauptmann, Gerhart 387
Dorothea Angermann (*Schauspiel, 1926*) 473
Einsame Menschen (*Drama, 1891*) 471ff.
Michael Kramer (*Drama, 1900*) 462

Hebbel, Friedrich 387, 394, 403, 449
Genoveva (*Tragödie, 1840 bis 1841*) 387
Judith (*Tragödie, 1839–1840*) 387
Maria Magdalena (*Bürgerliches Trauerspiel, 1843*) 387, 421
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 197
Heine, Heinrich 407
Der Herr von Abadessa (Verfasser nicht ermittelt) 408
Heyne, Moriz
Deutsches Wörterbuch (*1905–1906*) 147
Heyse, Paul 387
Hofmannsthal, Hugo von 346, 424f.
Die Frau ohne Schatten (*Erzählung und Opernlibretto, 1919*) 490f.
Horst 398

Ibsen, Henrik 400, 470
Peer Gynt (*Schauspiel, 1867*) 470
Die Wildente (*Dramatisches Gedicht, 1884*) 470
Im weißen Rössl s. Blumenthal, Oskar – Kadelburg, Gustav
Isvolskij (Iswolski), Alexander Pavlovič 198, 507

Jaurès, Jean 218, 507
Jean Paul (eigtl. Jean Paul Friedrich Richter) 277
Johanna (*Die heilige Johanna*) s. Shaw, George Bernhard

Die Journalisten s. Freytag, Gustav
Die Jüdin von Toledo s. Grillparzer, Franz

Kabale und Liebe s. Schiller, Friedrich von
Kadelburg, Gustav 440, 509
Kadelburg, Gustav – Blumenthal, Oskar
Im weißen Rössl (Lustspiel, 1898) 408
Kakadu (*Der grüne Kakadu*) s. Schnitzler, Arthur
Kant, Immanuel 72
Karl V., Kaiser 229
Katharina II., die Große 221
Kerr, Alfred 489f.
Kipling, Rudyard 191, 194
Kleist, Heinrich von 101f., 394, 421, 424
Der zerbrochene Krug (*Lustspiel, 1806*) 408
Die klingende Schelle s. Salten, Felix
König von Italien s. Viktor Emanuel III.
König von Rumänien s. Ferdinand
Körner, Josef 446, 509
Komödie der Worte s. Schnitzler, Arthur
Die Kosaken s. Tolstoi, Leo Graf
Kraus, Karl 372, 475f.
Krieg und Frieden s. Tolstoi, Leo Graf

Lear (*König Lear*) s. Shakespeare, William
Das Leben der Bienen s. Maeterlinck, Maurice

Leibniz, Gottfried Wilhelm 271
Lenin (eigtl. Wladimir Iljitsch Uljanow) 237
Lesage, Alain-René
Le diable boiteux (*Roman, 1707*) 486
Lessing, Gotthold Ephraim 403, 449
Der letzte Knopf s. Gans von Ludassy, Julius
Letzte Masken (*Die letzten Masken*) s. Schnitzler, Arthur
Leutnant Gustl s. Schnitzler, Arthur
Liebelei s. Schnitzler, Arthur
Lionardo da Vinci 417
Lippmann
Weltschöpfung und Weltanschauung 245–399
Lucius 393–399
Ludwig XIV., König von Frankreich 221
Luther, Martin 146

Das Märchen s. Schnitzler, Arthur
Maeterlinck, Maurice 191, 194
Das Leben der Bienen (*Naturbetrachtung, 1901*) 194
Monna Vanna (*Drama, 1902*) 194
Mann, Heinrich
Die Unschuldige (*Erzählung, 1910*) 474
Maria Magdalena s. Hebbel, Friedrich
Maria Theresia, Kaiserin von Österreich 221
Marionetten s. Schnitzler, Arthur
Medardus (*Der junge Medardus*) s. Schnitzler, Arthur
Die Meistersinger von Nürnberg s. Wagner, Richard
Michael Kramer s. Hauptmann, Gerhart
Michelangelo Buonarotti 21
Moses (*Marmorfigur für das Grabmal des Papstes Julius II., 1513–1514*) 396
Der Mörder s. Schnitzler, Arthur
Mohammed 170, 278
Molière (eigtl. Jean-Baptiste Poquelin) 440
Monna Vanna s. Maeterlinck, Maurice
Moses s. Michelangelo Buonarotti
Mussolini, Benito 362

Napoleon Bonaparte 33, 36, 170, 271, 277, 361, 368
Nietzsche, Friedrich 278
Nikolaus II., Zar 194, 196

Österreichischer Thronfolger s. Franz Ferdinand, Erzherzog
Ohnmacht s. Schnitzler, Arthur
Olivia s. Wassermann, Jakob
Ovid (Publius Ovidius Naso) 314

Peer Gynt s. Ibsen, Henrik
Peter von Serbien, König 218
Platon 278
Poincaré, Raymond Nicolas Landry 198, 237, 507
Polgar, Alfred 462, 509
Puchstein, Hans 424f., 509

Raimund, Ferdinand 490
Die Räuber s. Schiller, Friedrich
Redlich, Josef 200
Regulus s. Collin, Heinrich Joseph von
Reigen s. Schnitzler, Arthur
Reik, Theodor
Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie (1925) 337, 508
Reinhardt (eigtl. Goldmann), Max 490, 509
Richet, Charles 270, 507
Rolland, Romain 194
Au-dessus de la mêlée (*Politische Aufsätze, 1915*) 214
Romeo und Julia s. Shakespeare, William
Rousseau, Jean-Jaques 195
Der Ruf des Lebens s. Schnitzler, Arthur
Russische Soldatengeschichten s. Tolstoi, Leo Graf

Salten, Felix (eigtl. Siegmund Salzmann) 346, 508
Die klingende Schelle (*Roman, 1914*) 482–486
Schiller, Friedrich von 394f., 421
Demetrius (*Fragment, 1805*) 462
Kabale und Liebe (*Bürgerliches Trauerspiel, 1784*) 421
Die Räuber (*Schauspiel, 1781*) 459
Wilhelm Tell (*Schauspiel, 1804*) 462
Schmock s. Freytag, Gustav, *Die Journalisten*
Schnitzler, Arthur
Anatol (*Dramenzyklus, 1888–1891*) 296
Der einsame Weg (*Schauspiel, 1903*) 296, 462, 489f.
Fräulein Else (*Erzählung, 1924*) 445, 448
Die Frau des Weisen (*Novelle, 1896*) 296
Freiwild (*Schauspiel, 1896*) 381
Der greise Dichter (*Unveröffentl. Jugendnovelle*) 381
Große Szene (*Einakter, 1915*) 463
Der grüne Kakadu (*Groteske, 1898*) 296, 381
Im Spiel der Sommerlüfte (*Schauspiel, 1929*) 453
Der junge Medarus (*Dramatische Historie, 1909*) 295f., 490
Komödie der Worte (*Drei Einakter, 1915*) 296, 458f.
Die letzten Masken (*Schauspiel, 1900–1901*) 381
Leutnant Gustl (*Erzählung, 1900*) 381
Liebelei (*Schauspiel, 1894*) 296, 458, 463, 466
Das Märchen (*Schauspiel, 1891*) 381
Marionetten (*Drei Einakter, 1902–1904*) 296
Der Mörder (*Erzählung, 1910*) 485
Ohnmacht (*Gedicht, 1891*) 381
Professor Bernhardi (*Komödie, 1912*) 296
Reigen (*Schauspiel, 1896–1897* 296

Der Ruf des Lebens (*Schauspiel, 1905*) 296, 489
Der Schleier der Beatrice (*Schauspiel, 1899*) 296, 382
Die Toten schweigen (*Erzählung, 1897*) 382
Der Weg ins Freie (*Roman, 1905–1907*) 171–174, 296
Das weite Land (*Tragikomödie, 1910*) 296, 489
Zum großen Wurstel (*Burleske, 1904*) 462
Zwischenspiel (*Komödie, 1904*) 296
Schrenck-Notzing, Albert Freiherr von 270, 507
Schwarzwald, Eugenie 351, 508
Schweiger s. Werfel, Franz
Shakespeare, William 324, 326, 388, 394f., 400, 406, 421, 440, 450, 464
Hamlet, Prinz von Dänemark (*Drama, 1600–1602*) 462
König Lear (*Drama, 1605*) 462
Romeo und Julia (*Schauspiel, 1595*) 408
Shaw, George Bernard
Die heilige Johanna (*Dramatische Chronik, 1923*) 459
Sophokles 394
Spiel der Sommerlüfte (*Im Spiel der Sommerlüfte*) s. Schnitzler, Arthur
Spinoza, Baruch 397
Stein 398
Stendhal (eigtl. Henri Beyle) 195
Strindberg, August 371
Suttner, Bertha von 187f., 507
Taine, Hippolyte 403
Tasso (*Torquato Tasso*) s. Goethe, Johann Wolfgang von
Thiébault (Thibault), Paul 271, 508
Tizian (eigtl. Tiziano Vecellio) 417
Venus von Urbino (*Gemälde, 1538*) 324
Tolstoi, Leo Graf
Die Kosaken (*Erzählung, 1862*) 325
Krieg und Frieden (*Roman, 1864–1869*) 325
Russische Soldatengeschichten (*Erzählung, 1887*) 325
Die Toten schweigen s. Schnitzler, Arthur

Ugolino s. Gerstenberg, Heinrich, W.
Die Unschuldige s. Mann, Heinrich

Venus von Urbino s. Tizian
Verlaine, Paul 346
Viktor Emanuel III., König von Italien 218
Voltaire (eigtl. François-Marie Arouet) 195, 297

Wagner, Richard 478
Die Meistersinger von Nürnberg (*Oper, 1868*) 380
Wassermann, Jakob
Das Gänsemännchen (*Roman, 1915*) 476–480
Olivia (*Roman*) 481
Wedekind, Frank 371
Die Büchse der Pandora (*Drama, 1904*) 313

Der Weg ins Freie s. Schnitzler, Arthur
Das weite Land s. Schnitzler, Arthur
Weltschöpfung und Weltanschauung s. Lippmann
Werfel, Franz
Schweiger (*Drama, 1922*) 491 f.
Werther (*Leiden des jungen Werthers*) s. Goethe, Johann Wolfgang von
Wilde, Oscar 286
Wildenbruch, Ernst von 440
Die Wildente s. Ibsen, Henrik
Wilhelm II., Kaiser 218, 237
Wilhelm Tell s. Schiller, Friedrich von
Wilson, Thomas Woodrow 218, 237

Zar s. Nikolaus II.
Der zerbrochene Krug s. Kleist, Heinrich von
Zwischenspiel s. Schnitzler, Arthur

INHALT

BUCH DER SPRÜCHE UND BEDENKEN 7
Sprüche in Versen 9
Ahnungen und Fragen 18
Schicksal und Wille 39
Verantwortung und Gewissen 41
Beziehungen und Einsamkeiten 52
Wunder und Gesetze 71
Tageswirren, Gang der Zeiten 80
Werk und Widerhall 96
Kleine Sprüche 126

DER GEIST IM WORT UND DER GEIST IN DER TAT 135
Der Geist im Wort 137
Ein Zwischenkapitel über Begabungen und Seelenzustände 152
Der Geist in der Tat 161

[VERSTREUT ERSCHIENENES] 167

[APHORISMEN UND BETRACHTUNGEN AUS DEM NACHLASS] 185
Und einmal wird der Friede wiederkommen 187
[Politik, Gesellschaft] 231
[Philosophie, Ethik] 241
[Glaube, Religion] 254
[Psychologisches] 267
[Freundschaft, Frauen] 286
Sprüche in Versen 294
Parabeln 302
Antworten auf Rundfragen 313
Zu ›Sprüche etc.‹ vorbereitet gewesen, doch zurückgelegt 327
Zu den Diagrammen 346
[Materialien zu einer Studie über Kunst und Kritik] .. 362

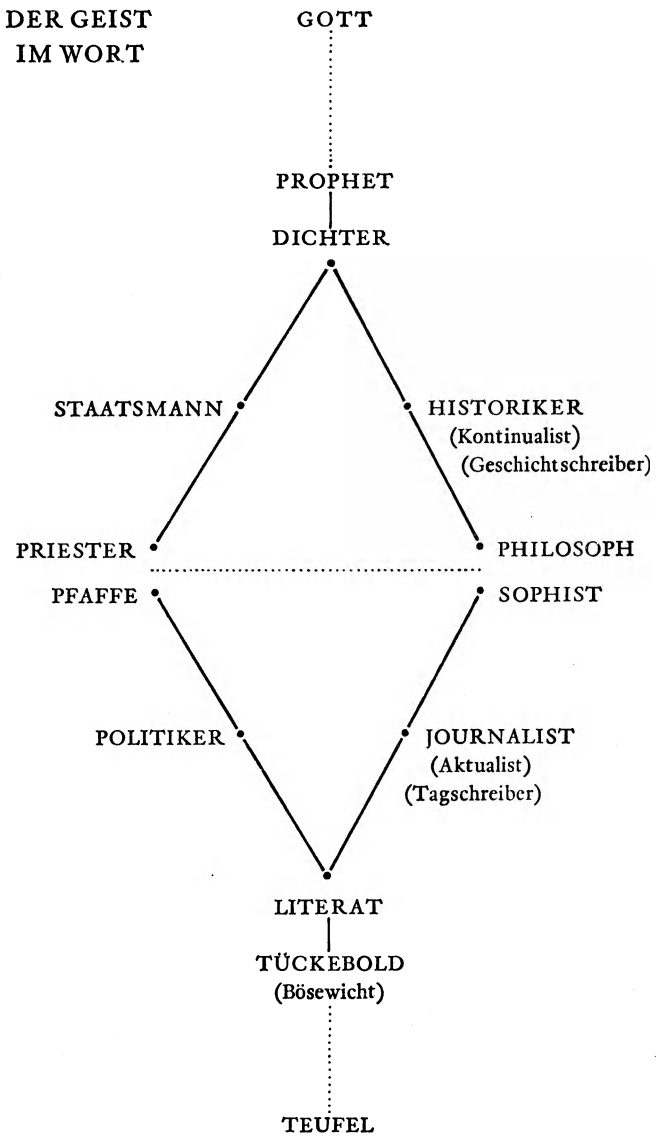
Methoden 449
Kritisches 470

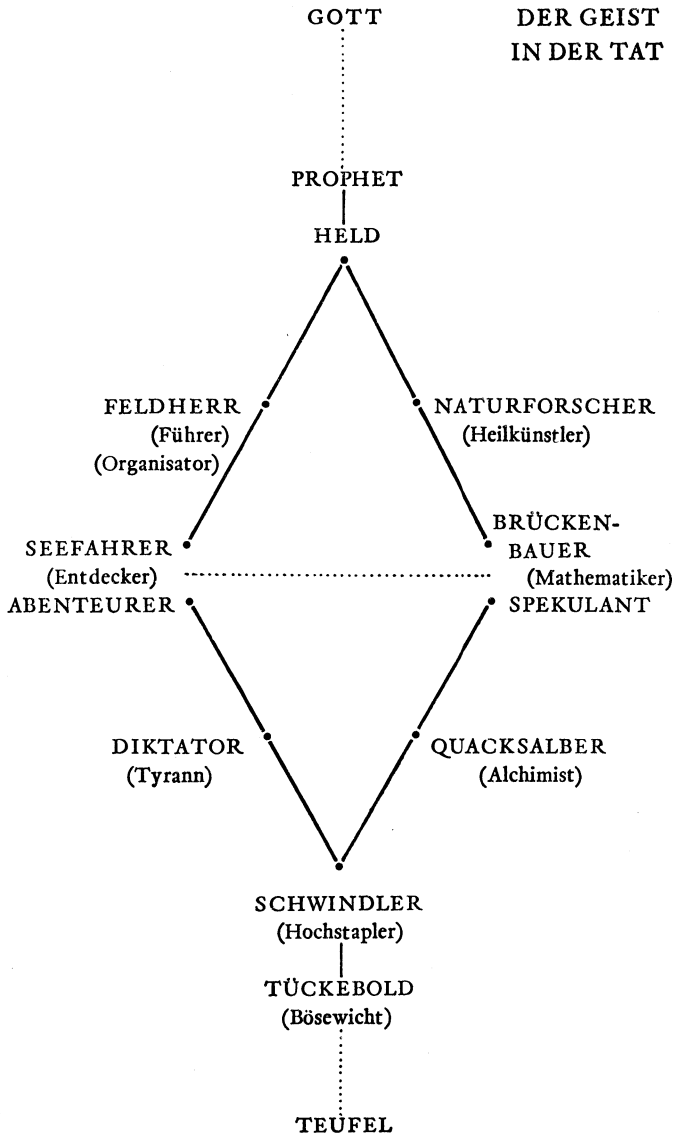
ANHANG 493
Nachwort 495
Anmerkungen 507
Register 510

Satz: Friedrich Pustet in Regensburg
Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege
Einband: Ludwig Fleischmann, Fulda

DIAGRAMME

Zu ›Der Geist im Wort und der Geist in der Tat‹


DER GEIST
IM WORT
GOTT
PROPHET
DICHTER
STAATSMANN
HISTORIKER
(Kontinualist)
(Geschichtschreiber)
PRIESTER
PHILOSOPH
PFAFFE
SOPHIST
POLITIKER
JOURNALIST
(Aktualist)
(Tagschreiber)
LITERAT
TÜCKEBOLD
(Bösewicht)
TEUFEL


GOTT
DER GEIST
IN DER TAT
PROPHET
HELD
FELDHERR
(Führer)
(Organisator)
NATURFORSCHER
(Heilkünstler)
SEEFAHRER
(Entdecker)
BRÜCKEN-
BAUER
(Mathematiker)
ABENTEURER
SPEKULANT
DIKTATOR
(Tyrann)
QUACKSALBER
(Alchimist)
SCHWINDLER
(Hochstapler)
TÜCKEBOLD
(Bösewicht)
TEUFEL